AGB
Ч а. 16
Т 4

Ma 16/3

K.B. GYMNASIAL-BIBLIOTHEK
BAMBERG

Ma 16
3

Zur Kunde
fremder
Völker und Länder.

Aus französischen Mißionsberichten.

Vierter und letzter Band.

Mit einer Karte.

KÖNIGL. BIBLIOTHEK
HANNOVER

Mit Churſächſiſcher gnädigſter Freyheit.

Leipzig,
in der Weygandſchen Buchhandlung.
1783.

Staatliche
Bibliothek
Bamberg

Vorerinnerung.

Dieser letzte Band enthält neune des Originals. Er handelt, so wie diese, blos von Sina. Da über dieses Land schon so vieles geschrieben ist, da wir schon die Mémoires sur la Chine, deutsch, mit Herrn Professors Meiners vortreflichen Anmerkungen, besitzen, und auch noch Sonnerat's Beschreibung sei-

ner neuesten Reise dahin, entgegensehn, so habe ich mich bey dem Auszuge dieser

neun Bände, noch kürzer eingeschränkt, als bey meinen vorhergehenden; zumahl da der Herr Verleger wünschte, daß das Werk nicht über vier Bände begreifen mögte, und es bey einer größern Weitläuftigkeit leicht zu fünf hätte anwachsen können. Gotha, im Februar, 1783.

Reichard.

I.

Von Sina überhaupt: Schreiben des Vaters Laureati aus dem italienischen: Getrayde — Obst — Mangelbaum — Litschi — Zuckerrohr — Bambus — Wachs — Blumenflor — Bethel — Thee — Reißwein — Weinbau — Bergwerke — Sinesisches Gold — Münzwesen — Geldwaagen — Fabriken — Seide — Tücher — Porcellan — Tabak — Lakirte Arbeiten — Reiß — Speisen — einige Gerichte des Landes — Butter — Art zu reisen — Pferde — Tigerart und ihre Jagd — Ungeziefer — der Sinsing — der Bärmensch — das Tigerpferd — der Bisambock — Vögel schöne Schmetterlinge — Goldfisch — versteinerte Krebse — Fisch Hai-sieng — Fisch Hoahieng — Fischlauch — Pagoden — Pagode zu Emuy — Bonzen.

Sina hat einen Ueberfluß an allen Arten von Getrayde. Es trägt Waizen, Gerste, Hirse, Rocken, Reiß, welcher die allergewöhnlichste Nahrung der Sinesen ist. Das Gemüse ist daselbst so gemein, daß man das Vieh damit füttert. Das Erdreich bringts jährlich zwey oder dreymal in den meisten Provinzen hervor, welches eben so wohl ein Beweis für die Industrie des Volks, als für die Fruchtbarkeit des Bodens ist.

Man hat hier verschiedene Arten Obst, als Birnen, Aepfel, Quitten, Citronen, Limonien, Bananas-Feigen, Zuckerrohr, Goyaven, Weintrauben, Kürbisse, Gurken, Nüsse, Pflaumen, Abricosen, Kokos; aber keine Oliven und Mandeln. Die Feigen die von Europa nach Sina gebracht worden sind, arten nicht aus; die Pomeranzen von Sina, die in Europa so sehr geschätzt werden, sind hier so gemein, als in Normandie die Aepfel, und so wohlfeil, daß man für drey Groschen eine ganze Pferde-Last bekommt. Unter den Früchten die uns unbekannt, und in Sina zu Hause sind, haben mir der Mangle, und der Lisy oder Litschi am vorzüglichsten geschienen. Der Mangle gefällt durch seinen Geruch; das Fleisch ist gelb, und enthält einen so scharfen Saft, daß die Flecken davon unauslöschlich sind; man behauptet, daß sein Kern ein sicheres Mittel wider die rothe Ruhr sey. Der Litschi hat den Geschmack der Muscattraube; er ist von der Größe einer Zwetsche oder Mispel. Das Fleisch ist derb, und hat die Farbe einer Weinbeere, der man die Haut abgezogen hat. Der Kern ist dick und schwarz; wenn man diese Frucht trocknet, so schmeckt sie wie Rosinen. Die Sinesen heben sich Vorräthe davon das ganze Jahr durch auf, und thun sie unter dem Thee, dem sie alsdenn einen schwachen, angenehm-säuerlichen Geschmack giebt.

Man findet in allen Sinesischen Provinzen Granatbäume, Ananas, Avogadas, und mehrere

dergleichen Früchte, die in beyden Jndien wachsen. Der Boden erzeugt auch viele von unsern Pflanzen und Küch=Gewächsen, als Sallat, Spinat, Kohl, und alle Arten von Wurzeln.

Zuckerrohr wird fast in allen mittäglichen Provinzen gebaut, und der Zuckercandi wird nicht theurer als vier Sols das Pfund an die Europäer verkauft; den Eingebohrnen kommt er ungleich wohlfeiler zu stehen. Das gemeine Volk ißt sehr viele von diesen Zuckerröhren, und ich wundre mich, daß der Genuß dieses Products, der in unsern französischen Kolonien der Gesundheit so schädlich ist, hier keine Krankheiten verursacht.

Es giebt in Sina keine Eichen, aber einen Baum, den wir den Eisenbaum, wegen seiner Härte nennen, und welcher den Mangel der Eiche ersetzt. Man hat Fichten, Eschen, Ulmen, Palmen, Cedern. Die Sinesen betrachten diesen letzten Baum, wie wir die Cypresse. Sie bedienen sich seiner bey Begräbnissen.

Der gemeinste und nützlichste Baum ist der Bambus, dessen Aeste dem Schilf oder Rohr gleichen. Ein hartes, hohles Holz, mit Knoten und Schößlingen, wie das Rohr. Die Sinesen verfertigen ihre Betten, Tische, Stühle, Fächer, und unzählige andre Dinge daraus, die sie mit einem schönen Lack überziehn.

Es giebt auch mediciniſche Kräuter und Wurzeln, die in Europa unbekannt seyn würden, wenn nicht der Handel mit den Sinesen sie in

Aufnahme gebracht hätte. Die Rhabarber ist die vornehmste und berühmteste. Die Quina, das Santun, beyde in Portugal berühmt, und unzählige andre Heil = Pflanzen, gehören auch hieher.

Man findet hier verschiedene Arten von Wachs. Außer demjenigen, welches die Bienen aus dem Saft der Blumen und Blüthen bereiten, hat man noch ein andres Wachs, das weit weisser ist, und ein ungleich helleres, und glänzendes Licht von sich giebt. Es ist das Werk gewisser kleiner Würmer, die man auf Gebüschen und Gesträuchen, wie die Seidenwürmer aufzieht.

Ich habe nicht viele Blumen in der Provinz Fokien gesehn, aber, wenn man mich auch nicht versichert hätte, daß deren von allen Arten in denen, mehr abendländischen, Provinzen anzutreffen wäre, so würden mich doch schon die Stickereyen, und die feinen und lebhaften Schattirungen und Farben der Blumen, die man darauf erblickt, überzeugt haben, daß die Natur die Muster dazu herfürgebracht haben müsse.

Die Sinesen, wie fast alle morgenländische Völker, gebrauchen sehr stark die Bethel = Blätter, als ein bewährtes Hülfsmittel wider alle Krankheiten, welche die Brust, oder den Magen angreifen. Der Strauch welcher diese Blätter giebt, wächst wie der Epheu, und schlingt sich um die Bäume. Das Blatt ist länglich gestaltet, vorne spitzig, und nach dem Stiel zu breit, und

von Farbe Grasgrün. Sie thun ungelöschten Kalk darauf, und in die Mitte eine Areka-Nuß, die viel ähnliches von der Muscatnuß hat. Sie kauen beständig von diesen Blättern, und behaupten, daß diese Mischung das Zahnfleisch, das Gehirn, und die Mandeln am Halse stärke, die Galle zertheile, und ein Preservativ wider die Engbrüstigkeit sey, eine Krankheit, welche die Hitze des Himmelsstrichs, in den mittägigen Provinzen sehr gemein macht. Sie führen den Bethel und Areka in Büchsen, und bieten sie sich einander an, wie wir, wenn wir uns begegnen, den Schnupftabak.

Der Thee, das Lieblingsgeiränke der Sinesen, heißt hier Theca. Dieses Kraut und sein Gebrauch ist in Europa so allgemein bekannt, als in Spanien die Chocolate, so, daß ich mich gar nicht mit einer Beschreibung davon aufzuhalten brauche. Ich habe unterdessen bemerkt, daß, obgleich die Sinesen von Morgen bis in den Abend Thee trinken, (denn höchst selten trinken sie kaltes und pures Wasser), sie doch sehr wenig auf einmal, und in kleinen Tassen nehmen. Sie schelten uns Leckermäuler, und behaupten, daß uns dieses Getränke nicht so gut bekommen könne, als es uns bekommen würde, wenn wir nur kleine Schlucke, und oft thäten.

Der beste Thee wächst in der Provinz Nanking. Der Strauch woran er wächst, breitet sich in viele kleine Aeste aus; seine Blüthen fallen ins gelbliche, und riechen wie Veilchen. Man

spürt dieses noch, selbst wenn die Blüthe welk ist: die ersten Blätter werden im Frühjahr gepflückt, weil sie alsdenn weit weicher und zärter sind. Man dürrt sie an einem kleinen Feuer, in irdenen Gefäßen, und rollt sie auf Matten, die mit Baumwolle belegt sind. Man verkauft sie durch das ganze Reich, in bleyernen Büchsen, mit Weiden und Schilf umwunden.

Der Kayser-Thee, wie wir ihn nennen, ist der theuerste, und nach meinem Geschmack, der minder gute. Seine Blätter sind breiter, aber auch bitterer als die des gewöhnlichen grünen Thees. Man muß auch wissen, daß die Sinesen den besten Thee für sich behalten, und daß der, den man uns nach Europa bringt, oft mehr als einmal in den Sinesischen Theekesseln gekocht hat. Sie behaupten ferner, daß man den Thee, sonderlich den grünen, ohne Zucker trinken soll. Diejenigen, denen seine Bitterkeit zu sehr auffällt, nehmen ein Stück Zuckercandi in Mund, das für neun bis zehn Schlucke hinreicht. Ich habe in der That gefunden, daß der Thee, auf diese Art genommen, weit angenehmer, und selbst weit gesünder ist.

Ich weiß nicht, ob ich den Namen, Wein, einem Getränke geben darf, dessen sie sich bey Tafel bedienen. Es ist aus Reiß und Wasser gemacht. Ich finde es weit unter dem Cyder und Bier, und warm ist es ein abscheulicher Trank. Sie sagen, es sey sehr gesund. Allein ich habe

gesehn, daß ihnen der gute Wein so gut behagt, als uns.

Sie haben Weinstöcke, allein sie vernachläßigen ihren Anbau, entweder weil sie nicht damit umzugehen wissen, oder weil die Eigenschaften des Erdreichs verhindern, daß die Beeren zu ihrer gänzlichen Reife gelangen. Sie wärmen das Wasser, den Wein, und überhaupt alle ihre Getränke, und erst seit einigen Jahren (1714.) hat man in der Provinz Peking angefangen, über Eis zu trinken; dieser Gebrauch ist aber noch nicht bis in die mittäglichen Provinzen gedrungen. Ich weiß nicht, ob ich dieser Gewohnheit, alles warm zu trinken, die Gesundheit zuschreiben soll, deren sie genießen. Zipperlein und Steinschmerzen, sind ihnen unbekannte Krankheiten. Unterdessen trinken sie doch, bis zum Uebermaaß, von dem Reiß-Wein, dessen ich oben gedacht habe. Sie berauschen sich sogar oft darin, aber sie thun dieses allezeit des Nachts, weil sie nicht leiden können, daß die Sonne Zeuge ihrer Unmäßigkeit seyn soll.

Man findet in Sina Gold-Silber-Kupfer-Eisen-Bley-Zinn-Bergwerke. Außer dem gewöhnlichen Kupfer hat man noch ein weißes, das so fein und gereinigt ist, daß es den Silber-Strich hält. Die Japaneser bringen noch ein andres Kupfer nach Sina, das gelblich ist, und in Barren verkauft wird; es hält den Goldstrich, und die Sineser bedienen sich desselben zu allerley

Hausrath. Man sagt, daß dies Kupfer keinen Grünspan erzeuget.

Das Sinesische Gold ist nicht so rein, als das Brasilische, aber, im Verhältniß kauft man es auch weniger theuer, und es ist siebenzig an hundert zu gewinnen, wenn man es nach Europa bringt. Die Sinesen haben einige goldene und silberne Gefäße, allein hierinn suchen sie nicht ihren größten Luxus.

Ich habe sagen hören, daß die alten Sinesischen Kayser ihrem Volke den Bergwerks-Bau verboten haben, weil man nicht seinen Zweck erreichen würde, das Reich blühend zu machen, wenn man die Einwohner den bösartigen Dämpfen der Erde in den Minen aussetzte. Jetzt ist man nicht mehr so sorgsam, und die heutigen Sinesen treiben einen großen Verkehr mit Gold; man muß aber guter Kenner seyn, um sich ihnen anzuvertrauen, weil eine so große Gleichheit zwischen diesem Golde, und dem vorgedachten, gelben Kupfer aus Japan, herrscht.

Ihre Könige, sagt Pater Martini, haben niemals zugeben wollen, daß Gold und Silber vermünzt werde, um allen Betrügereyen bey dieser Nation vorzubeugen, die sehr geitzig ist. Sie nehmen und geben das Gold und Silber nach dem Gewicht aus, und wissen sehr gut zu unterscheiden, ob es rein, oder versetzt ist. Oft bedienen sie sich auch des Goldes im Kauf, aber alsdenn ist es Waare und nicht Münze. Daher

kommt es, daß das Silber immer in kleine Stücken zerhackt ist.

Es ist keine andre Münze im Umlauf, als gewisse, platte und runde Stücken Kupfer, mit einem viereckigen Loche in der Mitte, um sie bequem anzuschnüren. Alles wird nach dem Gewichte verkauft und gehandelt. Der Pic oder Quintal, hält 100 Catis oder Pfunde; der Catis sechszehn Taels oder Unzen; der Tael zehn Massen oder Groschen; die Masse zehn Condorine oder Sols; der Condorin zehn Pfennige, welches die obigen runden Kupferstücke sind. Also werden 1000 dieser letztern erfodert, um einen Tael auszumachen, dessen Werth fünf französische Livres beträgt. Das sinesische Gewicht übertrift das unsrige um 24 an 100.

Jederman hat seine Waage bey sich, und wiegt, was er kauft und verkauft. Ehe man sich aber ihrer bedienen darf, muß sie von den Aufsehern des Hupu untersucht worden seyn. Die Waage die man zum kleinen Handel braucht, gleicht dem römischen Gewichte, und man führt sie in einem kleinen Futterale. Man wiegt das Silber damit, bis zur Summe von 25 Taels.

Die Sinesen haben verschiedene Seidene-Waaren-Fabriken, als Damast zu Meubben und Kleidern, Etamine, Grosdetours, Gurgurane, genannt, Taffete, glatte und blumiche Atlaße, Lampa, u. s. w. Ich will diese Manufakturen nicht mit den unsrigen vergleichen, unterdessen sind ihre Färbereyen unendlich besser als die un-

frigen, und ihre Hauptfarben leiden nicht vom Wasser. Ich glaube sogar, daß wenn man die Arbeiter nach unserm Geschmack arbeiten lassen, und sie nach Verhältniß ihrer Arbeit bezahlen wollte, daß sie nicht unter den französischen seyn würden; allein man muß überlegen, daß man in Europa die rohe Seide weit höher bezahlt, als in Sina die verarbeitete.

Wenn die sinesische Geschichte wahr redet, so hat dies Volk die Art, die Seidenwürmer zu ziehen, 2000 Jahre vor Christi Geburt erfunden. Ich überlasse die Entscheidung dieser Frage solchen Personen, deren Neugier sich vorzüglich mit den sinesischen Alterthümern beschäftigt. Ich begnüge mich bloß, aus dem Munde meiner Mitbrüder zu wiederhohlen, daß die einzige Landschaft Tsche-Kiang mehr Seide liefert, als ganz Europa zusammen. Die Würmer spinnen sie zweymal des Jahres, und man verarbeitet die Seite, in den Provinzen von Peking, Nanking und Kanton; aber ich ziehe die seidenen Waaren von Nanking denen von Kanton vor, weil sie mir weit zärter und besser verfertiget dünken, und die Arbeiter der letzten Provinz, in ihre Stoffe eine Menge rohe und Floret-Seide mit einmischen.

Da die Einesen weder Lein noch Hanf haben, so ist ihre Leinwand, obgleich sehr fein, von Fäden Baumwolle oder Nesseln gemacht. Sie fabriciren auch sehr leichte Tücher, die sie in Winter statt der seidenen Stoffe tragen. In den

nördlichen Provinzen, füttern sie diese Tücher mit Pelz, womit die Russen und Tartarn einen groſsen Handel nach Sina treiben.

Vom Sinesischen Porcellan merke ich nur an, da wir eine umständliche Beschreibung davon zu erwarten haben, daß das seltenste und kostbareste das gelbe Porcellan ist. Es bleibt allein für den Kayser bestimmt. Diese Farbe ist diesem Fürsten eigen, *) und niemand darf sich ihrer, bey einer Sache, sie sey welche sie wolle, bedienen.

Obgleich der Tabak in Sina nicht so allgemein in Gebrauch ist, als in Europa, so zieht man ihn doch hier in groſser Menge. Man zerreibt ihn aber nicht zu Staub, sondern man braucht ihn bloß zum rauchen. Man pflückt die Blätter, wenn sie recht reif sind, und kartetscht sie, wie man die Wolle kartetscht. Man thut sie hierauf in eine Presse, und walkt sie ohngefehr auf dieselbe Art, wie unsre Lohgerber, die Ueberbleibsel der Gerberloh walken, woraus sie Lohkuchen machen.

Die lakirten Arbeiten, die in Europa so sehr geschätzt werden, sind hier sehr gemein, und zu mäßigen Preisen. Wollte man aber den Arbeitern solche Arbeiten vorschreiben, die sie gewöhnlich nicht zu verfertigen pflegen, so würden sie sich sehr theuer bezahlen lassen. Der Firniß oder Lack, ist ein Harz oder Gummi, das man

*) Die kayserlichen Heerstraßen sogar, sind mit gelben Sand bestreut.

aus der Rinde eines Baums gewinnt, der bloß in Sina und Japan wächst. Die Holländer haben vergebens versucht dieses Gummi nach Europa zu bringen. Es verliert seine Stärke nach Verlauf von sechs Monaten. Alles Geräthe und alle Tische der Sinesen, sind mit diesem Firniß überzogen, dem das heißeste Wasser nichts schadet.

Reiß ist die allgemeine Nahrung der Sinesen; sie ziehn ihn dem Brod vor. Sie lassen es bey ihren Gastereyen an nichts fehlen, und der Ueberfluß muß ersetzen, was an Reinlichkeit und Delikatesse abgeht. Die Lebensmittel sind überall sehr wohlfeil, ausgenommen, wenn die Reißerndte nicht gut geräth, und verursacht, daß auch die andern Dinge aufschlagen. Außer dem Schweinefleisch, welches am meisten geschätzt wird, und gleichsam die Grundlage eines guten Schmauses ist, speiset man auch Ziegen, Hüner, Gänse, Enten, Rebhüner, Fasanen, und eine Menge Wildprät, das wir in Europa nicht kennen. Die Sinesen haben auf ihren Fleisch-Märkten, auch Pferde- Esel- und Hunde-Fleisch feil. Sie haben zwar auch Rindvieh, allein in den meisten Provinzen, schlachtet man sie aus Aberglaube, oder des Ackerbau's wegen nicht.

Sie richten ihre Speisen ohngefehr folgendergestalt zu. Sie ziehen den Saft aus einer gewissen Quantität Schweine- Enten- Hüner- Fasanen- Fleisch ꝛc. und kochen die andern Speisen damit,

damit, dazu kommt noch ein Gemische von Gewürze und starken Kräutern. Alle Speisen werden, zerschnitten, in porcellanen Schüsseln aufgesetzt, und selten kommen sie ganz auf den Tisch, es müßten sich denn etwa einige Europäer unter den Gästen befinden, deren Gebräuche sie aus Höflichkeit nachahmen wollten.

Unter diesen, von den unsrigen so sehr verschiedenen Gerichten, giebt es einige, die ich mit großen Vergnügen esse. Dahin gehören Hirschnerven und Vögelnester, auf eine besondre Art zubereitet. Diese Hirschnerven werden den Sommer durch an der Sonne gedürrt, und mit Pfefferblüthen und Muscatblumen aufbewahrt. Wenn man sie zurichten will, so thut man sie in Reißwasser, um sie zu erweichen, und kocht sie in junger Ziegenbrühe, mit Specereyen gewürzt. Die Vogelnester kommen aus Japan, und sind so groß wie ein Hünerey. Die Materie ihrer Bestandtheile ist unbekannt, sie gleichet aber sehr dem Hollundermark, oder den Genuesischen und Mayländischen Nudeln. Ihr Geschmack würde sehr kraftlos seyn, wenn er nicht durch Gewürze, die man daran thut, gehoben würde. Es ist die Lieblings-Schüssel der Sinesen. Sie machen auch einen gewissen Reißteig, den sie in Faden ziehen, und wir Reißnudeln nennen. Diese drey Gerichte behagen gut, nach meinem Geschmack. Die Flüße welche alle Provinzen von Sina durchströmen, die Teiche, Seen und das Meer, versehn das Land

reichlich mit Fischen. Die Sinesen dürren sie und treiben einen groſsen Handel damit. Sie halten auch in ihren Häusern gewisse kleine, buntscheckige Fische, von hundertley Farben; ihre Schuppen sind golden oder silbern, und ihr Schwanz, den schon seine auſserordentliche Gestalt auszeichnet, ist so lang, als der ganze Körper. Ich nähre welche in meiner Miſsion, ich zweifle aber sie nach Europa bringen zu können, weil man ihnen täglich frisches, süſses Wasser geben muſs, das auf den Schiffen selten ist.

Obgleich die Sinesen Schaafe und Ziegen haben, die sie melken können, so wissen sie doch nicht Butter zu machen, und sie ist ihnen sowohl dem Geschmack als Gebrauch nach gänzlich unbekannt. Ich habe einem jungen Neubekehrten, das Buttermachen, von einem unserer Matrosen lehren lassen, der ein Bauer aus Bretagne war, aber sie bekam nie die Farbe und Vollkommenheit der unsrigen, welches vermuthlich von der Beschaffenheit der Weyden herrührt. Statt der Butter nehmen die Sinesen Schweineschmeer, oder eine Art Oel, das sie aus einer Frucht schlagen, die mir noch unbekannt geblieben ist.

Die öffentlichen Wege werden sehr gut unterhalten, und die groſse Anzahl von Flüssen und Seen, wird den Reisenden zu keiner Hinderniſs, weil man die Vorsicht gehabt hat, dem Uebertreten des Wassers, durch Dämme Gränzen zu setzen. Selten bedient man sich der Pferde auf Reisen. Man schifft sich in Booten oder langen

Ruder = Barken ein, und da ein Fluß oft mehr, als eine Provinz durchströmt, so ist es leicht und anmuthig zu reisen.

In den Landschaften, wo die Flüsse seltener oder minder schiffbar sind, läßt man sich in Tragsesseln fortschaffen, und die Träger werden von Stadt zu Stadt, und von Flecken zu Flecken gewechselt. Es giebt auch regulirte, von drey Meilen zu drey Meilen angelegte Posten, aber Privatpersonen dürfen sich ihrer nicht bedienen, und sie sind bloß für kayserliche Kurire, und für Geschäfte die das Reich betreffen, aufgehoben.

Die Sinesischen Pferde haben weder die Schönheit, noch Dauer, noch Schnelligkeit der unsrigen, und die Eingebohrnen des Landes wissen sie nicht zu zähmen; sie verstümmeln sie blos und diese Operation macht sie sanft und verträglich. Die für den Krieg bestimmte sind so furchtsam, daß sie vor dem Wiehern der tartarischen Pferde die Flucht ergreifen. Da sie überdies nie beschlagen werden, so nutzt sich das Horn an ihren Hufen ab, und das beste Pferd ist in sechs Jahren schon fast zum Dienst nicht mehr brauchbar.

Die Provinzen Kan = tong, Quang = si, Hu = quang und Se = tschun, sind am reichsten an seltenen und außerordentlichen Thieren. Man trift daselbst unter andern, eine Art Tiger ohne Schwanz an, von Leib gestaltet wie ein Hund. Es ist unter allen Thieren das wildeste, und leichteste im Lauf. Wenn man auf eines stößt, und, um seiner Wuth zu entgehn, auf einen Baum

steigt, so thut dies Thier einen gewissen Schrey, und sogleich eilen viele andre herbey, welche, zusammen, die Erde aufzuwühlen, den Baum auszugraben und zu entwurzeln anfangen, bis er sinkt. Aber die Sinesen haben ein Mittel ausfindig gemacht, dieses wilde Thier auszurotten. Sie versammeln sich des Abends, in guter Anzahl hinter einer starken Verpfählung, ahmen das Geschrey des Thieres nach, und locken die herbey die in der Nähe sind. Unterdessen sie nun beschäftigt sind, die Pallisaden auszugraben, tödten sie solche mit Pfeilschüssen, ohne die mindeste Gefahr.

Es giebt hier auch Schlangen und Ottern, deren Gift sehr schnell wirkt. Sobald man von einer gewissen Gattung derselben gebissen wird, läuft der Leib auf, und das Blut dringt zu allen Gliedern heraus, zu Augen, Ohren, Mund, Nasenlöchern, und selbst zu den Nägeln. Aber da das Gift mit dem hervordringenden Blute verdunstet und sich verliert, so sind die Bisse nicht tödlich. Anderer Schlangen Gift ist weit gefährlicher. Würde man von ihnen auch nur an einer Fußzähe verletzt, so würde der Gift sogleich in Kopf steigen, durch alle Adern sich verbreiten, Ohnmachten, Wahnwitz, und zuletzt den Tod verursachen. Man hat bis jetzt kein wirksames Hülfsmittel dagegen entdeckt.

Was man von dem Thiere Sinsing erzählt, macht mich glauben, daß es eine Affenart ist, die ich oft zu sehn Gelegenheit gehabt habe. Er un-

terscheidet sich von den andern durch seine Größe, die der eines Menschen von Mittelwuchs, gleicht, durch eine größere Aehnlichkeit in, fast menschlichen, Handlungen und Betragen, und durch eine ungezwungenere Leichtigkeit, auf seinen beyden Hinterfüßen zu gehen.

Die Mährchen von dem Gin-hiung, oder Bärmensch, in den Wüsten der Provinz Schensi, müssen ebenfalls nur von der außerordentlichen Größe der Bäre dieses Kantons, verglichen mit menschlicher Größe, verstanden werden. Eben so ausgemacht ist es, daß der Pferd-Hirsch, nur eine Art Hirsch ist, der an Größe und Länge die Pferde der Provinz Yunnan übertrift.

Die Sinesischen Reisende erzählen von einem gewissen Thiere das sie das Tiger-Pferd nennen, das von dem Pferde sich nur durch seinen schuppigen Leib unterscheiden soll. Es gleicht dem Tiger in den Klauen, und sonderlich an Blutdurst, indem es im Frühjahr aus dem Wasser geht, und Menschen und Thiere anfällt.

Ich bin fast den ganzen Fluß Hang hinauf gegangen, der durch das Land Siang-sang fließt, das die Sinesen für den Aufenthalt dieses Thieres ausgeben. Ich bin die gräßlichen Gebirge von Yun-Nang durchreiset, und ich habe ein dergleichen Thier weder gesehn, noch erwähnen hören, obgleich die Einwohner mir alles zeigten was meine Neugier reitzen konnte, und ich auch sorgfältige Erkundigung von allem einzog.

Ich bin also überzeugt, daß das Tiger-Pferd so wenig existirt, als der berufene Fong-Hoang. Was den Bisam-Bock betrift, so ist seine Existenz außer Zweifel. Man schätzt ihn nicht bloß wegen seines Bisams-Beutels, sondern auch wegen seines Fleisches, das ein Leckerbissen auf den besten Tafeln ist.

Unter die schönsten Vögel rechnet man mit Recht den Hai-Tsing. Er ist sehr selten, und man fängt ihn bloß in der Provinz Schen-si, und in einigen Kantons der Tartarey. Dieser Vogel gleicht unsern schönsten Falken, aber er ist größer und stärker. Man kann ihn als den König der Raubvögel Sina's und der Tartarey betrachten. Auch wird er von den Sinesen sehr geschätzt. Wer das Glück hat, einen zu fangen, trägt ihn an Hof, und erhält eine reichliche Belohnung.

In der Provinz Kan-tong, und sonderlich auf dem Abhange des Berges Lo-Feu-schang, findet man Schmetterlinge, die so sehr geachtet werden, daß man sie nach Hof schickt, wo man sie mit zu gewissen Verzierungen des Pallastes gebraucht. Ihre Farben sind ungemein abwechselnd und mannichfaltig, und von außerordentlicher Lebhaftigkeit. Diese Schmetterlinge sind weit größer als die unsrigen, und haben breitere Flügel. Sie sitzen, des Tages, auf den Bäumen wie unbeweglich, und lassen sich ohne Mühe wegnehmen. Erst des Abends fangen sie an, wie die Fledermäuse, umher zu flattern, denen einige an

Größe, wegen des Umfangs ihrer Flügel, zu gleichen scheinen.

Der Kin=yu, oder Goldfisch, wird in den Lusthäusern der Prinzen und vornehmen Herrn in kleinen Teichen gehalten, oder man setzt ihn in breite, tiefe Gefäße, womit man gemeiniglich die Höfe der Häuser aufputzt. Man thut in diese Becken die allerkleinsten, die man finden kann. Je dünner und kleiner, desto schöner sind sie. Sie sind von einem sanften und gemäßigten Roth, und wie mit Goldstaub, sonderlich gegen den Schwanz bepudert, der zwey oder drey Spitzen hat. Man sieht auch welche von einer Silber=Weiße, und andre die weiß, und roth getüpfelt sind. Beyde Gattungen besitzen eine wundernswürdige Lebhaftigkeit und Gewandtheit; sie spielen gern auf dem Wasser, aber ihre Kleinheit macht sie gegen die geringste rauhe Witterung so empfindlich, und selbst eine, nur etwas heftige Erschütterung des Gefäßes ist ihnen so nachtheilig, daß sie haufenweise und leicht sterben. Diejenigen, welche man in Teichen aufhebt, sind von verschiedener Größe, und man gewöhnt sie, daß sie auf dem Schall einer Klapper, die der, welcher sie füttert, bewegt, auf die Oberfläche des Wassers kommen. Man behauptet, daß man ihnen in Winter nichts geben soll, wenn man sie bey gutem Zustande erhalten will. So viel ist gewiß, daß man ihnen die drey oder vier Monate lang, welche die Kälte dauret, nichts zu fressen giebt. Wovon sie unter der Zeit leben? ist ein Räthsel. Die im Winter unter

dem Eise stecken, können vielleicht auf dem Boden der Teiche Wurzeln, Gewürme, oder eine andre Nahrung finden; allein die, welche man aus den Höfen nimmt, und den Winter durch im Zimmer aufbewahrt, bekommen nicht das mindeste Futter, und doch sind sie im Frühjahr, wenn man sie wieder in ihr altes Becken setzt, so munter und frisch wie die andern.

Hier wäre auch der Ort, gewisser Krebse zu erwähnen, die man zwischen den Gestaden des Cao-tschen-Meers, und des Eylandes Hainan findet; sie verwandeln sich in Stein, und behalten ihre alte Gestalt. Aber diese Arten Versteinerungen sind in Europa nicht selten. Die Sinesischen Aerzte schreiben diesen besondere Tugenden zu, die wir den unsrigen nicht zuerkennen; sie brauchen sie, z. B. als ein Gegenmittel in hitzigen Fiebern ꝛc.

Ich habe an den Küsten von Fo-kieng, den Fisch Hai-seng, gesehn. Ich hielt ihn anfänglich für ein zusammengerolltes Stück lebloser Materie, als ich ihn aber durch die Sinesischen Matrosen von einander schneiden ließ, versicherten sie mir alle, daß es lebe. Ich warf ihn in ein Wasserbecken; er schwamm darinn, und lebte noch lange Zeit. Die Matrosen behaupteten, daß dieses Thier vier Augen, sechs Füße, und eine Gestalt habe, wie die Leber eines Menschen. Aber so sorgfältig ich ihn auch untersuchte, so konnte ich doch nur zwey Stellen finden, wo er zu sehen schien; denn er bezeigte ein Entsetzen, wenn man

mit der Hand über diese Stellen fuhr. Will man alles das womit er sich beweget, für Füße halten, so müßte man alle die kleinen, Knöpfen gleiche, Hügelchen, die er auf dem Leib hat, dafür annehmen. Er hat weder Rückgrad, noch Knochen. Er stirbt, sobald man ihn drückt. Man kann ihn, mit ein wenig Salz, leicht conserviren. Man verführt ihn auf die Art durch das ganze Reich, als ein leckeres Gericht. Die Europäer können seinen Anblick, wegen seiner Häßlichkeit und Misgestalt nicht ertragen, und dies ist vielleicht die Ursache ihres Eckels vor diesem Fisch.

Ein Fisch, welcher dem Goldfisch, an Größe, Lebhaftigkeit, Farbe und Gestalt gleicht, ist der Hoa-hien, so genannt von einer kleinen Stadt Tschang-hoa-hien, unter dem 30° 23′ der Breite gelegen. Ohnweit dieser Stadt ist ein kleiner See, in welchem man diese Fische antrift. Ihre Farbe ist blaßgelb, aber die röthlichen Flecken, womit sie getüpfelt sind, erheben diese Farbe ungemein. Dieser Fisch ist, seiner Seltenheit wegen, ungleich theurer als der Goldfisch. Man thut ihn in ein Gefäß, und mißt ihm darinn täglich und sorgfältig sein Futter zu; dieses Gefäß wird des Winters verschlossen, im Deckel aber eine kleine Oefnung gelassen, um ihm sowohl dadurch frische Luft und frisches Wasser zu geben, als auch der Zimmerwärme einen Zugang zu verschaffen. Man sollte schwören, daß dieser Fisch die Person kenne, die ihn zu füttern pflegt, so schnell steigt er aus der Tiefe des Wassers empor, wenn

er sie kommen hört. Ich habe sehr große Herrn ein Vergnügen daran finden sehn, ihn selbst zu füttern, und sich viele Stunden lang, an der Geschicklichkeit seiner Bewegungen, und seinen kleinen Spielereyen zu ergötzen. Man hält diesen Fisch für sehr fruchtbar. Wenn man seine Eyer oben auf schwimmen sieht, so giebt man ihm kein frisches Wasser mehr, sondern sammelt sie mit aller möglichen Vorsicht, und hebt sie behutsam auf; die Hitze der Jahreszeit brütet sie fast allemal aus.

Der große Fluß Yang-tse-kiang, liefert den Sinesen fast alle ihre Fische. Hier versammeln sich zu gewissen Zeiten des Jahres unzählige Barken, um ihren Vorrath an Fisch-Laich zu kaufen. Die Küstenbewohner dämmen im Monat May den Fluß, wohl zehn Stunden weit, an gewissen Stellen, mit Matten und Hürden, und lassen nur so viele Oefnung, daß die Barken durch können. Der Fischlaich setzt sich an diesen Hürden und Flechten an, und sie wissen ihn mit den bloßen Augen zu unterscheiden, ohngeachtet man nichts recht merkliches auf dem Wasser wahrnehmen kann. Sie schöpfen dieses, mit dem Laich vermischte Wasser, und füllen eine Menge Gefäße damit an, die sie verkaufen, welches denn viele Kaufleute um diese Zeit dahin zieht, die dies Wasser von ihnen erhandeln und weiter in andre Provinzen führen; unterwegens schütteln und rütteln sie es von Zeit zu Zeit, und lösen sich einander in dieser Beschäftigung ab. Dieses

Wasser wird Maaßweise an die Personen verkauft, welche Hausteiche und Fischbehälter haben. Nach Verlauf einiger Tage fängt man an in den Wasser, kleine Klumpen Fischeyer zu bemerken, ohne noch unterscheiden zu können, von welcher Art sie sind; dies erfährt man erst mit der Zeit. Der Gewinn ist oft hundertfältig, denn das gemeine Volk lebt, so zu sagen, bloß von Fischen.

Ich glaube nicht, daß in dem ganzen übrigen Asien, dem Geist der Lügen schönere Tempel von Aberglauben errichtet worden sind, als in Sina. Man trift die prächtigsten Gebäude dieser Art vor den Städten an; ihre Bewohner, die Bonzen, sorgen für ihre Unterhaltung. Diese Pagoden sind größer oder kleiner, je nachdem der Reichthum oder die Andacht ihrer Stifter beschaffen war. Gewöhnlich liegen sie auf Anhöhen, und es scheint als ob bey der Erbauung dieser Pagoden, die Sinesen alles der Kunst und nichts der Natur zu verdanken haben wollen. Obgleich die Berge sehr öde und wüste sind, so schaffen die Bonzen doch in diesen Pagoden einen ewigen Frühling. Es sind anmuthige Einsiedeleyen. Alles ist mit so viel Ordnung eingerichtet, daß auch dem eigensinnigsten Geschmack nichts zu verlangen mehr übrig bleibt, sowohl in Absicht der Kühlung, die in einem so heißen Klima ein wesentliches Stück ist, als in Rücksicht auf andere Bequemlichkeiten. Sie leiten das Wasser von den Gebirgen, in Kanälen herab, vertheilen es in und um die Pagode, und fassen es in Becken und Bruns-

nen. Sie pflanzen Boskette und Alleen, deren Laub der Winter zu respektiren scheint. Ich will mich begnügen, hier bloß eine kurze Beschreibung der Hauptpagode der Insel **Emuy** zu liefern, weil sich diese Gebäude, sowohl in der Länge als Bauart, einander zu gleichen pflegen.

Die große Pagode zu **Emuy** liegt zwey Meilen von der Stadt, auf einer Ebene, die auf der einen Seite vom Meer, auf der andern von einem hohen Gebirge eingeschlossen wird. Das Meer, formirt, durch verschiedene Kanäle, vor diesem Tempel eine Wasserfläche, die von immer grünem Rasen eingefaßt ist. Die Vorderseite des Gebäudes hält dreißig Toisen. Das Portal ist groß, und mit erhabenen Figuren geziert, welche die gewöhnliche Zierrath der Sinesischen Baukunst sind. Man findet beym Eingange, einen weitläufigen Portikus, mit großen, viereckigen und geglätteten Steinen gepflastert, in der Mitte steht ein Altar, und auf dem Altar, eine Bildsäule von vergoldetem Bronze, welche den Fo-hi, in Riesengestalt, sitzend mit kreuzweise geschlagenen Beinen, vorstellt. Auf den vier Ecken des Portikus erblickt man vier andre Statüen, achtzehn Fuß hoch, ob sie gleich sitzen. Es ist nichts regelmäßig daran, aber man kann nicht genug ihre Vergoldung bewundern. Jeder von diesen Kolossen, ist aus einem einzigen Stück Stein verfertiget; sie haben verschiedene Sinnbilder in Händen, welche ihre Qualitäten anzeigen. Einer hält eine Schlange in seinen Armen, die sich um seinen

Leib schlingt; ein andrer einen gespannten Bogen und Köcher; der dritte eine Art Streitaxt, und der vierte eine Zither, oder ein andres, diesem ähnliches, Instrument.

Aus dem Portikus kommt man in einen viereckigen Vorhof, mit langen, graulichen Steinen gepflastert, von denen der kleinste zehn Fuß lang und vier breit ist. Auf den vier Seiten des Hofs sind vier Pavillons, die sich als Kuppel endigen, und durch einen Korridor, der rings umherläuft, mit einander verbunden sind. In dem einen Pavillon ist eine Glocke von zehn Fuß im Durchmesser: man kann nicht genug über das Zimmerwerk erstaunen, das dieser schweren Masse zum Träger dient. In dem andern Pavillon ist eine Trommel von unmäßiger Größe, auf der die Bonzen die Tage des Neu = und Vollmonds zu verkündigen pflegen. Der Klöpfel der sinesischen Glocken ist außen befindlich, und von Holz, wie ein Hammer gemacht. Die beyden übrigen Pavillons, enthalten den Tempelschmuck, und dienen oft den Reisenden, welche die Bonzen aufnehmen müssen, zur Herberge.

Mitten im Hof erhebt sich ein großer, einzelnstehender, Thurm, der ebenfalls Kuppelförmig zuläuft. Man steigt durch eine schöne steinerne Treppe hinauf, die außen rings umhergeht. In der Mitte der Kuppel ist ein viereckiger Tempel. Das Gewölbe ist mit Mosaiken geziert, und die Wände sind mit steinernen, erhabenen Figuren bekleidet, welche Thiere und Ungeheur vorstellen.

Die Säulen, welche das Dach dieses Gebäudes tragen, sind von lakirtem Holz, und an feyerlichen Tagen putzt man sie mit Wimpeln von verschiedenen Farben. Der Tempel ist mit kleinen Muscheln gepflastert, die so geordnet sind, daß sie Vögel, Schmetterlinge, Blumen ꝛc. abbilden.

Die Bonzen verbrennen beständig Wohlgerüche auf dem Altar, und unterhalten das Feuer in den Lampen, die an dem Gewölbe hängen. An dem einen Ende des Altars sieht man eine Urne von Bronze, auf die sie schlagen, und die einen traurigen Ton von sich giebt; am andern Ende ist eine hohle, ovalgestaltete, Maschine von Holz zu eben dem Gebrauch: der Klang dieser beyden Instrumente dient ihren Stimmen zur Begleitung, wenn sie die Lobgesänge des Schutzgottes der Pagode erschallen lassen.

Der Gott Pussa steht mitten auf dem Altar, auf einer Blume von vergoldetem Bronze: er hält ein kleines Kind im Arm. Verschiedene andre Götzen, (vermuthlich untergeordnete Gottheiten) umgeben ihn, und zeigen durch ihre Stellungen ihren Respect und Verehrung an.

Die Bonzen haben auf die Mauern des Tempels einige Hieroglyphen zum Lobe des Pussa, gezeichnet. Man bemerket unter andren ein historisches oder allegorisches, Fresko-Gemälde, welches einen Feuer-See vorstellt, worinn viele Menschen zu schwimmen scheinen; einige werden von Ungeheuern getragen, die nur in der Einbildungskraft des Malers existirt haben; andre sind

von Drachen und geflügelten Schlangen umringt. Aus der Mitte des Abgrunds ragt ein steiler Felsen empor, auf dessen Spitze der Gott, mit einem Kinde in den Armen, sitzt, das alle die, welche in den Flammen des Sees leiden, zu sich zu rufen scheint; allein ein alter Mann, mit hängenden Ohren, und Hörnern auf dem Kopf, verhindert sie die Spitze des Felsen zu erreichen, und scheint sie, durch heftige Keulen-Schläge, zurücktreiben zu wollen. Dieser furchtbare Alte ist ohne Zweifel einer von den bösen Göttern oder Geistern. Uebrigens wußten die Bonzen nicht auf die Fragen zu antworten, die ich wegen dieses Gemäldes an sie that.

Hinter dem Altar ist eine Art Bibliothek, deren Bücher vom Götzendienst und den Opfern handeln, welche man in dieser Pagode zu bringen pflegt. Wenn man die Kuppel verläßt, geht man über den Hof, und in eine Art Gallerie, deren Wände getäfelt sind. Ich zählte darinn vier und zwanzig Bildsäulen von vergoldetem Bronze, welche vier und zwanzig Philosophen und alte Schüler des Kon fu-tze vorstellten. Ans Ende der Gallerie stößt ein großer Saal, der das Refectorium der Bonzen ist; man begiebt sich hierauf durch ein großes Zimmer, und steigt aus diesem, auf einer großen Treppe von Stein, in den Tempel des Fo-hi. Er ist mit Gefäßen voll künstlicher Blumen geschmückt, welche die Sinesen in den größten Vollkommenheiten verfertigen, und man trift hier dieselben musicalische Instrumente

und andere Zierrathen an, deren ich schon erwähnt habe. Man erblickt die Bildsäule des Gottes durch einen schwarzen Flor, welcher eine Art Vorhang oder Schleyer vor dem Altar formirt. Der übrige Theil der Pagode besteht aus verschiedenen großen Zimmern, welche sehr sauber, aber nicht gut mit Fensteröfnungen versehn sind. Die Gärten und Boskette sind auf der Anhöhe angebracht, und man hat in den Felsen anmuthige Grotten gehauen, wo man Schutz vor der zu großen Hitze des Klimas findet.

Ich habe die Bonzen dieser Pagode oft besucht, und sie haben mich immer mit Vergnügen aufzunehmen geschienen. Man kann in ihre Tempel frey gehn, nur muß man nicht seine Neugier zu sehr sättigen wollen, oder in Zimmer gehn, wo sie einen nicht selbst hinführen, zumahl wenn man nicht stark begleitet ist. Denn die Bonzen, denen der Umgang mit Frauenzimmern bey harter Strafe, untersagt ist, und die oft welche heimlich in Winkeln versteckt halten, könnten sich, aus Furcht angegeben zu werden, wegen einer so unbescheidenen Neugier rächen.

Es giebt noch mehrere Pagoden dieser Art in der Gegend und dem Gebiet von Emuy, unter andern eine, die man die Pagode der zehntausend Steine nennt, weil sie auf den Abhang eines Bergs gebaut ist, wo man eine gleiche Anzahl kleiner Felsen gezählt hat, unter welchen die Bonzen sehr anmuthige Grotten und Gemächer angebracht

bracht haben. Es herrscht daselbst eine gewisse ländliche Einfalt, die gefällt und entzückt.

Obgleich die Bonzen die Freunde und Vertraute der Götter sind, so werden sie doch in Sina sehr verachtet, und das Volk, dessen Abgötterey sich auf keinem recht überdachten System, gründet, hat nicht mehr Ehrfurcht vor die Gottheit, als vor seine Diener. Sie stammen aus dem Abschaum des Pöbels her, und wenn sie etwas Geld gesammelt haben, so kaufen sie Sklaven, aus welchen sie ihre Schüler machen, die hernach ihre Nachfolger werden, denn es ist sehr selten, daß ein Sinese, der nur etwas im Wohlstand ist, sich zu ihrem Orden bekenne.

Die Bonzen haben ihre Obere und Würden unter sich, und um in den ausschweifenden Geheimnissen ihrer Sekte initiirt zu werden, muß man ein sehr hartes Noviziat aushalten. Wer den Stand des Bonzen ergreifen will, muß Bart und Haare ein Jahr wachsen lassen, ein zerrissenes Kleid tragen, und von Thüre zu Thüre Hymnen zum Lobe der Götzen singen, denen er sich weihen will. Er entledigt sich dieser Pflicht, ohne die Augen aufzuschlagen, und das gemeine Volk, das seinen Beruf prüfen, oder ihn davon abwendig machen will, überhäuft ihn gemeiniglich mit Spott, mit Schmähungen und oft mit Stockschlägen, und der demüthige Kandidat erträgt alles mit einer Gedult, die eines edlern Endzwecks würdig wäre. Er ißt ein ganzes Jahr nichts was

Leben gehabt hat. Er sieht blaß, mager, und entstellt aus. Wenn der Schlaf, dem er die ganze Zeit über entsagen muß, ihn zuweilen überwältiget, so weckt ihn sein unbarmherziger Gefährte sogleich wieder auf. Mit einem Worte, nichts gleicht den Leiden, denen er sich unterwerfen muß.

Wenn der Tag gekommen ist, an welchem er eingekleidet werden soll, so versammeln sich die Bonzen der benachbarten Pagoden, werfen sich sämtlich vor dem Götzen auf die Erde, und sagen mit lauter Stimme, als ob sie Psalmen sängen, Gebete her, deren Sinn sie oft nicht verstehn. Sie haben eine Art Rosenkranz um den Hals, woran die Körner sehr groß sind, und der den unsrigen, bis auf das Kreuz, vollkommen ähnlich ist. Hierauf stimmen sie, ich weiß nicht welche, Hymnen an, und begleiten ihren Gesang mit dem Klang verschiedener kleinen Glöckchen.

Unterdessen erwartet der Novize, am Eingange des Tempels mit dem Gesicht auf dem Boden liegend, das Ende dieser Ceremonien, um der Ehre theilhaftig zu werden, die man ihm zugedacht hat. Die Bonzen führen ihn zu den Füßen des Altars, und ziehen ihm einen langen grauen Rock an, der in Ansehung der Gestalt, die Kutte und Farbe abgerechnet, unsern europäischen Mönchs-Röcken und Mänteln gleichet. Man setzt ihn auf den Kopf eine papierne Mütze ohne Rand, mit grauer oder schwarzer Leinwand gefüttert, und umarmt ihn. Der Novize bewirthet

hierauf alle Bonzen, und das Fest endigt sich mit Völlerey und Trunkenheit.

Sie müssen das Gelübde der Keuschheit beobachten, aber ohngeachtet der Strafen, die auf den Umgang mit Frauenzimmern stehn, suchen sie doch unaufhörlich Gelegenheit, ihre Lüste zu befriedigen, und wenn es ihnen an Frauenzimmern fehlt, so nehmen diese Bösewichter ihre Zuflucht zu noch schändlichern und widernatürlichern Wollüsten. Ihr ernsthaftes und gesetztes äußerliches Wesen, verbirgt oft ein schwarzes, allen Lastern, offenes Herz. Sie glauben weniger an die Existenz ihrer lächerlichen Gottheiten, als die Sinesen selbst, die sich doch eben keines starken Glaubens, oder großer Frömmigkeit befleißigen.

Wenn sie sich in ihrem Bonzenstand etwas erworben haben, so können sie ihn verlassen, und einen andern ergreifen. Aber diese Veränderung des Standes, vermag den bösen Ruf nicht zu tilgen, den sie sich einmal zugezogen haben. Sonderbare Verblendung dieser Völker, Götter anzubeten, deren Diener sie verachten, und mit Schande, die zu brandmarken, die sich ihrem Dienst besonders widmen! Die Kunst zu weissagen ist zwar in Sina sehr gemein, allein die Bonzen schreiben sie sich vorzüglich zu, und glauben die wahren und einzigen Organe der Willensmeynungen des Verhängnisses zu seyn. Der größte Aberglaube der Sinesen besteht darinne, die Götter und Menschen über den glücklichen oder unglücklichen Ausgang ihrer Angelegenheiten zu be-

fragen. Sind sie krank, so wollen sie die Dauer ihrer Krankheit wissen, und erhohlen sich Raths bey der wohlthätigen Gottheit, deren Attribut es ist, ihre Genesung zu verschaffen. Sie gehn in eine Pagode, und wenn sie dem Götzen allerley Gerichte vorgesetzt haben, welche die Bonzen für sich behalten, so werfen sie sich mit dem Gesicht auf die Erde, unterdessen daß der vornehmste Bonze Goldpapier in einer Bronzenen Urne verbrennt, und verschiedene kleine Stäbchen zurecht macht, auf welchen das Gute und Böse geschrieben ist. Nachdem er sie unter einander gemischt hat, zieht er eines aus einem Beutel oder einer Büchse hervor. Behagt der Ausspruch des Orakels dem Fragenden nicht, so läßt er zum zweytenmal ziehn, aber bey dieser zweyten Entscheidung muß es sein Bewenden haben, sie mag nun günstig oder widrig ausgefallen seyn.

Ein Bonze der überführt wird, mit einem Frauenzimmer sich eingelassen zu haben, wird hart gestraft. Seine Mitbrüder sind seine Henker, und rächen dem Scheine nach die, ihrer Religion erwiesene, Beleidigung, indem sie ihn ein Verbrechen büßen lassen, das sie selbst begehn, oder zu begehn wünschen. Man steckt den Kopf des Verbrechers durch ein schweres Bret, das an seinen Hals schließt, und schleppt ihn einen ganzen Monat lang, in diesem Aufzuge, und unter unaufhörlichen Schlägen, durch die Stadt. Dergleichen Züchtigungen sind unterdessen selten, weil die Bonzen eben so viel Geschicklichkeit besitzen,

ihre Leidenschaften zu verbergen, als Begierde sie zu befriedigen.

Der Gottesdienst der Bonzen erstreckt sich nicht weit. Da ihre einzige Beschäftigung ist, die Lampen der Pagoden brennen zu erhalten, und die Personen zu empfangen, welche ihr Gebet thun wollen, so führen sie ein weichliches und wollüstiges Leben. Die meisten unter ihnen haben kein bestimmtes Einkommen, und betteln sich, von Thüre zu Thüre, mit einem Glöckchen in der Hand, die Nothwendigkeiten des Lebens.

Wenn ein Sinese ein Fest zu Ehren eines seiner Hausgötzen feyert, so läßt er die Bonzen kommen, die in lange gestickten Priesterröcken gekleidet, das Götzenbild durch die Gassen tragen. Sie gehn Paarweise, und halten in der Hand verschiedene mit Schellen versehene Wimpeln. Das Volk folgt ihnen mehr aus Neugier als aus Andacht nach. An den Tagen des Neu- und Vollmonds stehn sie des Nachts auf, und sagen Gebete her. Es ist mir vorgekommen, als ob sie immer das nehmliche, aber mit so viel Modestie und heiligem Eyfer wiederhohlten, als ob sie einige Begriffe von den Göttern hätten, die sie anrufen. Sie affektiren eine große Demuth in den ersten Komplimenten, die sie sich bey ihren Besuchen machen; sie werfen sich, einer vor dem andern, auf die Erde; hierauf bewirthen sie einander, und betrinken sich gemeiniglich, so daß der Besuch, der mit Komplimentern anfing, sich fast immer mit Zank endigt.

2.

Ueber die Inseln welche die Sinesen Lieu = kieu nennen.

Vom P. Gaubil.

Der Kayser Cang = hi beschloß im Jahr 1719 einen Gesandten an den König von Lieu = kieu zu schicken, und wählte dazu einen von den großen Gelehrten des Reichs, Supao = Koang. Dieser ist der erste, der eine richtige und ausführliche Kenntniß von jenen Inseln gegeben hat; und er scheint um desto mehr Glauben zu verdienen, da er, nach dem Befehl des Kayfers, alles was er in Absicht auf Lage und Anzahl der Inseln, auf Geschichten, Religion, Sprache, Sitten und Gebräuche der Einwohner, merkwürdig fand, genau untersucht hat. Aus seinen Reiseberichten ist der folgende Aufsatz größtentheils gezogen.

Die Inseln Lieu = kieu, die zwischen Corea, Formosa und Japan liegen, belaufen sich auf 36. Die vornehmste darunter ist die große Insel die Lieu = kieu heißt. Die übrigen haben jede ihren besondern Namen. Aeltere Mißionaren reden davon unter dem Namen Lequeo. Riccioli nennt sie Loqueo: Kämpfer aber Riu = ku.

Die Hauptinsel hat, von Süden gegen Nord, ohngefähr 440 Li, und 120 bis 130 von Westen gegen Osten. Südwärts erstreckt sich diese Entfernung von Westen noch Osten noch nicht auf 100 Li. Ein Li ist das gewöhnliche sinesische Meilenmaaß. Zweyhundert Li machen 20 Seemeilen aus.

Der königliche Hof hat seinen Sitz im westlichen und südlichen Theile der Insel: Scheuli heißt das Gebiet das er bewohnt. Hier liegt die Hauptstadt, King-ching. Deren Größe ist beträchtlich, wiewohl sie sich nicht bestimmt angeben läßt. In der Nähe befindet sich, auf einem Berge, der königliche Pallast, der vier Li im Umfang haben soll.

Gegen Westen liegt ein guter Hafen, Napa-kiang genannt. Der Zwischenraum zwischen diesen und dem Pallast ist fast nichts anders als eine zusammenhängende Stadt. Gegen Norden und Süden findet man einen sehr gut aufgeführten Damm. Alle Zugänge die dahin führen, sollen sehr schön seyn, so wie die zum königlichen Pallaste, zu seinen Lusthäusern, zu einigen großen Tempeln, und zu Wohnung des sinesischen Botschafters.

Aus dem Pallaste hat man eine reizende Aussicht auf den Hafen, auf die Stadt Kintching, auf eine Menge Städte, Flecken, Dörfer, Palläste, Bonzenwohnungen, Gärten und Lusthäuser.

Um den rechten Weg von Sina nach Scheuli zu kommen, muß man folgende besondere Umstände wissen. In der Mündung des Flusses Fontchenu-fou liegen verschiedene kleine Inseln. Von einer von diesen fahren die großen sinesischen Schiffe nach L. ab. Es würde gefährlich seyn, nord- oder nord-westwärts vom Hafen Napakiang anzulegen. Die Sinesen begeben sich, meh-

rerer Sicherheit wegen, bis ins Gesicht des nörd: lichen Theils von Formosa. Von da gehn sie nach Osten, indem sie sich ein wenig Südwärts halten, bis zu gewissen kleinen, auf der Karte angemerkten Eylanden, die sie gen Norden liegen lassen. Dann schiffen sie nordwärts der Insel Ku = mischan, indem sie sorgfältig die dasigen Klippen und Untiefen zu meiden suchen. Von Ku = mischan, sich Ost = und Nördlich haltend, gelangt man sicher nach Napa = kiang, ohne be= fürchten zu dürfen zu weit nach Norden zu ge= rathen, von da man Mühe haben würde, den Hafen zu gewinnen. Die Schiffe, die von Sina nach Lieu = kieu, oder von dort nach Sina gehn, müssen stark und wohlbemannt seyn, der Stürme wegen, denen diese Meere sehr stark ausgesetzt sind.

Was die sechs und dreißig Inseln betrift, aus welchen die Staaten des Königs von Lieu= kieu bestehn, so zählt man deren achte Nord= ostwärts der großen Insel; fünf Nord = westwärts von Scheuli; vier ist Osten; drey in Westen; sieben in Süden; und neune in Süd = Westen.

Die acht Inseln in Nord = Osten sind:

Neulun, von Scheuli	500 Li entfernt.
Nong = tschang = pu,	550
Tu = ku,	600
Neula, von Tu = ku	38
U = kinu,	40
Kia = ki = luma, von Scheuli	771
Ta = tao	800
Ki = ki = ai, von Ta = tao	100

Die fünf Inseln in Nord-Westen von Scheuli sind: Tuna-kischan; Gankini-schan; Kischan; Ye-ki-schan; und Lun-hoang-schan. Das letztere Wort bedeutet so viel, als Schwefel-Berg. In der That zieht der König von Lieu-kieu aus dieser Insel eine Menge vortreflichen Schwefel. Man muß diese Insel aber nicht mit der, auf den Karten sogenannten Schwefel-Insel vermengen, welche nahe bey Japan liegt.

Die vier Inseln in Osten sind: Kon-takia; Tsin-ki-nu; Ysi; und Pama. Die letztere besteht aus zwey Inseln.

Die drey Inseln in Westen sind: Mat-schischan; fünf kleine Inseln liegen um ihr her: noch eine gleiches Namens, und Kumi-schan.

Die sieben Inseln in Süden von Scheuli, die Inseln Tai-ping-schan genannt, sind: Tai-ping-schang, auch Ma-ku-schan; Ykima; Yleang-pa; Ku-lima; Talama; Mienna; U-komi.

Die neun Inseln Süd-Osten von Scheuli gelegen, heißen: Pat-schong-schan; U-pama; Paluma; Yeuna-kuni; (diese vier Inseln liegen nicht weit von Formosa.) Ku-mi; Ta-ki-tunon; Ku-la-schi-ma; Ola-ku-se-ku; Patu-li-ma.

Schon vor mehr als 900 Jahren zogen Bonzen von der Sekte Fo's aus Sina nach Lieukieu hinüber, und führten dort ihre Abgötterey nebst den klaßischen Büchern ihrer Sekte ein.

Seitdem ist die Religion Fo's die herrschende so: wohl am Hofe und unter den Grossen, als unter dem Volke.

Wenn diese Insulaner Versprechen und Eyde ablegen, so thun sie's nicht vor den Bildnißen oder Statuen ihrer Götzen: sondern vor einem Steine brennen sie Rauchwerk, legen sie Früchte hin, ste= hen davor in ehrfurchtsvoller Stellung, und spre= chen dabey einige Worte, die sie für geheimnißvoll halten und glauben, sie wären vor Alters von den zwo Töchtern Omomey = Kieu's, Schwestern des ersten Königs Tien = hnu vorgeschrieben worden. In den Tempel = Höfen, auf den öffentlichen Plä; tzen, auf den Bergen sieht man eine Menge sol= cher Steine, die zur Ablegung wichtiger Zusagen und Schwüre gesetzt sind.

Es giebt Weiber, die dem Geister = Dienste geweyht sind, und die sie für mächtig halten. Diese Weiber besuchen die Kranken, geben Arze= neyen und sagen Gebete her. Ohne Zweifel meint sie ein alter Missionar in Japan, wenn er sagt, auf den Inseln l. geb's Hexen und Zauberinnen.

Kayser Cang = hi führte auf l den Dienst einer sinesischen Götzin ein welche Tien = Fey, Königin des Himmels genennt wird. Auf der kleinen Insel Mey = Tcheu = su, stand ein Mädchen aus der Familie Lin wegen ihrer seltenen Tugend in grossem Ansehn. Die ersten Kayser von der Dynastie Song gaben ihr Ehrentitel und erklärten sie für einen himmlischen Geist. Die Kayser von den Dynastien Y = ven dehnten ihre

Verehrung noch weiter aus, und man nennte sie Tien-fey. Cang-hi, in der Ueberzeugung daß die jeztregierende Dynastie diesem Geiste die Eroberung der Insel Formosa zu danken habe, ließ ihr Tempel bauen und ermahnte den König von L. seinem Beyspiele hierinnen zu folgen. Daher kömmt es, daß man in der Hauptstadt einen prächtigen Tempel dieser Götzin zu Ehren sieht. Supao-Koang gieng dahin zu beten; und auf dem Schiffe, das ihn nach Sina zurückbrachte, ließ er eine Bildsäule der Tien-fey setzen, die er und sein Gefolg sehr oft anbeteten.

Die Familien unterschieden sich hier durch Zunamen; wie in Sina. Personen die einerley Zunamen führen, dürfen sich nicht heyrathen. Der König darf seine Gemahlin nur aus drey grossen Familien nehmen, die immer ansehnliche Stellen bekleiden. Es giebt noch eine vierte von gleichem Ansehen: aber der König und die Grossen schliessen keine eheliche Verbindungen mit ihr, weil man nicht gewiß weiß, ob sie nicht mit der königlichen einerley Stamm ausmacht.

Vielweiberey ist auf diesen Inseln erlaubt. Wenn sich ein junger Mensch verheyrathen will, so darf er mit dem ihm vorgeschlagenen Mädchen sprechen, und sind sie beyde einstimmig, so heyrathen sie sich. Frauen und Mädchen sind sehr sittsam: sie brauchen keine Schminke, und keine Ohrengehänge: in den Haaren, die kugelförmig aufgerollt sind, tragen sie lange goldne Nadeln. Man

versichert, Ehebruch sey dort etwas seltenes. Auch giebt es wenig Diebe, Mörder und Bettler.

Für die Todten hegen sie eben so viel Ehrfurcht wie die Sinesen: die Treue wird dort eben so genau beobachtet: und macht man bey den Begräbnissen nicht so viel Aufwand; die Baaren sind drey bis vier Fuß hoch und sechs = oder achteckicht. Das Fleisch des todten Leichnams wird verbrennt, die Gebeine hebt man auf: eine Cerimonie die einige Zeit vor dem Begräbniß auf dazu bestimmten Hügeln vorgenommen wird. Fleisch den Todten vorzusetzen, ist nicht gebräuchlich; man begnügt sich mit Räucherwerk und einigen Wachskerzen. Zu gewissen Zeiten wallfahrtet man zum Weinen auf den Gräbern: Leute von Stand lassen steinerne Thüren dabey anbringen und stellen daneben Tische für die Kerzen und Räuchergefäße.

Man zählt hier, wie in Sina, neun Grade von Mandarinen, die man durch die Farbe der Mützen, durch den Gürtel und durch das Kissen unterscheidet. Die meisten Mandarinstellen sind erblich, aber viele sind doch nur für solche, die sich hervorthun, bestimmt; sie werden hinaufgerükt, heruntergesetzt, abgesetzt, gebraucht, nachdem sie gutes oder böses stiften. Die Fürsten und grossen Herrn besitzen Städte und Dörfer, theils auf der Hauptinsel, theils auf den kleinen Eylanden, aber sie dürfen nicht da, sondern müssen sich am Hofe aufhalten. Der König schickt Mandarinen ab die Grund = Steuern zu erheben; ihnen müssen die Pächter und Arbeiter zustellen, was sie den

Eigenthümern schuldig sind, denen es pünktlich überliefert wird. Die Gärtner, Fischer und dergleichen ziehn die Hälfte der Nutzungen; und da die Grundherren gewisse Kosten tragen müssen, so geniessen sie fast nur ein Drittheil von dem Einkommen ihrer Güter.

Die Mandarinen, die Grossen und selbst die Prinzen dürfen nur zween Träger vor ihrer Sänfte haben; der König allein hat das Recht derer so viel zu halten als er will. Ihr Fuhrwerk und ihre Sänften sind auf Japanische Art eingerichtet: eben so auch ihre Waffen und Kleider. Seit einiger Zeit haben die Grossen, die Prinzen und der König in ihren Pallästen und in ihrer Kleidung die Sinesen nachgeahmt: überhaupt entlehnen sie von diesen und den Japanesern was ihnen am bequemsten vorkömmt.

Der König hat ansehnliche Domänen: Steuern, Salzwerke, Schwefel, Kupfer, Zinn, und dergleichen mehr. Von diesen Einkünften bezahlt er den Gehalt der Grossen und der Mandarine. Dieser Gehalt ist nach einer gewissen Anzahl von Säcken Reis bestimmt; aber unter der letzten Benennung begreift man alles was der König an Getreyde, Reis, Seide, ꝛc. giebt; alles wird nach den Werth der Säcke Reis angeschlagen. Auf den Gütern und Waaren liegt fast gar kein Zoll und Impost.

Auf die Märkte kömmt keine Mannsperson: Frauen und Mädchen kaufen und verkaufen zu bestimmten Zeiten; sie tragen ihre kleine Last auf dem

Kopfe mit sehr vieler Geschicklichkeit. Strümpfe, Schuhe, Oel, Wein, Eyer, Muscheln, Fische, Hühner, Salz Zucker, Pfeffer, grüne Waare, alles das wird entweder eingetauscht oder für fine-fische und japanische Kupfermünzen abgesetzt. Der Handel mit Holz, Zeuchen, Getreyde, Specerey Waaren, Metallen, Hausgeräthe, Vieh, geschieht auf den Jahrmärkten, in Läden und Magazinen.

Auf allen diesen Inseln giebt es Manufakturen für Seide, Papier, Waffen, Kupfer; geschickte Arbeiter in Gold, Silber, Kupfer, Eisen, Zinn und andren Metallen; nicht wenig Nachen und Schiffe, zur Ueberfarth sowohl von einer Insel auf die andere als auch nach Sina, und zuweilen nach Tong-king, Cochin-china und andere noch entferntere Gegenden, nach Corea, Nanga-za-ki, Sat-suma, auf die benachbarten Inseln und nach Formosa. Es wird versichert, L. treibe ziemlich beträchtlichen Handel mit der östlichen Küste von Formosa, und von dieser östlichen Küste sollen die Bewohner der Inseln Patchong-chan, Tayping-chan und der grossen Insel, Gold und Silber ziehen. Uebrigens halten die Sinesen und Japaner viel auf die Schiffe der Inseln L.

Die Residenz hat Tribunale für die Einkünfte und Geschäfte des grossen Eylandes und der 36 Inseln die davon abhängen, und diese halten beständige Agenten am Hofe. Es giebt auch Tribunale für bürgerliche und peinliche Sachen, für dasjenige was die Familien der Grossen und der Fürsten betrift, für Religionssachen, für die öf-

sentlichen Kornhäuser, für die königlichen Einkünfte, und die Handels-Abgaben, für die Fabriken und Manufakturen, für bürgerliche Feyerlichkeiten, für die öffentlichen Gebäude, für Litteratur und Kriegswesen.

Auf diesen Inseln werden drey verschiedene Sprachen geredet, die weder Sinesisch noch Japanisch sind. Die Sprache auf dem grossen Eylande ist mit derjenigen auf den benachbarten Inseln einerley, aber verschieden von derjenigen der nordöstlichen Eylande und der Inseln Pat-chong chan und Tay-ping-chan. Indessen giebt es auf den 36 Inseln viele Leute welche die Sprache der grossen Insel sprechen und zu Dollmetschern dienen. Ihre Gelehrten kennen die Karakter der Sinesen und können sich dadurch ihre Ideen mittheilen.

Die im Königreiche verstreuten Bonzen halten Leseschulen für die Kinder nach den Vorschriften der japanschen Alphabete, vornämlich desjenigen welches man Y-no Fa nennt. Es scheint, die Japaner sind, selbst noch Chnu-tien's Regierung, in grosser Anzahl auf L. gewesen, und Herren von dieser Nation mögen sich der Insel bemächtigt haben, woher es ohne Zweifel kömmt, daß viel japansche Worte in der Sprache der grossen Insel vorkommen. P Charlevoix (in seiner Geschichte von Japan) scheint über den Ursprung des Worts Bonze verlegen zu seyn: Bonzo ist sowohl japanisch als auch aus der Sprache v. L., und bedeutet in beyden Religiose. Es liesse sich

ein sehr langes Verzeichniß von Worten, die beyden Sprachen gemein sind, zusammensetzen.

Auch die Bonzen kennen meistens die sinesischen Karaktere. Briefe, Rechnungen, königliche Verordnungen werden in der Landessprache und japanschen Karakteren geschrieben: Bücher von Moral, Geschichte, Medicin, Astronomie oder Astrologie in sinesischen Karakteren. In den letztern hat man auch die sinesischen klassischen Bücher und die Schriften von der Religion des Fo.

Man hat auf L. eben die Zeitrechnung, eben die Jahrseintheilung und eben den Kalender wie in Sina.

Häuser, Tempel und die königlichen Palläste sind auf japansche Art gebaut; auf sinesische aber die Häuser der Sinesen, die Wohnung des sinesischen Botschafters und der Tempel der Göttin Tienfey. In vielen Tempeln und öffentlichen Gebäuden sieht man steinerne und marmorne Tafeln mit eingegrabenen sinesischen Karakteren zu Ehren der sinesischen Kayser seit Hony- ou bis gegenwärtig. Auf den Triumphbögen, im königlichen Pallaste, in den Tempeln und in öffentlichen Gebäuden sieht man sinesische Inschriften. Es giebt deren auch in japanschen Karakteren und Sprache; so wie auch, obgleich wenige, in indischen Karakteren von der Hand der Bonzen welche diese Karaktere und Inscriptionen von den Bonzen in Japan bekommen haben.

Die-

Diese Kenntniß der sinesischen Karaktere hat unter der Regierung Cyau : tien's angefangen und in der Folge sehr zugenommen, vornämlich seitdem sich die Sinesen auf der grossen Insel niedergelassen, seitdem verschiedene junge Leute diese Sprache zu lesen und zu sprechen angefangen haben, und viele andere am sinesischen Hofe im kayserlichen Kollegium erzogen worden.

Die Hauptinsel hat eine Menge kleiner Hügel, Kanäle, Brücken und Dämme. Alle Waaren und andere Dinge werden auf Nachen durch Menschen und Pferde fortgeschaft; Esel und Maulesel giebt es wenig.

Die grosse Insel ist sehr bevölkert und sehr fruchtbar. Reis, Korn, Gemüse aller Art wächset in Menge. Das Meer und die Flüsse haben einen Ueberfluß an Fischen, mit welchen die Anwohner der Küsten, geschickte Taucher und Fischfänger, einen beträchtlichen Handel treiben. Aus dem Meere zieht man auch gewisse Kräuter, aus welchen man Decken und Regenkleider macht. Perlenmutter, Muscheln und Schildkröten : Schalen werden sehr gesucht; und da sehr viel davon in Sina und Japan abgesetzt wird, so macht dieses noch einen sehr ansehnlichen Handelszweig aus. Bezoard, Korallen und Schleifsteine werden auch sehr geschätzt.

Aus Hanf und Baumwolle wird sehr viel Tuch gemacht; *) Seidenwürmer werden in Menge gezogen: aber die seidenen Zeuche davon kommen denen in Japan und Sina nicht im mindesten bey. Die (cocons) werden gebraucht Papier zu machen, welches noch dicker als das von Corea ist; man nimmt es zum Schreiben; es läßt sich sogar färben um Kleider daraus zu machen. Es giebt noch eine Art aus Bambus Rohr und aus der Rinde eines Baums der eben deswegen Papierbaum genannt wird.

Man hat viele Arten von Färbeholz. Am meisten schätzt man einen Baum, dessen Blätter denen vom Citronenbaum gleichen sollen. Die Frucht davon ist nicht eßbar; aber das Oel, welches man davon in Menge gewinnt, steht in Ruf, so wie auch der Reis-Wein den man Cha-zi nennt. Ausserdem giebt es noch mehr Pflanzen und Körner oder Saamen die Oel geben. Medicinal-Gewächse sind nicht selten. Melonen, Ananas, Bananen, Kürbise, Bohnen und Erbsen sind sehr gemein: Orangen, Citronen, Limonen Longy-ver, Lit-chi sehr delikat. Thee, Wachs, Ingber, Salz, Pfeffer, Weyrauch, findet man in Menge. Der Zucker ist schwarz; aber das Eingemachte wird deßwegen dennoch vortrefflich. Es giebt Firniß; man versteht dessen Gebrauch, aber man fragt nicht woher er kömmt.

*) Die Bananen liefern Garn und Zeuch zu Kleidungsstücken.

Diese Insel ist so glücklich, daß sie keine Wölfe, Tyger, noch Bären hat. Sie hat zwar keine Haasen, noch Gemsen; aber dafür hat sie nutzbarere Thiere, gute Pferde, Schafe, Ochsen, Hirsche, Hühner, Gänse, wilde Enten, Tauben, Turteltauben, Pfauen, Hunde, Katzen. Es fehlt nicht an Lorbeerbäumen und Fichten, an Cedern, Kampfer- und Ebenbäumen: von jedem giebt es sogar verschiedene Gattungen. Auch fehlt es nicht an Schiffs- und Bauholz. Aepfel- Birnen- und Pflaumenbäume sind selten.

Der Schwefel kömmt aus einer Insel die davon den Namen führet: diese hat nur 30 bis 40 Familien. Es giebt da weder Bäume noch Reis, noch Gemüse; aber viel Vögel und Fische. Reis, Holz und andere Bedürfnisse kommen dahin von der grossen Insel für die Schwefelarbeiter und die zween oder drey Mandarine welche die Aufsicht führen.

Die übrigen Eylande gegen Nordost, Westen und Osten; diejenigen die man die süd- und süd-östlichen nennt, haben eben die Produkte wie die Hauptinsel. Pat-chong-chan und Tai-ping-chan sind wenigstens eben so stark bevölkert, und noch fruchtbarer. Fast eben so verhält es sich mit den nord-östlichen Inseln, Kikiai ausgenommen, wo jedoch besserer Wein wächst. Auch giebt es da mehr Kampherbäume, weit mehr Korn, weniger Reis, mehr Pferde, Ochsen, Schafe, Hirsche. Die Bäume, welche die Insulaner Iseki und die Sinesen Kien-mou nennen,

sind eine Art Cedern, wovon das Holz niemahls verfaulen soll. Dieser Baum ist auf den Inseln Tatao und Kikiai sehr gemein, und das Holz davon auf der Hauptinsel sehr theuer. Der königliche Pallast, die Palläste der Prinzen und Grossen, die vornehmsten Tempel haben Säulen von solchem Holze. Man läßt es von Tatao und Kikiai kommen, welche beyde Inseln bey diesem Handel viel gewinnen.

Die Einwohner der letztern werden für rohe Leute gehalten, man sieht sie für Halbwilde an: die aber von Tatao und den andern nord-östlichen Inseln geben denen von dem grossen Eylande in keinem Stücke nach. Nach diesem ist Tatao die wichtigste und reichste von allen Inseln des Königreichs. Die sinesischen Karaktere waren dort noch einige Jahre früher als auf L. bekannt; und als sie unterjocht wurde, fand man sinesische Bücher, die sich über 400 Jahre da befunden hatten.

Uebrigens sind diese Insulaner im ganzen genommen gefällig gegen Fremde, geschickt, mäßig, und reinlich in ihren Wohnungen. Der Adel reitet gerne, und ist ein Feind von Sklaverey, Lügen und Betrügereyen.

Nimmt man die grossen Familien der Bonzen und der auf L. etablirten Sinesen aus, so können wenig Einwohner der Hauptinsel und der 36 Eylande die davon abhängen, lesen und schreiben. Wenn Bauern oder Handwerker, Kaufleute oder Soldaten beydes können, so müssen sie sich den

Kopf scheeren, wie die Bonzen. Die Aerzte, die jungen Leute, die im Pallast einschenken, auskehren, die Thüren aufmachen, ꝛc. gehn auch mit geschornem Haupt. Alle andere tragen einen Busch, der mit einem Ringel von sehr kurz geschnittenen Haaren eingefaßt ist.

Die Einwohner dieser Inseln lieben Spiel und Zeitvertreib. Sie feyern die Feste ihrer Götzen mit vieler Ordnung und Pomp, beym Anfang und Schluß des Jahrs. In den Familien herrscht die größte Eintracht, zu deren Unterhaltung häufige Gastmahle, zu welchen man sich wechselsweise einladet, viel beytragen. Ganz verschieden von den Japanern, Tataren und Sinesen, sind diese Insulaner vom Selbstmord weit entfernt. Nur auf den nord-östlichen Inseln, den nächsten an Japan, wird in Sitten und Gebräuchen etwas von dieser Nachbarschaft merklich.

3.

Ueber die Juden, welche sich in Sina niedergelassen haben.

Die Nachricht von einer Synagoge der Juden, die sich vor mehrern Jahrhunderten in Sina niedergelassen hätten, war für alle europäischen Gelehrten eine der interessantesten Neuigkeiten. Sie schmeichelten sich daselbst einen Text der heiligen Schriften finden zu können, durch welchen sie in den Stand gesetzt würden, ihre Schwierigkei-

ten aufzulösen und ihren Streitigkeiten ein Ende zu machen. Aber der Pater Ricci, der diese glückliche Entdeckung machte, konnte die erwarteten Vortheile nicht daraus ziehen. Da ihn die Bedürfnisse seiner Sendung an die Stadt Peking banden, so konnte er sich nicht nach Kai-fong-fu, der Hauptstadt von Honan, die an zweyhundert Lieues davon entfernt liegt, begeben. Er begnügte sich, einen jungen Juden dieser Synagoge, den er zu Peking antraf, darüber zu befragen. Von diesem erfuhr er, daß sich zu Kai-fong-fu zehn bis zwölf israelitische Familien befänden, daß sie vor kurzem daselbst ihre Synagoge wieder hergestellet hätten, und daß sie seit fünf bis sechs hundert Jahren ein sehr altes Exemplar vom Pentateuch, mit gröster Ehrfurcht aufbewahrten. Der Pater Ricci zeigte ihm alsbald eine hebräische Bibel. Der junge Jude kannte die Buchstaben, er konnte sie aber nicht lesen, weil er, sobald er den Grad eines sinesischen Gelehrten zu erlangen suchte, sich lediglich auf das Studium sinesischer Bücher gelegt hatte.

Dringende Beschäftigungen erlaubten den Pater Ricci nicht, seine Entdeckung weiter zu verfolgen. Erst drei bis vier Jahre hernach fand er Gelegenheit, einen sinesischen Jesuiten mit weitläuftigen Instructionen dahin zu senden, und dasjenige, was er von dem jungen Juden gehöret hatte, untersuchen zu lassen. Er gab ihm einen sinesischen Brief an den Vorsteher der Synagoge mit. Er meldete ihm darin, daß er, außer den

Büchern des alten Testaments, auch noch alle Bücher des neuen Testaments besäße, welche bewiesen, daß der Messias, welchen sie erwarteten, schon gekommen sey. Sobald der Vorsteher der Synagoge das, was die Ankunft des Messias betraf, gelesen hatte, stutzte er, und sagte, daß dem nicht so sey, weil sie ihn erst nach zehn tausend Jahren erwarteten. Er ließ aber den Pater Ricci, dessen grosse Talente er durch den Ruf erfahren hatte, bitten, nach Kai-fong-fu zu kommen, er würde sich ein Vergnügen daraus machen, ihm die Verwaltung der Synagoge zu übergeben, wenn er sich enthalten würde, das den Juden verbotene Fleisch zu essen. Das hohe Alter dieses Vorstehers der Synagoge, und die Unwissenheit desjenigen, der ihm in dieser Stelle nachfolgen sollte, hatten ihn vermocht, dem Pater Ricci diesen Antrag zu thun. Dieser Umstand war dem Verlangen, sich über ihren Pentateuch zu belehren, günstig. Der Vorsteher willigte gern ein, den Anfang und das Ende aller Abschnitte herzugeben. Sie stimmten vollkommen mit der Plantinischen hebräischen Bibel überein, außer, daß in dem sinesischen Exemplar keine Vokalpunkte waren.

Im Jahre 1613 erhielte der Pater Aleni, der wegen seiner tiefen Gelehrsamkeit und großen Weisheit, sogar von den Sinesen selbst, der europäische Confucius genennet wurde, von seinen Obern den Auftrag, sich nach Kai-fong-fu zu begeben, um diese Entdeckung weiter zu verfolgen. Dieser war ein kluger Weltmann und zur Erfül-

lung dieser Absicht am geschicktesten. Er war im Hebräischen sehr stark. Aber die Zeiten hatten sich geändert. Der alte Vorsteher der Synagoge war gestorben. Man zeigte dem Pater Aleni zwar die Synagoge, aber er konnte es nie erlangen, daß man ihm die Bücher gezeigt hätte, man wollte sogar nicht einmal den Vorhang, welcher sie bedeckte, wegziehen.

So sind die schwachen Anfänge dieser Entdeckung beschaffen, die uns durch die Patres Trigaut und Semedo *) und andre Missionarien überliefert worden. Die Gelehrten haben oft davon geredet, zuweilen aber mit wenig Genauigkeit, **) immer aber haben sie mehrere Kenntnisse davon gewünscht.

Da sich in der Folge die Jesuiten zu Kaifong-fu niederließen, so fing man an, neue Hoffnungen zu schöpfen. Unterdessen konnten die Väter Rodriguez und Figueredo von der günstigen Lage, worinnen sie sich befanden, keinen Vortheil ziehen. Dem Pater Gozani glückte es zuerst. Da derselbe leichten Zutritt gefunden hatte, so nahm er eine Abschrift von den Inschriften der Synagoge, welche auf grosse Marmortafeln geschrieben waren, und schickte sie nach Rom. Von diesen Juden erfuhr er, daß in dem Tempel zu Peking, woselbst man die Kings d. i. die kanonischen

*) *Trigaut* de expedit. Sinica. Lib. 1. cap. 11. p. 118. *Semedo* Relazione della China. Part. 1. cap. 30. p. 193.

**) Walton Polyglott. Prolegomen. 3. sect. 4. Iablonski Bibl. Hebr. Praef. Sect. 38.

Bücher der Fremden, aufbewahre, eine Bibel sey. Die französischen und portugisischen Jesuiten erhielten von dem Kaiser Erlaubniß, in den Tempel zu gehen, und die Bücher in Augenschein zu nehmen. Der Pater Parennin war dabey gegenwärtig. Man fand aber nichts. Der Pater Bouvet sagt, man habe daselbst einige syrische Briefe gefunden, und völlig Ursach zu glauben, daß der Aufseher der Pagode die Jesuiten nicht wohl unterrichtet habe. Es würde heut zu Tage schwer halten, den Eintritt in diese Bibliothek zu erlangen; und alle Versuche, die der Pater Gaubil hierzu machte, schlugen ihm fehl. Er konnte nie erfahren, was das für hebräische und syrische Bücher wären. Unterdessen hat ihn doch ein christlicher Tatar, den er seine hebräische Bibel geliehen hatte, versichert, daß er Bücher gesehen hätte, die mit eben den Charaktern geschrieben wären. Er konnte ihm aber nicht sagen, was dieses für Bücher, noch wie alt sie wären. Er betheuerte ihm nur, daß eine Thora, oder ein Buch des Gesetzes daselbst vorhanden sey.

Während daß die Jesuiten zu Peking fruchtlose Untersuchungen anstellten, unterrichteten die Juden, die weniger Geheimnißvoll als die Sinesen sind, den Pater Gozani willig in ihren verschiedenen Gebräuchen; und zu Anfange dieses Jahrhunderts fand sich derselbe im Stande, eine so umständliche Nachricht davon bekannt zu machen, als man sie von einem der kein Hebräisch versteht, erwarten konnte. Sie befindet sich in

dem achtzehnten Bande der Lettres edifiantes et curieuſes &c.

Dieſe neuern Kenntniſſe erregten nun die Aufmerkſamkeit der Gelehrten von neuem. Der Pater Etienne Souciet, der damal mit einem großen Werke über die heilige Schrift umging, um es den Critici ſacri entgegen zu ſetzen, drang am eifrigſten darauf dieſe Entdeckung zu beſchleunigen. Was wir in der gegenwärtigen Abhandlung erzählen wollen, iſt aus den Briefen gezogen, welche ihm die Väter Gozani, Domenge und Gaubil über dieſen Gegenſtand geſchrieben haben. Dieſe umſtändliche Erzählung wird um ſo angenehmer ſeyn, da ſie ſchon oft verlangt worden, und der Pater du Halde ſich begnügt hat, ſie in ſeiner großen Beſchreibung von Sina (Tom. 3. p. 64.) blos zu verſprechen.

Die Sineſen nennen die unter ihnen wohnenden Juden, Hoai : Hoai. Dieſer Name iſt ihnen mit den Muhamedanern gemein. Die Juden ſelbſt aber nennen ſich unter einander: Tiao-kin-Kiao, d. i. das Geſetz derer, die die Nerven abſchneiden, weil ſie ein Geſetz haben, zum Gedächtniß des Ringens Jakobs mit dem Engel nichts davon zu eſſen. Eine Art blauer Mützen, die ſie in ihrer Synagoge während des Gebets aufſetzen, gab ihnen auch Veranlaſſung, ſich den Namen Lan-maho-hoai-Hoai zu geben, um ſich von den Muhamedanern zu unterſcheiden, die eine weiße Mütze tragen, und um deswillen Pemaho-hoai-hoai von ihnen genennet werden.

Diese Juden sagen, daß sie unter der Dynastie der Han während der Regierung des Han-ming-ti, aus Si-yu d. i. aus dem Lande gegen Abend, nach Sina gekommen wären. Nach alle dem was man von ihnen hat herausbringen können, scheinet es, daß dieses Land gegen Abend Persien sey, und daß sie ihren Weg durch Corassan und Samarkand genommen haben. Sie haben auch in ihrer Sprache mehrere persische Wörter, und lange Zeit hindurch große Verbindungen mit diesem Staate unterhalten. Sie glauben die einzigen Juden zu seyn, die sich in diesem großen festen Lande niedergelassen haben. Sie kennen keine andere Juden in Indien, Thibet und der abendländischen Tatarei.

Schon seit langer Zeit lebten sie in Sina in großem Ansehn. Viele sind Gouverneurs in Provinzen, Staatsminister, Bacalauren, Doctoren, gewesen. Es hat auch welche gegeben, die große Landgüter besessen haben. Heutiges Tages besitzen sie aber nichts mehr von diesem alten Glanze. Sogar ihre Niederlassungen zu Ham, Tscheu, Nimpo, Peking und Ning-hia sind verschwunden. Der größte Theil ist zur muhamedanischen Sekte übergegangen. Man kennet weiter keine mehr als die zu Kai-fong-fu.

Als sie sich hier niederließen, zählten sie über siebenzig Familien aus den verschiedenen Stämmen Benjamin, Levi, Juda u. s. w. Gegenwärtig

sind sie bis auf sieben Familien *), die höchstens tausend Seelen ausmachen, herunter gekommen. Die verschiedenen Unglücksfälle, die diese Stadt in den letzten Zeiten erlitten hat, haben zu ihrem Untergange sehr viel beygetragen.

Unter der Regierung des Van-Li verwandelte eine große Feuersbrunst ihre Synagoge in Asche. Alle ihre Bücher verbrannten, bis auf einen Pentateuch, den sie vormal nach einer noch unglücklichern Begebenheit, von einem Muhamedaner wieder erhielten, den sie zu Ning-Hia in der Provinz Schen-Si antrafen. Ein Jude aus Canton, welcher sterben wollte, hatte ihn, als einen kostbaren Schatz, demselben zur Aufbewahrung übergeben. Sie bauten ihre Synagoge wieder auf. Sie wurde noch einmal im Jahre 1642 durch eine Ueberschwemmung des Hoang-ho oder gelben Flusses, bey welcher mehr als 300000 Menschen ums Leben kamen, zu Grunde gerichtet.

Tschao, ein jüdischer Mandarin, unterzog sich der Wiederaufrichtung der Synagoge. Es ist diejenige, welche man noch jetzt sieht; man nennt sie Li-pai-Se, d. i. der Ort der Ceremonien. Dieser Li-pai-Se ist nur sechzig Fuß lang und vierzig Fuß breit. Aber alle die davon abhangenden verschiedenen Gebäude, nehmen einen

*) Diese Familien heißen: Sing-tschao-ti, Sing-cao-ti, Sing-nghai-ti, Sing-kin-ti, Sing-sche-ti, Sing-themam-ti, Sing-ti-ti.

Platz von 150 Fuß Breite und drey bis vierhundert Fuß Länge ein.

Der Eingang dieser Synagoge ist gegen Morgen. Er stößt an einen Pai-leu, d. i. Triumphbogen, der nach dem großen Hofe führt. Bey dem Ausgange aus diesem Hofe findet man einen neuen Triumphbogen, zu dessen beyden Seiten sich zwey Monumente befinden, die aus Stein gehauen und mit Inschriften versehen sind, von welchen ich zu Ende dieser Abhandlung reden will. Wenn man weiter vorwärts geht, trift man auf zwey marmorne auf Fußgestellen stehende Löwen ein großes aus Metall gegossenes Gefäß, um Weihrauch darauf anzuzünden, zwey kupferne Becken, mit ihren Gestellen, und zwey große Blumenäsche. Endlich langt man beym Vorhof des Li-pai-Se an, der ganz mit Balustraden umgeben ist. Hier ist es, wo man zum Lauberhütten-fest ein großes Zelt aufschlägt.

Dieser Li-pai-Se hat zwey Seiten. Das Schiff theilt sich in drey Theile. Der erstere schließt den Stuhl Mosis den Van-sui-pai, d. i. die Tafel des Kaisers und einen großen Tisch mit Weihrauch in sich. Ueber der Tafel des Kaisers sieht man folgende hebräische Inschrift mit goldnen Buchstaben: Höre Israel, Jehova unser Gott ist der einzige Gott. Geheiliget sey sein Name, sein Reich gepriesen durch die Ewigkeit. Der zweyte Theil bildet eine Art von Zelt, das auswendig viereckig, inwendig aber rund ist. Hier ist das Allerheiligste der sinesischen Juden. Sie

nennen es Bethel, und in der sinesischen Sprache Tien-Tang, oder Tempel des Himmels. Auf dem Frontispitz liest man folgende mit goldnen Buchstaben geschriebene hebräische Worte: Wisset, daß Jehova der Gott der Götter, der Herr, großer Gott, stark und schrecklich ist. Dieser den sinesischen Juden so ehrwürdige Ort, enthält ihre Takings, d. i. ihre heiligen Bücher göttlicher Schriften. An der Seite des Bethels sind Schränke, in welchen Takings und andere Bücher, die immer gebraucht werden, liegen. Hinter dem Bethel sieht man die zwey mit goldnen Buchstaben geschriebenen Gesetztafeln.

Unter allen diesen Monumenten sind die Takings für die europäischen Gelehrten die interessantesten. Um sich aber hiervon eine richtige Vorstellung zu machen, muß man wissen, daß die Juden in Sina, nur dem Pentateuch allein den Namen Taking oder der großen Schrift beylegen. In ihrem Bethel haben sie dreizehn Abschriften davon, die auf eben so viel Tischen liegen, zum Gedächtniß der zwölf Stämme und Mosis des Stifters des Gesetzes. Sie sind nicht auf Pergament geschrieben, wie der Pater Gozani gesagt hat, sondern auf Papier, wovon man mehrere Blätter über einander geleimt hat, um sie ohne Furcht sie zu zerreissen, zusammen rollen zu können.

Jeder Taking des Bethel ist über einen hölzernen Zapfen gerollt, und bildet eine Art von Zelt, das mit einem seidnen Vorhang bedeckt ist.

Die Juden haben für alle diese Bücher die größte Ehrfurcht. Unter allen ist aber eines, das sie mehr als alle übrigen verehren. Sie geben vor, daß es dreytausend Jahre alt und das einzige ihnen übrig gebliebene Monument sey. Da ihre andern Bücher in Feuersbrünsten oder Ueberschwemmungen zu Grunde gegangen sind, so haben sie solche aus persischen Büchern wieder hergestellt.

Alle Takings des Bethel sind ohne Punkte. Sie sind in drey und funfzig Paragraphen oder Abschnitte eingetheilt. An einem jeden Sabat wird ein Abschnitt verlesen. Demnach lesen die sinesischen Juden eben so wie die europäischen, das ganze Gesetz in einem Jahre durch. Der Vorleser legt den Taking auf den Stuhl Mosis; sein Gesicht ist mit einem sehr dünnen baumwollenen Schleyer bedeckt. Ihm zur Seite steht ein Souffleur, und einige Schritte weiter unten ein Mula, um dem Souffleur selbst, im Fall er fehlen sollte, einzuhelfen.

Der Pater Domenge hat in diesem Li-pai-Se weder Rauchfaß, noch musikalisches Instrument, noch Ceremonienkleidungen gesehen. Alles bestand darin, daß man keine Pantoffeln trug und alle den Kopf mit einer blauen Mütze bedeckten. Nur am Lauberhüttenfeste, wo er den Taking in Procession herum tragen sah, hatte der, der ihn trug, eine Scherpe von Tafft, die ihm von der rechten Achsel, unter den linken Arm ging.

Während der acht Monate, die der Pater Domenge zu Kai-fong-fu zubrachte, wandte er alle Mittel an, um eines von diesen Büchern zu erhalten, oder wenigstens die Erlaubniß zu bekommen, seine Bibel mit einem ihrer Exemplarien collationiren zu dürfen; aber vergeblich. Er konnte nichts über Leute gewinnen, die zu unwissend waren, um nicht mißtrauisch zu seyn. Die einzige Gefälligkeit, die sie ihm erzeigten, war, daß sie ihn ihre Bücher sehen ließen und ihm erlaubten, einige Stellen nachzuschlagen. Was er hierüber erzählt, besteht in folgenden. Die Takings des Bethel sind mit runden Buchstaben geschrieben und ohne Punkte. Die Form der Buchstaben nähert sich denen in den alten deutschen Ausgaben der hebräischen Bibel. Man sieht darin weder Phethura noch Sethuma *). Alles geht hinter einander in einer Reihe fort, bis auf den Zwischenraum einer Linie, die sich zwischen jedem der drey und funfzig Abschnitte befindet. Fragt man sie,

*) Die Phethura und Sethuma sind Zeichen, deren man sich in hebräischen Bibeln bedient, um den Unterschied der Abschnitte damit zu bezeichnen. Das Phethura wird durch den dreyfachen Buchstab Phe ס ס ס und das Sethuma durch das dreyfache Samech ס ס ס ausgedruckt. Dergleichen Abschnitte sind in der Genesis 12, in dem Exodus 11, in Leviticor. 10, in Numeri 10, und in Deuteron. 11, welches 54 Theile des ganzen Pentateuch ausmacht. Diese großen Abschnitte haben wieder ihre Unterabtheilungen, die aber nur durch ein einziges Phethura ס oder durch ein einziges Sethuma ס angedeutet werden.

sie, warum die Exemplarien nicht punktirt sind, so antworten sie, daß Gott dem Moses so schnell dictirt habe, daß er nicht Zeit gehabt hätte, die Punkte darunter zu setzen; daß aber ihre occidentalischen Lehrer es für rathsam gehalten hätten, sie dazu zu fügen um das Lesen zu erleichtern. Am Sonnabend des achten Tags des Lauberhüttenfests war der Pater Domenge in die Synagoge gegangen, und sie zeigten ihm ihren alten Taking; er war ungefähr zwey Fuß hoch, und im Diameter etwas mehr, wenn er zusammen gerollt war. Er hat ein sehr antikes Ansehn, und war vom Wasser sehr befleckt. Er fragte, was man daraus an diesem Tage vorläse, und sie zeigten ihm den Gesang Mosis, der bey den Juden einen Theil des Parasche va jelec, d. i. des 52sten Abschnittes ausmacht. Ihr 53ster Abschnitt ist der 54ste unserer gewöhnlichen Bibeln. Er las mit lauter Stimme den Gesang Mosis, der auf zwey Kolumnen, wie in unsern Bibeln, wenn sie genau sind, geschrieben war; aber die Linien stießen öfters so nahe an einander, daß er darin irre zu werden glaubte. Der einzige Unterschied, den er in diesem ganzen Gesange fand, bestand darin, daß im 25sten Verse anstatt thescacel, wie es in unsern gewöhnlichen Bibeln steht, der Taking thocel hatte. *) Diese Abweichung thut dem Sinne keinen Eintrag; es bedeutet immer das verwüstende oder

*) im 5ten Buch Mosis XXXII. 25.

fressende Schwerd, das den Herrn an den Uebertretungen Jsraels rächt.

Was die Takings in den Schränken betrift, so sind sie alle mit Vokalpunkten versehen. Die Form der Buchstaben ist denen in der Bibel des Athias, die zu Amsterdam 1705 gedruckt worden ist, sehr ähnlich; doch sind sie schöner, größer und schwärzer. Alles ist mit der Hand mit Pinseln geschrieben, die aus Bambu spitzig wie unsere Federn geschnitten sind; mittelst guter Tinte, die sie selbst verfertigen, und die sie alle Jahre am Laubverhüttenfeste wieder erneuern; denn sie würden sich einen großen Gewissensscrupel machen, wenn sie sich hierzu sinesischer Tinte und Pinsel bedienen wollten. In Ansehung des Papiers sind sie nicht so zärtlich; sie brauchen es; aber anstatt dasselbe mit einem Alaunwasser zuzubereiten, um beyde Seiten beschreiben zu können, leimen sie lieber mehrere Blätter zusammen, um eines daraus zu machen, das so stark als drey oder vier gewöhnliche Blätter ist.

Diese Takings sind ungefähr sieben Zoll breit und vier bis fünf Zoll hoch, und aus drey und funfzig Heften zusammen gesetzt. Jeder Heft enthält einen Abschnitt des Pentateuch; das erste Wort des Abschnitts ist ohne Anfangsbuchstaben und ohne Punkte, geschrieben; etwas über der Mitte des Randes der ersten Seite steht im ersten Heft das Wort Bereschith (im Anfange) in einem länglichen Viereck von grüner oder blauer Seide oder weißem Taffet; im zweyten Heft eben so das

Wort Noach (Noah) und so auch die Anfangsworte der übrigen; denn die Abschnitte sind die nemlichen, wie in der Amsterdamer Bibel, außer daß die 52 und 53ste nur einen ausmachen. Dieses auf den Rand geschriebene Anfangswort, wird zu Anfange des Hefts nicht wiederholt; jede Seite ist mit dem Namen der Zahl und nicht mit den Zahlenbuchstaben bezeichnet; er stehet immer im Innern des Buchs über dem ersten Wort.

Da jeder Abschnitt einen besondern Heft ausmacht, so setzen sie am Ende keine Phethura oder Sethuma bey. Inzwischen sind ihnen diese Abtheilungen nicht ganz unbekannt, ob sie gleich in ihren Büchern seltner als in den unsrigen vorkommen. Sie setzen solche auf den Rand und verbinden sie immer mit einer von beyden Arten, z. B. ס׳ס oder נ׳ס.

Es gibt deren viere in dem Heft Bereschith oder dem ersten Abschnitte des ersten Buchs Mosis. Die erste ist in dem ersten Kapitel vor dem 10ten Vers, nach unserer Art zu zählen. Die zweyte steht in demselben Kapitel vor dem 27sten Vers; die dritte im zweyten Kapitel vor dem 21sten Vers; die vierte im dritten Kapitel vor dem 14ten Vers. Außer diesen vier Stellen ist im ganzen ersten Abschnitt der Genesis weder eine Randglosse, noch ein leerer Raum noch Zwischenlinien zu finden. Sie kennen die Keri und Kerib nicht. Am Ende der Perioden bemerken sie die Pesukim d. i. die zwey Punkte, die sie Kela nennen, genau. Die Zahl der Verse bemerken sie

nur am Ende der Abschnitte oder der Hefte unter der letzten Zeile mit Zahlenbuchstaben. Sie zählen im Bereschith oder dem ersten Heft 146, und im Noach oder dem zweyten Heft 143 Verse. *).

Sie haben große und kleine Buchstaben. Zum Beyspiel das erste Wort der Genesis, Bereschith **) hat ein großes Beth; und in dem vierten Vers des zweyten Hefts der Genesis, hat das Wort Behibaram †) ein kleines Hé. Der Pater Domenge glaubt nicht, daß die Juden von den Worten, die sich in zwey theilen lassen, oder von den Worten, die aus zweyen bestehen, und nur eins ausmachen, oder von den Worten, die statt anderer Worte gesetzt werden, oder endlich von den Worten, die gelesen werden ohne geschrieben zu seyn, oder geschrieben sind, aber nicht gelesen werden, Kenntniß haben. Unterdessen wagt er es doch nicht solches zu behaupten, weil er nicht Zeit gehabt hat, über diesen kritischen Punkt in ein genaues Detail einzugehen.

Was den unaussprechlichen Namen Gottes, Jehova betrift, so sprechen sie denselben Hotoi aus. Statt Adonai sagen sie Etunoi. In der

*) Die Verse im Bereschith sind mit diesen Buchstaben קמו d. i. 146 und die im Noach mit den Buchstaben קמג d. i. 143 angedeutet.

**) בראשית, man sieht in diesem Worte die Art, wie die sinesischen Juden schreiben und punktiren.

†) בְּהִבָּרְאָם

Aussprache des Worts Elohim unterscheiden sie sich von uns nicht. Wenn sie aber den Namen Jehova ins Sinesische übersetzen, so sagen sie nicht, wie die Missionarien, Tien-Tschu, sondern nur Tien, wie es die sinesischen Gelehrten thun, wenn sie ihre Charaktere Schang-Ti erklären.

Die auffallendste Verschiedenheit, welche der Pater Domenge unter diesen Takings und der Amsterdamer Bibel bemerkt hat, besteht in dem Raphé oder der horizontalen Linie, welche diese Juden Lofi nennen. Sie ist bey ihnen etwas sehr gewöhnliches und befindet sich öfters über zwey oder drey Buchstaben eines einzigen Worts. Die Form ihrer Accente ist in Ansehung der Stellung und Figur auch etwas verschieden; hieraus vermuthet der Pater Domenge, daß ihre Bibel vielleicht die orientalische Bibel des Jacob Ben Nephthali sey, der in den Ländern von Babylon seine Schulen eröfnete, indeß Ben Ascher die seinigen in Palästina hielte. Doch wissen diese Juden von diesem Rabbinen gar nichts, und ihre Wissenschaft von der Punktirung ist sehr eingeschränkt. Von dem ganzen Gefolge und Anhang der Wörter, die man in den europäischen Büchern sieht, kennen sie nichts. Sie bedienen sich nur des allgemeinen Wortes Siman, um die Punkte und Accente zu benennen.

Wir wollen nunmehr zu den Vergleichungen kommen, die der Pater Domenge zwischen der Amsterdamer Bibel und den ältesten sinesischen Takings angestellt hat. Man hatte ihn ersucht,

verschiedene Stellen im ersten Buche Mosis, die die Kritiker am meisten beschäftigen, zu berichtigen. Er sah sie, und fand im 23sten Kapitel im zweiten Vers keine Verschiedenheit, *) er bemerkte nur, daß das *chaph* im Worte *libechotha* **) merklich kleiner war. Doch sagte ihm der Vorsteher der Synagoge, daß es dasselbe wäre. Beym 24sten Kapitel im zweiten Vers schien ihnen jene alte Weise Eyde abzulegen nicht so völlig bekannt zu seyn; sie ist unter ihnen nicht gebräuchlich; sie sagen, sie hütheten sich dafür in den Götzentempel zu gehen, um daselbst zu schwören. Ueber dem Worte *vajiscakeku* †) im 33sten Kap. im vierten Vers sind sechs Punkte, der erste scheint beträchtlicher zu seyn als ein Punkt.

Der zwölfte Abschnitt ihrer Takings fängt, wie in der Amsterdamer Bibel, mit dem Worte *veichi* im 47sten Kapitel. V. 28 an. Er enthält alle Prophezeihungen Jacobs an seine Kinder. Sie sind hier alle in einer Folge hintereinander geschrieben, ohne Trennung, ohne Phethura und ohne Sethuma.

*) Die Stellen, die der Pater Domenge verglich, sind Cap. II, 17; III, 17; VII, 11; VIII, 4, 7; XI. ganz; XIII, 3; XVII, 22; XXIII, 2; XXIV, 2; XXXIII, 4; XLVII, XLVIII. XLIX, ganz.

**) 1. B. Mos. XXIII, 2; לִבְכוֹתָהּ. Unsere Bibeln haben ein sehr kleines *Chaph*, in diesem Worte, welches die Thränen bedeutet, die Abraham über den Tod seines Weibes Sara vergoß.

†) Gen. XXXIII, 4; וַיִּשָּׁקֵהוּ. Auf diese sonderbare Art wird der Kuß des Friedens, welchen Esau seinem Bruder Jacob gab, ausgedrückt.

Als sie der Pater Domenge fragte, was sie unter dem Worte Siloh und dem Worte Jescuatheca, das so oft in der Schrift vorkomme, verstünden, so antworteten sie nichts darauf. Aber diese Juden sind auch so unwissend, daß sie nicht einmal ihren Text ganz verstehen.

Man hatte den Pater Domenge auch gebeten, nachzusehen, was das Wort *Hammitta* im 31. Vers des 47. Kap. für eine Punktirung habe; nemlich ob sie *Hammitta* oder *Hammatte* schrieben. Er vergaß es; glaubt aber, daß, da er in andern Stellen so viel Uebereinstimmung mit der Amsterdamer Bibel gefunden habe, es sehr wahrscheinlich sey, daß sie es auch hier seyn werde.

Noch haben wir zwey Bemerkungen über die Entdeckungen des Pater Domenge zu machen. Zu Ende des Bereschith, oder des ersten Hefts dieses Taking fand er eine Aufschrift, die in der Abschrift, die er überschickt hat, sehr entstellt ist; demungeachtet erkennet man doch noch verschiedene Namen von Rabbinen. Es scheinet dieses ein Kennzeichen der Dankbarkeit gegen diese Lehrer und insonderheit für einen zu seyn, der von Medina gekommen war, und ihnen vielleicht diesen Taking verschaft hatte. Sie schließt mit diesen Worten: Seegen über dich, der du kömmst. Seegen über dich, der du zurück kehrst. Ehre in Ueberfluß im Besitz von Reichthümern. Herr ich habe dein Heil gehört.

Der Pater Domenge sah noch eine Tafel, die an einem der Pfeiler des Li-pai-Se hing,

und worauf der Mineaha oder die Ordnung, in welcher die Abschnitte des Pentateuch verlesen werden, abgebildet war. Oben an beyden einander entgegen stehenden Seiten wird zweyer Bücher gedacht, die ich nicht kenne. Das eine heist Numaha; es ist in 12 Theile getheilt, und wird am ersten Tage eines jeden großen Monats, so wie das zweyte an dem ersten Tage der kleinern Monate vorgelesen. Dieses zweyte Buch wird Muphtar genannt, und ist ebenfalls in zwölf Theile eingetheilt. Es wird am funfzehnten Tage der großen und am sechzehnten der kleinern Monate verlesen. Der Pater Domenge wünschte den Inhalt dieser Bücher zu wissen, aber die sonderbare Aussprache dieser Juden machte, daß er das, was sie sagten, nicht verstand.

Nach allem, was ich hier vorgetragen habe, wird man vielleicht glauben, daß die sinesischen Juden von den heiligen Schriften weiter nichts als den Pentateuch hätten; aber man würde sich betrügen; sie haben noch mehrere, aber sie nennen nur den Pentateuch allein kanonisch. Die andern Bücher belegen sie mit dem Namen San-tso, d. i. Supplemente oder abgesonderte Bücher. Unter diesen Titel gehören Josua und die Richter, die nicht vollständig sind, Schemuel, oder Samuel, der ganz ist; Metaschim oder die zwey letzten Bücher der Könige, die an einigen Stellen verstümmelt sind; David oder die Psalmen, deren Vollständigkeit noch nicht untersucht worden. Dieser erste Theil des San-tso beträgt über 30 Bände.

Der zweyte Theil enthält die Hafutala, so nennen sie die Haphtaroth oder die prophetischen Abschnitte; sie sagen, daß sie von diesen ehedem über 24 Bände gehabt hätten: man kann es leicht glauben, weil ihre Bücher keine große Anzahl von Kapiteln enthalten, und weil sie den Propheten noch die Bücher der Chronik oder Paralypomena beyfügen. Jesaias, den sie Jsehaha, und Jeremias, den sie Jameleiohum nennen, sind fast vollständig. Sie verlesen sie an Festtagen. Vom Ezechiel besitzen sie nichts. Vom Daniel haben sie nur einige Verse des ersten Kapitels.

Von den kleinen Propheten ist ihnen nur noch Juenaha oder Jonas, Micaha oder Micha, Nahuam oder Nahum, Hapacuc oder Habacuc, Secaleio oder Zacharias, übrig. Der größte Theil dieser kleinen Propheten ist unvollständig, und sie haben von den übrigen nichts. Die Bücher der Chronik, die sie Tiveli-Haiamiim nennen, sind auch sehr verstümmelt; sie besitzen davon nur die vier oder fünf ersten Kapitel. Die Bücher Nehemia und Esther sind etwas weniger unvollkommen. Die sinesischen Juden haben für diese Prinzeßin die größte Ehrfurcht; sie nennen sie immer Jssetha Mama oder Grosmutter. Ihre Hochachtung erstreckt sich auch auf den Mardochai, den sie Moltoghi nennen: sie betrachten beyde als Erretter Jsraels.

Zwey von ihren Büchern würden in Europa sehr geschätzt seyn, nemlich die beyden ersten Bücher der Maccabäer. Sie scheinen sie Mantiio-

hum oder Mathatias zu nennen und nur ein Exemplar davon zu haben. Der Pater Domenge that alles erſinnliche um es zu kaufen, oder wenigſtens eine Abſchrift davon zu erhalten; aber ſie wollten von keinem dieſer Vorſchläge etwas hören.

Allen dieſen Büchern des San: tſo fügen dieſe Juden noch ihre Lipai, d. i. ihre Ritualien oder Gebetbücher, hinzu. Jeder Lipai enthält 50 oder 52 Hefte; ſie ſind mit großen Charaktern geſchrieben; die Bände ſind mehr lang als breit, wie die europäiſchen und ſineſiſchen Bücher, und Fingers dick. Dieſe Gebete ſind faſt alle aus der heiligen Schrift gezogen, hauptſächlich aber aus den Pſalmen. Endlich haben ſie noch vier Bücher der Miſchna, und verſchiedene in einer ſchlechten Ordnung befindliche Ausleger, die ſie auf ſineſich Tiang-tſchang nennen.

Ungeachtet aller dieſer Bücher fand der Pater Domenge dieſe Juden doch in großer Unwiſſenheit. Die Geſchickteſten unter ihnen verſtanden weiter nichts als einige Stellen des Pentateuchs und der Bücher die ſie am öfterſten leſen. Sie fühlen ihre Schwäche über dieſen Punkt ganz wohl und entſchuldigen dieſelbe damit, daß ſeit länger als einem Jahrhundert kein Lehrer aus Si: yu, d. i. aus Occident zu ihnen gekommen ſey, und daß ſie ſchon lange ihr Tu: king: puen, d. i. ihre Grammatik oder ihr Buch zum Verſtehen der heiligen Schrift, verloren hätten.

Der Pater Gozani setzt hinzu, daß sie sich ihrer heiligen Bücher bedienten, wenn sie das Loos ziehen wollten. Sie beobachten die Beschneidung am siebenten Tag nach der Geburt. An Sabattagen würden sie in ihren Häusern gewiß kein Feuer anzünden. Außer den Sabattagen haben sie das Osterfest und noch andere Solennitäten mehr. Einen gewissen Tag bringen sie ganz in der Synagoge mit Weinen und Seufzen zu. Sie kennen die Engel, die Cherubim und Seraphim. Der Pater Gozani hat über den Meßias nicht von ihnen herausbringen können, ob er sie gleich oft darum fragte. Sie nehmen keine Proselyten an; und verheyrathen sich nie mit Fremden. Sie haben im Sinesischen nur ein einziges kleines gedrucktes Buch über ihre Religion. Es ist dasjenige, welches sie dem Mandarin überreichen, wenn sie mit irgend einer Verfolgung bedrohet werden.

Ihre Gelehrten und Lehrer ehren den Confucius, so wie auch alle ihre verstorbenen Vorfahren, und sie haben ihre Schreibtafeln nach Art der Sinesen. In dem Umfange ihrer Synagoge haben sie einen Saal, wo sie die Schreibtafeln ihrer verstorbenen Wohlthäter aufbewahren. Am Eingang dieser Synagoge ist ein alter Pai-fa oder Tafel mit der Inschrift King-Tien. Dieses sind dieselben Schriftzeichen, die der Kaiser Cang-Hi selbst schrieb, um sie in der Kirche der Mißionarien der Jesuiten aufhängen zu lassen.

In ihren Gebeten kehren sie sich mit dem Gesichte nach Abend. Ihr Li=pai=se oder ihre Synagoge ist nach eben dieser Richtung erbaut. Sie thun dieses ohne Zweifel zum Gedächtniß Jerusalems, welches ihnen nach Abend zu liegt. Die Reichen machen sich sehr gern vom Gehn in die Synagoge los. Sie erlangen solches, wenn sie nur einen Taking haben abschreiben lassen und in den Schrank gelegt haben. Man sieht auch oft, bey gewöhnlichen Festen, nicht mehr als 40 bis 50 Personen im Li pai=se. Ein Taking, der in einen der Schränke gelegt worden, kann nicht wieder aus der Synagoge kommen. Ein Jude hatte sich dem Pater Domenge verbindlich gemacht, ihm den seinigen zu verkaufen. Er wurde aber ertappt, als er ihn forttragen wollte. Man nahm ihm denselben wieder ab, und gab ihm einen derben Verweis.

So weit war man in der Kenntniß von den sinesischen Juden gekommen, als der Pater Gaubil, der in Europa wegen seines Eifers, alles aufzusuchen und bekannt zu machen, was uns in den Wissenschaften Asiens interessiren konnte, sehr bekannt ist, eine Reise nach Kai=fong=fu machte. Er wurde daselbst wohl aufgenommen, und er nutzte diesen Umstand, neue Kenntnisse zu ziehen. Er ist es, dem wir die sinesischen Inschriften in der Synagoge zu danken haben.

Die erste wurde von einem gelehrten Juden, Namens Kin=Tschong, im Jahr 1444 gesetzt.

Der Inhalt derselben ist, nach dem Pater Gaubil, dieser.

Der Urheber des Gesetzes Y=se=lo=ye (Israels) ist Ha=vu=lo=han (Abraham). Dieser heilige Mann lebte 146 Jahre nach der Entstehung von Tscheu. Sein Gesetz wurde durch Tradition dem Nische (Moses) überliefert. Er erhielt sein Buch auf dem Berge Sinai. Er war stets mit dem Himmel verbunden. Sein Buch hat 53 Abschnitte. Die darin enthaltene Lehre, kömmt, wenig ausgenommen, der Lehre der sinesischen Kings sehr nahe. Der Verfasser macht hier eine Vergleichung der sinesischen Lehre mit der der Juden. Er führt mehrere Stellen an, um besonders zu beweisen, daß die Verehrung, die sie dem Himmel erweisen, daß die Ceremonien, die sie beobachten, daß ihre Fasten, ihre Gebete, ihre Art die Verstorbenen zu ehren, fast dieselben sind. Er behauptet, daß man in dem Buche, genannt Y=king, Spuren der Heiligung des Sabats fände. Er setzt hinzu, daß Moses 613 Jahre nach der Entstehung von Tscheu gelebt habe. Er redet vom Gai=sse=la. (Esdras) Er lobt den Eifer desselben, die Bücher wieder herzustellen, um das Volk Israel zu unterrichten und zu bessern.

Dieser Inschrift ist eine umständliche Erzählung der Ueberschwemmung beigefügt, die diese Synagoge im Jahre 1462 zerstörte; und dabey wird bemerkt, daß die Juden zu Nimpo und

Ning-hia die Bücher hergegeben hätten, um den dadurch erlittenen Verlust wieder zu ersetzen.

Tso-Tang, Gros-Mandarin und Gros-Schatzmeister der Provinz Se-Tchuen, setzte die zweyte Inschrift im Jahre 1515, im zehnten Jahre des Kaisers Tsing-Te, der auch Vu-Tsung genannt wird.

Sie fängt mit diesen Worten an: Das Gesetz Israels. Ka-Kan, (Adam) ist der erste Mensch. Er war von Tien-Tscho, im Occident. Die Juden haben ein Gesetz und Traditionen. Das Gesetz ist in fünf Büchern und drey und funfzig Abschnitten enthalten. Der Mandarin macht von diesem Gesetz viel Rühmens und fügt hierauf hinzu: die Juden ehren den Himmel, wie wir. Abraham ist der Urheber ihres Gesetzes; er ist ihr Vater. Moses publicirte dieses Gesetz; er ist ihr Gesetzgeber. Zu den Zeiten der Han, liessen sich die Juden in Sina nieder, und im 20sten Jahre des 65sten Cykels *) boten sie dem Kaiser Hiao-Tsong einen Tribut von indischer Leinwand an. Er nahm ihn sehr wohl auf, und erlaubte ihnen zu Kai-fong-fu zu wohnen, das sie damal Pien-Leang nennten. Sie machten zu jener Zeit siebenzig Sins oder Familien. Sie bauten eine Synagoge, in welche sie ihre Kings, d. i. ihre göttlichen Schriften, niederlegten.

Der Mandarin sagt weiter, daß diese Kings nicht blos für die Juden zu Kai-fong-fu wären,

*) Dieses Jahr ist das 1163ste nach Christi Geburt und das erste der Regierung des Hiao.

sondern alle Menschen, Könige und Unterthanen, Eltern und Kinder, Alte und Junge anginge, und jeder darin seine Pflichten erlernen könne.

Nach dieser Bemerkung zeigt der Mandarin, daß das Gesetz der Juden mit dem der Sinesen fast eines sey, weil das Wesentliche sowohl des einen als des andern darin bestehe, den Himmel zu verehren, gegen die Eltern ehrerbietig zu seyn und den Verstorbenen die schuldigen Ehren zu erzeigen.

Dieses sind die Ausdrücke des Mandarins selbst, der den Juden noch ein großes Lob beilegt. Er versichert, daß sie sich beym Landbau, Handel, obrigkeitlichen Stellen, unter den Armeen, durch ihre Aufrichtigkeit, Treue und Genauigkeit in Beobachtung ihrer Ceremonien eine allgemeine Achtung erworben hätten. Endlich sagt er, daß dieses Gesetz von Adam auf Nuova, (Noah) von Noah auf Abraham, Isaac, Jacob, die zwölf Stämme, Moses, Aaron, Josua, Esdras, der ein zweyter Gesetzgeber gewesen sey, fortgepflanzt worden.

Im zweyten Jahre des Kaisers Cang-hi *) setzte ein Gros-Mandarin, der Minister des Reichs wurde, die dritte Inschrift. Er redet darin gleich zu Anfange von Adam, Noah, Abraham und Moses. Er rühmt die Tugend Abrahams sehr: er sagt, daß er den Himmel ohne Fi-

*) Dieses zweyte Jahr des Cang-hi kömmt mit den Jahren 1662 und 1663 überein.

gur, ohne Bild, den Urheber und Erhalter aller Dinge, das ewige anfanglose Wesen angebetet, und daß sein Gesetz sich bis jetzt erhalten habe. Er will in der Folge die Zeiten Abrahams und Mosis mit denen der sinesischen Kaiser vergleichen; diese Stelle ist aber voller Fehler. Er fügt hinzu, daß Moses das Gesetz auf dem Berge Sinai erhalten, daß er vierzig Tage und Nächte gefastet habe, daß sein Herz beständig zu Gott gerichtet gewesen, daß sein Gesetz aus 53 Abschnitten bestehe, und alles darin bewundernswerth sey. Er rühmt den Esdras als den Wiederhersteller dieses Gesetzes. Er lobt die Juden, und zeigt die Uebereinstimmung ihrer Lehre mit der Lehre der Tukiao, d. i. der sinesischen Gelehrten. Er stützt sich auf die Auctorität der Kings, um zu beweisen, daß man vor Alters in Sina den Sabat geheiliget habe. Er geht sogar so weit, daß er behauptet, die hebräischen Charaktere hätten viel Aehnlichkeit mit den alten sinesischen Charakteren. Er geht in eine umständliche Erzählung von der Ueberschwemmung ein, die im Jahre 1462, im siebenten Jahre der Regierung des Kaisers Tien-Tschun, der vorher Jng-Thong genennet wurde, die Synagoge zu Kai-fong-fu zerstörte. Die Bücher wurden darin sehr beschädiget. Ein Jude von Nimpo, genannt Yn, brachte eine vollständige Bibel mit, aus welcher man alle Kings abschrieb. Im Jahre 1490, dem zweyten der Regierung des Kaisers Hong-Tschi, wurde das

Li-

Li-pai-se wieder aufgebaut. Yen-Tula entrichtete die Kosten des Baues.

Der Mandarin redet zuletzt von drey verschiedenen Sekten in Sina. Er wiederholt, daß das Gesetz der Juden mit dem der Tuki-ao oder Gelehrten, in allem, was die Verehrung des Himmels, den Gehorsam und Ehrfurcht der Kinder gegen ihre Eltern und der Unterthanen gegen ihre Regenten betrift, und in den Ehrenbezeigungen, die man zu gewissen Zeiten den Verstorbenen schuldig sey, sehr übereinstimme.

Die vierte und letzte Inschrift enthält ebenfalls Lobreden auf Abraham, den neunzehnten Abkömmling von Adam; auf Moses, Esdras, auf das Gesetz, das den Himmel, den Schöpfer aller Dinge, ohne alle Zumischung falscher Gottheiten von Seiten der Juden, die sehr treue Beobachter ihres Gesetzes sind, anzubeten befiehlt. Die Ueberschwemmung von 1642 ist darin weitläuftig beschrieben. Die Synagoge wird zerstört. Eine Menge Juden verloren das Leben. Sechs und zwanzig Hefte von Büchern gingen verloren. Das übrige wurde gerettet. Von diesen Ueberbleibseln machte man im Jahre 1654 einen großen Band. Man sieht die Namen derer, die die Bücher durchsahen und abschrieben. Das Ganze ward noch einmal vom Tschan-Kiao, d. i. dem Vorsteher der Synagoge, revidirt, und die Inschrift versichert, daß alles dieses mit Genauigkeit geschehen sey. Sie endiget sich mit einer allgemei-

nen Beschreibung des neuen Li-pai-se, seiner verschiedenen Hauptgebäude, Säle, Höfe und Thore. Die Namen der Arbeitsleute, so wie die Namen derjenigen Personen, welche die Tafel des Kaisers und den Bethel auf ihre Kosten machen ließen, sind angemerkt. Auch liest man die Namen der sieben Familien, die zu Kai-fong-fu wohnen.

Der Pater Gaubil begnügte sich nicht daran, genaue Abschriften von diesen Inschriften genommen zu haben. Er stiftete Freundschaft mit diesen Juden. Er unterrichtete sich in ihrem Glauben und in ihren Gebräuchen. Er erkannte aus den Gesprächen mit ihnen, daß sie das Fegfeuer, die Hölle, das jüngste Gericht, das Paradies, die Auferstehung der Leiber, die Engel glaubten. Sie haben aber kein besonderes Glaubensbekenntniß. Er erklärte ihnen den Sinn, den wir gemeiniglich mit dem Worte Jehova verbinden. Alle stimmten ihm darin bey, und versicherten, daß sie beständig in diesem Worte die Ewigkeit Gottes erkannt hätten, daß es seyn, gewesen seyn und seyn werden, bedeute.

Er hielte diese Gelegenheit für günstig, um sich von ihrer Erklärung des Wortes Siloh, das in der Prophezeihung Jacobs so berühmt ist, zu unterrichten. Er war um so begieriger zu wissen, was sie bey diesem Worte dächten, da ihm zuvor über diesen Gegenstand eine sonderbare Begebenheit begegnet war. Als er einstmal zu Han-keu, einem beträchtlichen Hafen in Hon-quam war, wo der Pater Couteux wohnte, hörte er, daß die-

ser Pater einen sehr gelehrten Sineser bey sich hätte, der ein ganz eignes Talent besäße, alte Schriften zu deschifriren. In der Ueberzeugung, daß die Buchstaben des Wortes Siloh vor Alters Hieroglyphen gewesen wären, bat er den Sineser, der gar kein Hebräisch verstand, ihm seine Meinung von dem Worte Siloh zu sagen, das er ihm auf Sinesisch, nemlich einen Buchstaben unter dem andern, aufschrieb. *) Als der Sineser diese Schriftzeichen sah, sagte er, das erste bedeute allerhöchst, das zweyte Herr, das dritte Ein, das vierte Mensch. Er setzte hinzu, daß man in Sina diesen Namen demjenigen gäbe, den sie Sching-Gin, d. i. den heiligen Menschen nennten. Das Erstaunen des Pater Couteux und des Pater Jaques, die mit dem Pater Gaubil gegenwärtig waren, war außerordentlich. Die jüdische Erklärung war nicht weniger auffallend. Denn als sie der Pater Gaubil darüber fragte, schwiegen sie anfangs. Er fing darauf an, ihnen dasjenige zu erklären, was die Patres und Lehrer unter diesem Ausdruck verstünden. Ein junger Jude bat darauf mit vieler Anständigkeit um Erlaubniß zu sprechen, und sagte, daß ein Bruder seiner Großeltern, der vor einiger Zeit ge-

*) Das Wort Siloh.

	Sinesische Erklärung.	Jüdische Erklärung.
ש	der Allerhöchste.	Gros.
י	Herr.	Ein.
ל	Ein.	Herabkommender.
ה	Mensch.	Mensch.

storben wäre, ihn versichert hätte, daß in diesem Worte etwas Heiliges liege; daß das Schin gros, das Jod Ein, das Lamed Herabgekommener und das He Mensch bedeute. Es bezeichnete also dieses Wort auf eine sonderbare Weise den Gott Erlöser, der vom Himmel auf die Erde herabgekommen ist. Der junge Jude fügte hinzu, daß er sonst nichts wisse. Er faßte Zuneigung zum Pater Gaubil, befragte ihn um seinen Namen und seine Wohnung und versicherte ihn, daß er sich öfters nach ihm erkundigen würde.

Ehe der Pater Gaubil aus der Synagoge ging, verlangte er ihre Bücher zu sehen: der Tschan-Kiao oder Vorsteher der Synagoge willigte ein. Außer den Büchern, von welchen ich bereits geredet habe, zeigten sie ihm eines, das sie bisher vor den Mißionarien verheimlicht hatten, und das wegen seiner Sonderbarkeit die Aufmerksamkeit des Paters auf sich zog. Es war ein Stück des Pentateuchs, das durch das Wasser viel gelitten zu haben schien. Es war auf Rollen geschrieben und von einem ungewöhnlichen Papier. Die Schriftzüge waren groß, reinlich und von einer Form, die zwischen der in der Antwerper hebräischen Bibel und der zu Wittenberg im Jahre 1531 gedruckten hebräischen und chaldäischen Grammatik das Mittel hielt. Unter den Lettern stand nichts, aber über denselben waren Accente und Arten von Punkten, so wie ich sie, sagt Pater Gaubil, noch nirgend gesehen habe. Er fragte den Tschang-Kiao über diese Hand-

schrift, die ihm die völlige Gestalt eines Alterthums zu haben schien. Er erfuhr darüber folgendes. Zur Zeit des Kaisers Van-lie verbrannte die Synagoge; alle Bücher gingen zum zweitenmal zu Grunde; aber Juden von Si-yu, die unter diesen Umständen angekommen waren, gaben ihnen eine Bibel und noch andere Bücher. Dieser Pentateuch ist das einzige von diesen Büchern, das sie im Original erhalten haben; von den andern Büchern, die mit Verlauf der Zeit zu Grunde gegangen sind, haben sie nur noch die Kopien übrig. Der Pater Gaubil bot ihnen eine ansehnliche Summe für diesen Pentateuch an; aber sie schlugen es ihm ab. Doch kam er noch mit ihnen über den Preis für eine Abschrift davon überein, die man ihm versprach.

Hierauf bat er die Juden, die gegenwärtig waren, ihm einige Stellen aus ihren Büchern zu erklären; sie entschuldigten sich aber damit, daß seit langer Zeit kein occidentalischer Lehrer zu ihnen gekommen wäre, und daß sie ihren Tu-King-Puen verloren hätten; daß sie außer dem Pentateuch, den sie noch ein wenig verstünden, weder ihre übrigen Bücher der heiligen Schrift, noch die Ausleger, noch das, was ihnen noch von der Mischna übrig wäre, erklären könnten.

Sie baten ihrer Seits den Pater Gaubil, daß er ihnen etwas erklären möchte. Er nahm also die Prophezeihung Jacobs, die zehn Gebote und das Gebot, nicht mehr als einen einzigen Gott zu erkennen, vor. Er wollte ihnen die

Stelle im Jesaias von der Ankunft des Meßias auslegen, aber diese Stelle war gerade in dem Buche, das sie ihm gegeben hatten, zerrissen. Er erzählte ihnen also die Geschichte davon und sie schienen mit dem, was er ihnen sagte, sehr zufrieden zu seyn.

Hierauf nahm einer von den Juden das Buch und erklärte den Vers; Höre Israel, der Herr dein Gott ist ein einziger Gott. Auch das Gebot von der Beschneidung erklärte er: aber die Aussprache dieser Juden ist so sonderbar, daß der Pater nicht einmal würde errathen haben, daß dieser Jude hebräisch läse, wenn er nicht selbst das Buch vor Augen gehabt hätte.

Man begreift leicht, daß, da diese Juden schon längst alle Gemeinschaft mit den occidentalischen Juden verloren haben, und da sie in Sina geboren sind, wo man mehrere von unsern Tönen nicht aussprechen kann, wo man sogar nicht einmal die Buchstaben B, D, E, R hat, sie genöthiget sind P statt B, T statt D, ie statt E, L statt R auszusprechen. Sie sprechen auch mehrere Sylben, besonders die Hu, durch die Nase aus; z. B. anstatt so wie wir, tohu va bohu auszusprechen, sagen sie theohum vo peohum; statt thora, sprechen sie thaulaha oder thaulatse; pielechisce statt bereschith; schemesse statt schemoth; piemitz paul statt bmidar; teveliim statt debarim.

Zufrieden mit den Kenntnissen die er erlangt und mit der Aufnahme, die er genossen hatte,

reiſte der Pater Gaubil wieder von Kai-fong-fu ab, um ſich nach Peking zu begeben, in Hoffnung eheſtens eine Abſchrift des ſonderbaren Pentateuchs, den er geſehen hatte, zu erhalten, und entwarf in Gedanken ſchon eine zweyte Reiſe, um das, was er ſo glücklich angefangen hatte, vollenden zu können. Aber die Revolution, die die Religion erlitt, hob den Aufenthalt zu Kai-fong-fu auf und zerriß die Gemeinſchaft, die man mit den Juden hatte.

Nachdem ich die verſchiedenen Gegenſtände, die ich in mehreren handſchriftlichen Briefen der Mißionarien zerſtreut fand, ſorgfältig vereiniget habe, ſo bleibt mir jetzt weiter nichts mehr übrig, als noch einige Bemerkungen über verſchiedene Punkte zu machen, die mir einer Unterſuchung würdig ſchienen. Ich habe ſie hier bis an das Ende aufgeſpart, damit die umſtändliche Erzählung der Entdeckungen nicht unterbrochen würde und meine eigene Gedanken oder Conjecturen den Beobachtungen ſelbſt nicht untergeſchoben würden.

Nach den Monumenten iſt Adam in Tientſcho geboren. Die Sineſer geben dieſen Namen fünf verſchiedenen Ländern: die zwey berühmteſten darunter ſind derjenige Theil von Indien, der gegen das Königreich Bengalen, wo Fo geboren iſt, zu liegt, und Syrien nebſt dem Lande Medina; ohne Zweifel müſſen dieſe Inſchriften von Syrien verſtanden werden. Vor Zeiten nennten ſie dieſes Land Tien-tang, d. i. das Land des Him-

mels: auch noch heut zu Tage nennen sie es Tienfang.

Diese Juden kennen den jungen Cainan nicht, von welchem der heilige Lucas und die siebenzig Dolmetscher reden, wenn sie sagen, daß Abraham der neunzehnte Abkömmling von Adam sey.

Es findet sich viel Schwierigkeit in der Epoche der Zeiten Abrahams, die sie mit dem 146sten Jahre der Tscheu gleich setzen. Diese Dynastie fing erst im Jahre 1122 vor Christo an; und der Tod Abrahams erfolgte vor mehr als achtzehn Jahrhunderten vor der christlichen Zeitrechnung. Ich finde in einem Werke des Pater Gaubil über die sinesische Chronologie eine Auflösung dieser Schwierigkeit, die sehr wahrscheinlich ist. Er bemerkt, daß die Dynastie der Tscheu, ehe sie auf den sinesischen Thron stieg, darin ein Königreich besessen habe; daß Heutsi, das Oberhaupt dieser Familie, und seine Nachfolger in der Geschichte mit dem Königstitel belegt werden. Da nun die Zeiten des Heutsi fast bis in die Zeiten des Jao, der wenigstens 1226 Jahre vor Christo zu regieren anfing, hinaufsteigen, so konnte auch die Epoche Abrahams mit dem 146sten Jahre der Familie der Tscheu, deren Oberhaupt Heutsi war, zusammen treffen.

Aus dieser Auflösung lassen sich auch die Zeiten Mosis, die die Monumente mit dem Jahre 613 der Tscheu gleich setzen, erklären. Es bleibt nur die einzige Schwierigkeit in Ansehung der 467

Jahre übrig, die die Inschriften zwischen Abraham und Moses festsetzen; denn zwischen der Geburt Abrahams und Mosis sind nur 425 Jahre, es blieben also 42 Jahre übrig. Ich habe Lust zu muthmasen, daß dieses die Zeit sey, die Moses im Hause des Pharao zubrachte, und in welcher er sich in allen Wissenschaften der Egyptier unterrichtete. Die sinesischen Juden werden hier einigen Traditionen oder Wahrscheinlichkeiten gefolgt seyn, um die Zeit zu bemerken, wo dieser große Mann seinen Eifer für die Befreyung seines Volks zu zeigen anfing.

Was das Alterthum des Taking betrift, von welchem die Juden den Pater Domenge sagten, daß sie ihn seit dreytausend Jahren besessen hätten, so liegt klar am Tage, daß sie nicht von einem dreytausend Jahr alten Manuscripte, sondern von dem Gesetze selbst redeten, das vor dreytausend Jahren durch Moses gegeben worden; und in Wahrheit sind es auch, von der Publication des Gesetzes auf dem Berge Sinai an bis auf die Zeit, wo sie mit dem Pater Domenge redeten, nach der gewöhnlichen Rechnung der europäischen Juden, dreytausend Jahre; woraus erhellet, daß die Zeitrechnung der sinesischen und europäischen Juden dieselbe ist.

Wir wollen nun auf die Zeit übergehen, in welcher diese Juden nach Sina gekommen sind. Sie blieben, wenn sie mit den Mißionarien sprachen, standhaft dabey, daß sie unter der Familie der Han nach Sina gekommen wären, und ihre

Monumente sagen dasselbe. Die Dynastie der Han fing im Jahre 206 vor Christo an. In dieser Zwischenzeit gingen also die Juden nach Sina über. Sie konnten schon vor dem Umsturz ihres Reichs dahin gehen; es ist aber natürlicher zu glauben, daß solches erst nach fürchterlichen Catastrophe Jerusalems geschehen sey, und daß, da die Juden allenthalben umher zerstreut waren, die aus Corassan und Transoxana sich in Sina verbreitet haben. Diese Vermuthung kömmt der Wahrheit sehr nahe, wenn ich mich erinnere, daß viele von diesen Juden versicherten, sie wären unter der Regierung des Ming-ti, daselbst angekommen. Dieser Fürst bestieg im Jahre 56 nach Christo den Thron und starb erst im 78sten. Die Zeiten könnten mit der Zerstörung Jerusalems, welche im Jahre 70 geschah, nicht besser übereintreffen.

Die Niederlassung der Juden zu Kai-fong-fu ist bey weitem nicht so alt: Dieser Zeitpunkt ist in der zweyten Inschrift bemerkt, nemlich das zwanzigste Jahr des 65sten Cykels, wo sie dem Kaiser Hioa-tsong ihren Tribut von indischer Leinwand anboten. Alle diese Merkmale stimmen mit dem Jahre 1163 nach Christi Geburt und dem ersten der Regierung des Hioa-tsong überein. Hoa-tsong hatte ihm seine Staaten zu Ende des vorhergehenden Jahres abgetreten. Er konnte keinen thätigern Prinzen finden, keinen der fähiger gewesen wäre, den furchtbaren Armeen der Tatarn zu widerstehen und die Eroberungen zu

verfolgen, welche die Sinesen gen Morgen von Kai-fong-fu gemacht hatten. Die Unglücksfälle dieser Synagoge sind in diesen Inschriften angegeben. Im Jahre 1462 ging sie in dem Wasser des Hangho oder gelben Flusses zu Grunde, einem Flusse, der durch seine Zerstörungen bekannt ist und diese Stadt beherrscht: fast alle Bücher gingen verloren, und die geretteten wurden von dem Wasser sehr beschädiget. Im Jahre 1642 wurde die Stadt von den Sinesen selbst belagert, die wider ihren rechtmäßigen Fürsten sich empöret hatten; sie that aber einen so tapfern Widerstand, daß der grausame Li-tsee-tsching genöthiget wurde, die Belagerung zweymal aufzuheben. Er kam zum drittenmal um sie zu blokiren und durch Hunger zur Uebergabe zu zwingen. Da der Gouverneur keine Rettungsmittel mehr vor sich sah, ließ er die Dämme des Flusses einreissen und zwang den Feind sich zurückzuziehen, indem er sich zugleich selbst unter den Wellen begrub. Die Synagoge wurde also noch einmal zerstört und verlohr viele Bücher.

Zwischen diesen beyden Ueberschwemmungen, brannte sie gegen das Ende des sechszehnten Jahrhunderts unter der Regierung des Kaisers Vanlie, der 1572 den Thron bestieg, ab. Die Bücher verunglückten bey dieser traurigen Begebenheit zum zweytenmal.

Ungeachtet so vieler Unglücksfälle, erhalten wir von diesen Juden noch immer kostbare Kenntnisse von ihren Gebräuchen und Büchern. Die

Uebereinstimmung ihres Pentateuchs mit dem unsrigen gibt dem Beweise, den man bis jetzt mit so vielem Vortheil zu Gunsten der Religion aus den mosaischen Büchern gezogen hat, neue Stärke. Die Missionarien würden die Verbindlichkeiten, die wir ihnen schuldig sind, voll machen, wenn sie Europa einen der Takings des Bethel, oder wenigstens ein Buch, das mit dem ältesten dieser Manuscripte genau collationirt worden wäre, verschaffen könnten. Der Pentateuch, den der Pater Gaubil an dem letztern Orte gesehn hat, erfodert eine neue und sehr umständliche Untersuchung. Einer der punktirten Takings in den Schränken würde ebenfalls seinen guten Nutzen haben; ob diese gleich bey weitem nicht so besonders sind als die des Bethel. Die Bücher der Maccabäer könnten sehr nützlich seyn und würden wohl aufgenommen werden. Sogar die Fragmente unserer kanonischen Bücher sind von großem Werth, man kann sich deren nicht genug anschaffen. Es würde auch sehr zu statten kommen, diejenigen Bücher von welchen der Pater Domenge redet und die zu Anfange und in der Mitte der großen und kleinen Monate gelesen werden, noch einmal zu untersuchen. Ueber diesen Punkt können wir von den europäischen Juden, die diese Gebräuche nicht haben, keine Kenntniß erhalten. Man muß sie also aus Sina erwarten, und darin um so eifriger und fleißiger zu Werke gehen, je mehr zu befürchten ist, daß diese ohnehin schon sehr geschwächte Synagoge, sich, so wie die andern, mit der muhamedani-

schen Sekte vereinigen, oder wenigstens in eine Unwissenheit versinken werde, die sie außer Stand setzen würde, uns zu unterrichten.

Die Mißionarien würden sich auch die Gelehrten sehr verbinden, wenn sie ihnen eine Uebersetzung desjenigen sinesischen Buchs lieferten, das diese Juden in Zeiten der Verfolgung dem Mandarin übergeben.

4.

Schreiben des Fraters Attiret, kayserlichen Malers in Sina, über seine Reise nach Peking, die Sommerhäuser des Kaysers, und das Laternen-Fest.

Ich werde ihnen vor allen Dingen von meiner Reise nach Macao Nachricht geben, denn das ist der erstere Gegenstand ihrer Frage. Wir kamen auf Verlangen des Kaysers, oder vielmehr mit seiner Erlaubniß dahin. Ein Officier mußte uns begleiten, und man gab vor, daß wir frey gehalten werden würden: das blieb aber blos bey den Worten, und weniges ausgenommen lebten wir für unser Geld. Die Helfte der Reise wird in Barken gemacht, man ißt und schläft darinne. Das sonderbarste aber ist, daß Leute von Stande sich nicht erlauben ans Land zu steigen, oder zum Fenster hinauszusehen.

Das übrige des Weges legt man in einer Art Kefig zurück, die hier mit den Namen Sänften beehrt wird. Man ist den ganzen Weg über

darinnen eingesperrt, und nur Abends kehrt die Sänfte in einem Wirthshaus ein, das kaum diesen Namen verdient. So kommt man in Peking an, ohne mehr gesehn zu haben als wenn man in der Stube eingeschlossen gewesen wäre.

Ueberhaupt, die ganze Gegend, durch die man reist ist schlecht genug, und ob es gleich eine Reise von 6 bis 700 Meilen ist, so trift man doch nichts an das der Aufmerksamkeit würdig wäre. Weder Denkmähler noch Gebäude sind zu sehen, wenn man nicht einige Miaos oder Götzentempel ausnimmt. Sie sind von Holz ein Stockwerk hoch gebaut, und ihr ganzes Verdienst besteht in einigen schlechten Mahlereyen und Firnissen. Wer einmal Italien und seine Schätze an Denkmählern und Gebäuden gesehen hat, verachtet alles was er anderswo antrift.

Die einzige Ausnahme hiervon ist der Pallast des Kayfers zu Peking, und seine Lustschlösser, denn da ist alles groß und würklich schön, sowohl in der Anlage als in der Ausführung, und auf mich machte es einen um so größern Eindruck, da ich nirgends etwas gesehen, das dem ähnlich gewesen wäre.

Gerne wollte ich ihnen eine Beschreibung davon geben, die ihnen einen richtigen Begrif machen könnte, aber es ist mir zu schwer. In allen ist nichts das Beziehung auf unsere Art zu bauen, und überhaupt auf unsere Baukunst hätte. Blos der Augenschein kann eine wahre Idee davon geben: auch werde ich, sobald ich nur etwas Zeit

habe einige gute Zeichnungen davon nach Europa schicken.

Der Pallast ist wenigstens so groß wie Dijon (ich nenne ihnen diese Stadt weil sie sie kennen). Er besteht überhaupt aus einer großen Menge Hauptgebäude, die zwar von einander abgesondert sind, aber alles im besten Ebenmaaße. Sie sind durch große Höfe, Gärten und Luststücke getrennt. Die Façade dieser Gebäude ist glänzend durch Vergoldung, Lack und Mahlereyen. Das Innere ist mit allen dem besetzt was Sina, Indien und Europa am kostbarsten und schönsten hat.

Was die Sommerhäuser anbetrift, so sind sie allerliebst. Sie bestehen aus einem großen Stück Landes, wo man durch Kunst kleine Berge, die 20, bis 50 Fuß hoch sind, aufgetragen hat, und die unendlich viel kleine Thäler bilden. Kanäle in denen das hellste Wasser hinschleicht, befeuchten sie, und begegnen sich an einigen Orten um Teiche und See zu bilden: Man fährt auf diesen Teichen und Kanälen mit schönen Barken; ich sahe eine die 13 Klaftern lang und 4 breit war, auf welcher sich ein prächtiges Haus befande. In jeden dieser Thäler am Ufer des Wassers sind Gebäude die sehr gut aus mehreren Hauptgebäuden, Höfen, ofnen und bedeckten Gallerien, Gärten, Parterren und Wasserfällen bestehen.

Man geht aus diesen Thälern heraus, nicht durch gerade Alleen wie in Europa, sondern durch Umwege, die wieder mit kleiner Pavillons, Grotten

und dergleichen geziert sind, und in ein anderes Thal führen, das von den ersteren sowohl in Ansehung der Anlage als in Ansehung der Gebäude verschieden ist.

Alle Berge und Hügel sind mit Bäumen bedeckt die Blüthen tragen und hier nicht selten sind. Die Kanäle werden nicht mit gehauenen Steinen ausgelegt, und nach der Schnur gezogen. Felsenstücke bilden ihr Bette, und bald ist dieses weit bald enge. Hier schlängelt es sich und dort macht es eine Biegung. Die Ufer sind mit Blumen besäet die aus dem Felsen hervorwachsen, und die das Werk der Natur zu seyn scheinen. Jede Jahrszeit hat die ihrigen.

Außer den Kanälen sind überall Wege, oder vielmehr Fußsteige die mit kleinen Kieseln gepflastert sind, und von einem Thale zum andern führen. Sie schlängeln sich auch, bald laufen sie am Ufer des Flusses hin, bald entfernen sie sich davon.

Kommt man in ein Thal, so sieht man Gebäude, an welchen die ganze Façade aus Säulen und Fenstern besteht. Das Holzwerk ist vergoldet, gemahlt und lakirt; die Mauern von einem grauen Ziegelstein, der schon geglättet ist, und die Dächer sind mit lakirten Ziegeln bedeckt, die roth, gelb, blau, grün, violet sind, und durch ihre Mischung eine angenehme Verschiedenheit bilden. Alle diese Gebäude haben fast nur ein Stockwerk. Man steigt nicht auf einer Treppe hinauf

die von zugerichteten Steinen gebaut ist, sie besteht aus Felsenstücken die natürliche Stufen scheinen. Nichts kömmt den Paläſten der Feen näher, die mitten in unwirthbaren Wüſten auf Felsen errichtet waren, und zu denen der Eingang holzreich ist und sich in Schlangengänge windet.

Die innere Einrichtung stimmt völlig mit der äußern Pracht überein. Die Zimmer sind gut vertheilt, und die Meublen und Verzierungen von ausgesuchtem Geschmack, und einem sehr großen Werth. In den Höfen und Durchgängen findet man Vasen von Marmor, Porzellan und Kupfer mit Blumen gefüllt. Vor einigen von diesen Häusern stehen statt unzüchtiger Statüen, auf Fußgestellen von Marmor Figuren aus Erz oder Kupfer, und Urnen um Strauchwerk darinnen zu verbrennen.

Jedes Thal hat wie gesagt sein Lusthaus. Sie sind zwar klein in Ansehung des ganzen Umfanges, aber immer noch groß genug um den größten Herrn von Europa mit seinem Gefolge darinnen zu beherbergen. Verschiedene von diesen Häusern sind von Zedernholz gebaut, das man mit großen Kosten weiter als 500 Meilen herbringt. Das Ganze enthält mehr als 200 solcher Häuser, die Wohnungen der Verschnittenen nicht gerechnet, die einfach genug und aus dem Grunde hinter Mauren oder Bergen versteckt sind.

Die Kanäle werden in gewissen Weiten von Brücken durchschnitten. Sie sind gewöhnlich von

Ziegelsteinen, oder gehauenen Steinen, zuweilen auch von Holz. Die Geländer sind Balustraden von weißem Marmor, der mit Kunst bearbeitet ist, und sie sind alle unter sich in Ansehung der Zusammensetzung verschieden. Auch gehen sie nicht gerade aus sondern in Krümmungen. Einige haben in der Mitte oder am Ende kleine Pavillons, die auf 8 oder 16 Säulen ruhen, andere sind mit Triumphbögen von Holz oder Marmor besetzt, die von einer niedlichen aber ganz von den Begriffen der Europäer entfernten Bauart sind.

Ich habe schon oben gesagt, daß sich alle Kanäle in Baßins oder Meere ergießen, und es ist würklich ein Baßin da, das beynahe eine halbe Stunde im Umfang hat, und das man das Meer nennt. In der Mitte desselben erhebt sich eine Insel oder ein Fels ohngefehr eine Klafter über die Oberfläche des Wassers. Ein kleines Gebäude steht auf demselben, in dem man aber auf 100 Säle und Stuben zählt. Es ist von einem Geschmack und einer Schönheit die man nicht sagen kann.

Die Ufer dieses schönen Baßins sind bis ins unendliche verschieden. Hier sind Dämme von gehauenen Steinen, auf welche Wege, Gallerien oder Alleen stoßen, dort Felsenstücke als Treppen aufgethürmt, oder schöne Terrassen. Auch findet man hier eine Menge Bauer und Pavillons, halb im Wasser, und halb auf der Erde. Sie sind für jede Art Wasservögel bestimmt. Man schätzt vorzüglich eine Art Fisch, dessen Farbe so glänzend

wie Gold ist. Um die ganze Schönheit dieses Ortes zu fühlen, muß man das Baßin mit Barken bedeckt, oder es bey einer schönen Nacht sehen, wenn Feuerwerke abgebrennt werden, oder wenn der ganze Pallast, alle Barken, und fast alle Bäume illuminiret sind, denn in diesen Stücken lassen uns die Sineser weit hinter sich.

Der Ort, wo gewöhnlich der Kayser mit allen seinen Weibern, den Koucy = fey *), den Fey, den Pins, den Koucigin, den Tchangtsai, den Kammerfrauen und Verschnittenen wohnt, ist eine wundernswürdige Zusammenhäufung von Gebäuden, Höfen, Gärten und dergleichen und mit einem Worte beynahe eine kleine Stadt. Die Wohnung des Kayfers ist rund herum mit einem breiten und tiefen Kanal umgeben, und man konnte sie einen Serrail nennen. In den Zimmern die es enthält, findet man alles was man sich schönes von Meublen denken kann. Hier ist vereiniget was Kunst und Geschmack zu den Reichthümern der Natur hinzuthuen kann.

Von hier führt der Weg zu einer kleinen Stadt, die in der Mitte des Bezirkes gebaut ist, und eine Viertelstunde im Umfange hat. Die Hauptabsicht, die man wohl bey ihrer Erbauung hatte, ist diese, daß man dem Kayser, der zu sehr Sklave seiner Hoheit ist, um etwas zu sehen, wenn

*) Das sind die Titel der Weiber, nachdem sie mehr oder weniger begünstiget sind. Der Name der Kayserin ist Hoang = heou; die Kayserin Mutter wird Tayheou genennt.

Staatliche Bibliothek Bamberg

er ausgeht, mehrmalen des Jahres durch Verschnittene das Gewühl der Städte vorstellt. An den bestimmten Tagen nimmt jeder von ihm die Kleidung des Standes der ihn angewiesen ist. Einer ist Kaufmann, einer Künstler, einer trägt einen Korb, ein anderer treibt einen Schiebekarn vor sich her. Im Hafen kommen Schiffe an: man legt Waaren aus. Alles ist hier erlaubt. Man zankt sich, schlägt sich. Die Wache nimmt die Zänker gefangen, sie werden vor den Richter geführt, befragt und zu Stockschlägen verdammt. Das Urtheil wird vollzogen und zuweilen verändert sich dieses Spiel zum Vergnügen des Kayfers in eine sehr ernsthafte Sache für den armen Leidenden.

Die Spitzbuben sind bey diesem Feste nicht vergessen. Lassen sie sich auf der That erwischen, so werden sie dem Scheine nach zu jeder Strafe verdammt, die der Beschaffenheit ihres Diebstahles angemessen ist. Da diese Messe blos zum Vergnügen des Kayfers und seiner Weiber angestellt wird, so ist es selten, daß Prinzen oder Große den Zutritt haben. Die Waaren, die da ausgelegt werden, gehören größtentheils Kaufleuten, aus Peking, die sie den Verschnittenen anvertrauen, um sie zu verkaufen. Der Kayfer kauft viel, und man läßt es ihm so theuer bezahlen, als möglich. Oft folgt dieser Scene von Handlung ein Auftritt von Feldarbeit. Es ist dazu ein anderes Quartier bestimmt. Man sieht hier Felder, Wiesen, Häuser, Strohhütten. Alles nöthige Arbeitzeug, Pflüge,

Egen ꝛc. finden sich, und es wird gesäet und geerndet.

Sie haben ohne Zweifel von einem berühmten Feste in Sina, dem Laternenfeste gelesen. Es wird den 15ten des ersten Mondes gefeyert, und auch der ärmste Sineser unterläßt da nicht einige Laternen anzuzünden. Ganz Sina ist an diesem Tage erleuchtet, aber nirgends so schön als bey dem Kayser. Kein Zimmer bleibt ohne Laterne, und selbst auf den Baßins und Kanälen schwimmen Laternen in Gestalt kleiner Barken. Sie sind alle fein gearbeitet, und theils von Horn, Seide, Glas und anderen Materialien. Ich habe welche gesehen die nicht für 1000 Fl. gemacht waren. In diesen Arbeiten und in der Verschiedenheit ihrer Gebäude muß man die Fruchtbarkeit ihres Geistes bewundern.

Auch sind ihre Augen an diese Bauart gewöhnt, und sie können keinen Geschmack an der unsrigen finden. Wenn sie Risse davon sehen, so erschrecken sie davor und betrachten unsere Gassen, als hohle Wege in schauerhaften Gebürgen, die Häuser aber als unübersehbare Felsen voller Löcher, von Wölfen und wilden Thieren bewohnt.

Nichts scheint ihnen so unerträglich als unsere Etagen. Der Kayser Canghi, als er einen Plan von europäischen Gebäuden sahe, sagte: „Europa muß ein kleines unbedeutendes Land seyn, „da man nicht einmal Platz genug hat die Städte „auszubreiten, und in der Luft wohnen muß.

In den Lusthäusern der Sineser herrscht durchaus eine schöne Unregelmäßigkeit, eine Antisymetrie. Alles geht auf den Grundsatz hinaus: man will eine Landschaft der Natur treu vorstellen. Hieher muß man kommen um Fenster und Thüren von allen Gestalten zu sehen. Sie sind bald rund, bald eyförmig und von aller Art Polygonen. In der Gestalt von Sonnenfächern, Blumen, Vasen, Vögeln, Thieren, kurz von allen regelmäßigen und unregelmäßigen Formen. Ich glaube, daß man blos hier solche Gallerien findet, die ich ihnen beschreiben will, und die dazu dienen die Hauptgebäude zu verbinden. Zuweilen bestehen sie inwendig aus Säulen, und auswendig sind sie voller Fenster, die in Ansehung ihrer Figur von einander verschieden sind. Oft aber sind sie aus lauter Säulen zusammengesetzt, und nie gehen sie in gerader Linie fort, sondern sie machen hundert Umwege hinter Gebüschen, und Felsen, und oft drehen sie sich um ein Wasserbehälter.

Das Lusthaus, von dem ich rede, heißt Yuen-ming-yuen, der Garten der Gärten. Es ist nicht das einige das der Kayser hat. Es sind außer diesen noch dreye, da die aber kleiner und nicht so schön sind. Sie werden sagen was hilft eine so lange Beschreibung ohne Riß, aber ich muß ihnen melden, daß ich, wenn ich ihn machen sollte, drey Jahr mit nichts andern beschäftiget seyn dürfte, da ich doch jetzt nicht einen Augenblick für mich habe, und von meinem Schlaf abbrechen muß, um ihnen zu schreiben. Ueberdieses müßte ich über-

all hingehen und so lange bleiben können als ich wollte.

Hier ist nur ein Mensch, und das ist der Kayser. Jedes Vergnügen ist nur für ihn, und das prächtige Lusthaus sieht kein Mensch als er, seine Weiber und seine Verschnittenen. Niemand von Europäern hat Zutritt als Mahler und Uhrmacher, weil diesen ihre Geschäfte erfordern.

5.

Die Sinesische Zeitung.

Die Sinesische Zeitung ist wohl die älteste in der Welt, und existirt seit undenklichen Zeiten in diesem Reiche; ein Mißionar, der sich 20 Jahre in Sina aufgehalten hatte, ohne sie zu lesen, weil er sah, daß seine Mitbrüder ein gleiches thaten, die entweder die Sprache nicht genug kannten, oder den Aufwand für diese Zeitung scheuten, bedauerte diesen Zeitverlust unendlich, als ihm das Ohngefehr ein solches Zeitungsblatt in die Hände spielte. Er fand sie außerordentlich lehrreich und unterrichtend, nicht allein für Sineser, sondern hauptsächlich für Europäer. Aus ihr kann man die Religion, Gesetze, Gebräuche und Sitten der Sineser zuverläßig kennen lernen, und sich so in der Art und Weise unterrichten, wie man sich gegen sie zu verhalten und zu betragen hat. Hier lernt man auch die besten Ausdrücke, deren man

sich bedienen muß, um sich sowohl im gemeinen Leben als mit der Feder gut auszudrücken.

Diese Zeitung ist eigentlich eine Hofzeitung, wo nichts hineingedruckt wird, das nicht den Kayser überreicht, oder von ihm selbst eingeschickt worden ist. Diejenigen, welchen ihre Besorgung aufgetragen ist, würden sich nicht unterstehen, das Geringste, selbst nicht ihre eigenen Anmerkungen hinzuzusetzen, ohne nicht an Leib und Leben gestraft zu werden. Vor einigen Jahren wurde der Schreiber eines Tribunals, und ein andrer Schreiber, der bey einem Post = „Büreau" angestellt war, zum Tod verdammt, weil sie in die Zeitung etwas eingerückt hatten, was falsch befunden wurde. Das Criminal = Gericht gründete seinen Ausspruch darauf, daß sie die Ehrfurcht gegen Seine kayserliche Majestät verletzt hätten, und daß nach dem Gesetze jeder des Todes schuldig ist, der die Ehrfurcht gegen den Kayser übertritt.

Diese Sinesische Zeitung enthält alle öffentliche Angelegenheiten und Vorfälle des Landes. Sie ist eine Sammlung, wo man die Memoriale an den Kayser, die Bittschriften, die ihm überreicht worden sind, die Antworten die er darauf gegeben hat, die neuen Verordnungen, und die Gnadenbezeugungen aufgezeichnet findet, die er den Mandarinen oder dem Volke angedeihen ließ. Diese Zeitung wird täglich gedruckt, und ist 60 bis 70 Seiten stark. Doch dieses gilt bloß von der Pekingschen, denn die Zeitungen, die in andern Provinzen nach der Pekingschen gedruckt wer-

den, fassen sich kürzer, weil weniger Memoriale hineinkommen.

Der Anfang der Zeitung besagt jedesmal den Inhalt von 20 oder 30 eingereichten Memorialen. Z. E. Memorial des Vicekönigs von Kanton wegen der Reiß-Magazine, die zu versorgen sind. — — Memorial des Generals der Sinesischen Truppen in der Provinz Tsche-kiang, worinne er einen Mandarin beschuldigt, Geld von den Subaltern-Officiren genommen zu haben ꝛc. dann folgen 2. die Antworten, welche der Kayser an diesem Tage auf verschiedene Memoriale und Bittschriften gegeben hat. Hat er aber keine ertheilt, so wird bloß gesetzt: „diesen Tag sind keine Antworten von Seiner Kayserlichen Majestät erfolgt.“ 3. Die Verordnungen und Befehle des Kayserς, die er aus eigner Bewegung, oder nach Maasgabe der eingegebenen Vorschläge und Vorstellungen befohlen hat. 4. Die Resultate der Berathschlagungen der vornehmsten Gerichtshöfe, welche sie Seiner Majestät zur Bestätigung überreicht haben. Den Beschluß machen einige von den Memorialen welche von den Groß-Mandarinen der Provinzen, als den Vicekönigen, Feldherrn, und andern Kron-Beamten vom ersten Rang, an den Kayser eingeschickt worden sind. Auf diese Art ist die Zeitung eingerichtet, welche jährlich mehr denn 300 kleine Bände oder Broschüren, ausmacht. Man sieht aus diesem Detail, daß man sie bloß mit Aufmerksamkeit zu lesen braucht, um von einer Menge wissenswürdiger, oder die Neugier unterhaltender

Dinge, unterrichtet zu werden. Hier ist ein kleiner Auszug von ein paar interessanten Artikeln, aus einigen dieser Zeitungsblätter.

Ceremonie der Wahl und Ernennung der Kayserin.

Zwey Jahr nach seiner Thronbesteigung wählte der neue Kayser eine von seinen Damen, die er zur Kayserin ernannt wissen wollte. Es war eine Tartarische Prinzeßin von großen Verdiensten und erstem Range. Er ließ diese Wahl im ganzen Reiche, in seinem Namen bekannt machen, und diese Bekanntmachung enthielt zugleich das Lob der seltnen Eigenschaften der Dame, die er mit dieser Würde beehrte. Die Ceremonie hätte gleich darauf vor sich gehn sollen, weil aber die dreyjährige Trauer des Kayserś um seinen Vater, noch nicht zu Ende war, so schob man sie so lange auf. (Sieben und zwanzig Monate werden für drey Jahre gerechnet: es ist das kleine Siaonische Jahr, welches aus neun Monaten besteht. Die Trauer des Kayserś für seinen Vater Can-ghi, war schon den dritten Mond geendigt, allein weil seine Mutter sechs Monate nach dem Tode des Can-ghi ebenfalls gestorben war, so wollte er noch sechs Monate forttrauren, welches denn in ganz Sina als ein Muster kindlicher Treue gepriesen wurde.) Mit dem achten Mond des dritten Jahres seiner Regierung ging die Trauerzeit zu Ende, und das Tribunal der Gebräuche, dem die Anordnung des Cere

moniels dabey obliegt, stellte dem Kayser vor, daß der ganze Hof, in tiefster Unterthänigkeit um die Erlaubniß bitte, Seiner Majestät und der Kayserin, wegen ihrer Krönung die gewöhnlichen Aufwartungen machen zu dürfen. Der Kayser erlaubte es, und eben dieses Tribunal der Gebräuche setzte den sechsten Tag des zehnten Monds zu dieser Feyerlichkeit an, und ließ sie nach der Vorschrift des Reichs-Rituals, (welches der oberste Gerichtshof der Gebräuche in seiner Verwahrung hat) folgendermaßen einrichten.

Es ist Sitte, daß bey dieser Gelegenheit die Großen des Reichs, und die Damen des Hofs jene den Kayser des Morgens, und diese die Kayserin des Nachmittags, bekomplimentiren. Einige der ersten Doktoren, welche Mitglieder des großen Raths sind, erhielten Befehl, diese beyden Complimente aufzusetzen, und sie bey dem Tribunal der Gebräuche einzureichen, welches Tribunal unter die sechs obersten Tribunale von Peking gehört. Diesen Doktoren kommt das Recht und die Ehre zu, diese Aufsätze zu verfertigen, die Muster der Beredtsamkeit seyn müssen. Als das Tribunal der Gebräuche sie empfangen hatte, so wurde alles zu dem Fest in Bereitschaft gesetzt.

Den sechsten des zehnten Monds trug man, mit Anbruch des Morgens an die erste Pforte des Pallastes, welche gen Osten liegt, (denn die gen Süden wird nur für den Kayser, oder bey Gelegenheit gewisser Ceremonien geöfnet, die Bezug auf

seine Vorfahren haben) eine große Tafel, auf deren vier Ecken man vier Säulen, und auf diese eine Art von Kuppel setzte. Dieses kleine, tragbare Kabinet, war mit Stücken gelben Seidenzeugs, und andern Zierrathen aufgeputzt. Zur bestimmten Stunde wurde auf diese Tafel, ein kleines, saubres Buch, gelegt, worin das Kompliment geschrieben stand, das für den Kayser aufgesetzt worden war. Auch standen die Namen der Fürsten, Großen, und obersten Gerichtshöfe darin verzeichnet, welche in corpore die Ceremonie verrichten sollten. Einige Mandarine, in der, ihren Bedienungen angemessenen, Tracht, heben die Tafel auf, und setzen sich in Marsch. Alle Prinzen von Geblüte, so wie der erste Adel, hatten schon, jeder nach seinem Rang, den Vortritt genommen, und warteten bey einer der innern Pforten des Pallastes. Die andern Groß-Beamten, als die ersten Minister des Reichs, die Doktoren aus der ersten Klasse, die Präsidenten der obersten Gerichtshöfe, und die übrigen Tartarische und Sinesische, sowohl Gelehrte als Kriegs-Mandarine, folgten, jeder nach seinem Range, und in ihren schönsten Ceremonien-Kleidungen, derselben Tafel zu Fuße. Verschiedene musikalische Instrumente spielten ein Concert, das Sinesischen Ohren angenehm geklungen haben mag, und Trommeln und Trompeten ließen sich von verschiedenen Orten des Pallastes hören. Der Zug ging weiter, und als er an die Pforte, U-muen genannt, gekommen war, schlossen sich die Prinzen von Geblüte und der erste Adel

an, und setzten sich an die Spitze des Gefolges, welches das Kompliment begleitete.

Hierauf begaben sie sich alle in den großen Audienzsaal. Hier nahm man das, in Form eines kleinen Buches gebundene, Kompliment, aus dem tragbaren Kabinet, und legte es auf eine andre, ausdrücklich dazu in der Mitte des Saals bereitete, Tafel. Als sich der ganze Aufzug gehörig geordnet hatte, machte die Versammlung die gewöhnlichen Verbeugungen gegen den kayserlichen Thron, als ob Seine Majestät schon wirklich auf demselben säßen. Jeder stand nehmlich aufrecht, auf dem Platz, der ihm nach Stand und Würden zukam, fiel auf die Knie, berührte dreymal mit der Stirne in tiefster Ehrfurcht den Boden, stand wieder auf, fiel von neuem auf die Knie, berührte von neuem den Boden dreymal mit der Stirne, und richtete sich gleich von neuem auf.

Ein tiefes Stillschweigen erfolgte. Die Musik ließ sich wieder hören, und die Präsidenten des Tribunals der Gebräuche meldeten dem ersten, gegenwärtigen Verschnittenen, daß alle Große des Reichs Seine Majestät ersuchten, seinen glorreichen Thron zu besteigen.

Als diese Bitte dem Kayser überbracht worden war, erschien er, und bestieg den Thron. Sogleich näherten sich zwey dazu ernannte Doktoren der ersten Klasse der Tafel, knieten einigemal nieder, machten ihre Verbeugungen, und richteten sich wieder auf. Einer von ihnen nahm das kleine

Buch, und las mit lauter und vernehmlicher Stimme das Kompliment ab, das diese erlauchte Versammlung an Seine Kayserliche Majestät richtete. Als die Verlesung des Komplinents, das nicht sehr lang seyn muß, zu Ende war, und die Doktoren ihren vorigen Platz wieder eingenommen hatten, verließ der Kayser den Thron, und begab sich in das Innere seines Pallastes.

Dies ist die Art und Weise, wie die Großen des Hofs den Kayser ihre Aufwartung machten, um der Kayserin zu ihrer Ernennung Glück zu wünschen. Denn nach dem Sinesischen Ceremoniel, erscheinen Mannspersonen selten in Gegenwart einer Dame, vielweniger der Kayserin, um sie zu bekomplimentiren. Aber was bey dieser Gelegenheit in Ansehung des Kaysers geschieht, wird angesehen, als ob es zugleich dem Kayser und der Kayserin geschehen wäre.

Die Großen und Groß-Beamten des Reichs entfernten sich nun aus dem Pallast, und an eben dem Tage, nahm die Ceremonie der Damen ihren Anfang. Alle Prinzeßinnen von Geblüt, und alle Damen vom ersten Adel, verfügten sich mit den Gemahlinnen der Groß-Mandarinen, deren oben erwähnt worden ist, in den Pallast. Sie gingen, nach ihrem Rang und Stand geordnet, auf den Pallast der Kayserin zu. Sie wurden von einer vornehmen Dame angeführt, die bey dergleichen Gelegenheiten das Amt einer Ceremonien-Meisterin verwaltet, und in Ansehung der Damen dasselbe ist, was die Präsidenten des Tribunals der

Gebräuche in Ansehung der Mannspersonen gewesen sind, kein Mandarin oder anderer Herr würde es wagen sich blicken zu lassen. Als alle diese Damen bis an den Pallast der Kayserin gekommen waren, erschien der Erste ihrer Verschnittenen. Die Ceremonien-Meisterin redete ihn mit den Worten an: „Ich bitte, in Namen dieser Ver„sammlung, und in tiefster Unterthänigkeit die „Kayserin, daß sie geruhen möge, ihren Pallast „zu verlassen, und den Sitz auf ihrem Thron ein„zunehmen." Man muß wissen, daß die Damen ihr Kompliment nicht in einem kleinen Buche, wie bey dem Kayser, überbringen. Sondern sie überreichen ein Blatt von einem besondern Papier, auf welchem das Kompliment, mit verschiedenen Zierrathen geschrieben steht. Die Kayserin setzte sich auf einen Thron, der in einem der Säle ihres Pallastes aufgerichtet war.

Als das Papier überreicht worden war, machten die Damen, welche alle standen, zwey Verneigungen; knieten hierauf nieder, berührten mit der Stirne einmal den Boden. So hatte es das Tribunal der Gebräuche vorgeschrieben. Hierauf richteten sie sich auf, und blieben in derselben Ordnung, und in größter Ehrerbietigkeit und Stille stehn, unterdessen daß die Kayserin ihren Thron verließ, und sich entfernte.

(Die Sinesischen Damen machen ihre Verneigungen fast auf dieselbe Art, wie die europäischen. Dieses wird Van-so genannt. Van bedeutet 10000, so Glück, also Van-so so viel, als, tau-

fendfältig Glück. In dem ersten Alter der Monarchie, sagen die Sinesen, als die Einfalt der Sitten noch herrschte, verstattete man den Damen, selbst wenn sie für eine Mannsperson den Reverenz machten, die beyden Worte Van-so hinzuzusetzen. Aber in der Folge, als das Volk zahlreicher und die Unschuld der Sitten verderbt worden war, hält man es nicht mehr für anständig, daß ein Frauenzimmer eine Mannsperson mit diesen Worten begrüße, und man erlaubte ihnen bloß eine stumme Verneigung. Ja, um sich desto eher zu entwöhnen, Van-so zu Mannspersonen zu sagen, sagten sie es selbst nicht mehr zu Frauenzimmern; allein die Ceremonie behielt den Namen Van-so.)

Das Tribunal der Gebräuche hatte auch verordnet, daß die Damen nach geschehener Bewillkommung der Kayserin sich, der Gewohnheit nach, in den Pallast der zweyten Gemahlin des Kayfers begeben sollten. Diese zweyte Gemahlin ist die erste im Range, nach der Kayserin. Sie führt allein den Namen Quei-fei. Die andern Gemahlinnen heißen Fei; aber so wie es nur eine einzige Kayserin giebt, so giebt es auch nur eine einzige Quei-fei. Quei, bedeutet köstlich, herrlich; Fei, ist ein Name, den man vor Zeiten den Königinnen gab, aber jetzt erhält ihn die erste der Damen des zweyten Rangs.

Quei-Fei bedeutet also köstliche Frau des Kayfers, die er, nach der Kayserin, (und oft

mehr

mehr als sie) am meisten schätzt, mehr liebt als die andern. Diese Prinzeßin hätte also auch komplimentirt werden sollen. Aber als der Kayser die Beschreibung der ganzen Ceremonie gelesen hatte, die ihm einige Tage vorher durch das Tribunal der Gebräuche überreicht worden war, so schrieb er mit eigener Hand, und einem rothen Pinsel, darunter. „Ich billige alles, was ihr angeordnet „habt, aber ich dispensire in Ansehung der Cerimonie der Quei-Fei."

Wahrscheinlich wird sich diese Prinzeßin an dieser Dispensation des Kayfers nicht sehr erbaut haben, aber Seine Majestät wollten dadurch zu verstehn geben, daß in einem Lande nur ein Kayser und eine Kayserin seyn müsse, und daß er sich nicht von Weibern regieren lassen wolle.

Dies ist der ganze Verlauf dieser Feyerlichkeit. Uebrigens aber ist diese Versammlung von so vielen erlauchten Personen, die dem Kayser ihre Ehrfurcht bezeugen, sowohl wegen der Menge der Versammelten, als der Schönheit der Kleider, und sonderlich der fürtreflichen Ordnung die dabey herrscht, ein sehr angenehmes und einnehmendes Schauspiel. Nie giebts hier Rang Streitigkeiten; alles ist schon vorher bestimmt. Jeder Mandarin hat seine angewiesene Stelle. Der große Audienz-Saal ist mit großen Marmor-Platten gepflastert, und damit jeder von den Kron-Bedienten, sowohl die Krieger als die Gelehrten, sowohl die Alten als die Neuen, gewiß wisse, wo-

hin er sich zu stellen habe, so ist der Name ihrer Bedienung mit großen Buchstaben, in der gehörigen Ordnung, auf eine solche Marmor-Platte geschrieben. Uebrigens ist diese Feierlichkeit mit weniger Unbequemlichkeit verbunden, als sie in Europa bey ähnlichen Gelegenheiten seyn würde. Der Kayser ist nicht genöthigt, sich verschiedene Tage hinter einander sehn, und von einer Menge Komplimente bestürmen zu lassen, die oft sehr fade, und für einen Fürsten immer eben so beschwerlich als langweilig sind.

Milde der Kayserin gegen betagte Weibspersonen.

Als die Kayserin öffentlich in ihrer neuen Würde erkannt worden war, übte sie, dem Herkommen gemäß, die Wohlthätigkeit gegen alle Weiber im ganzen Reich aus, die über 70 Jahr alt waren. Der Kayser ertheilte die nöthigen Befehle dazu, an die Vicekönige der Provinzen, die sie wieder ihrer Seits an die Statthalter der Städte von der zweyten und dritten Ordnung gelangen ließen. Diese alten Weiber werden in drey verschiedene Klassen vertheilt. In der ersten Klasse befinden sich die von 70 bis 80 Jahren; in der zweyten, die von 80 bis 90, und in der dritten die von 90 bis 100 und darüber. Die Wohlthaten die sie empfangen, richten sie nach dem Unterschied dieser drey Alter; sie bestehn in baumwollenen Zeugen, und einigen Scheffel Reiß; Ein

solcher Scheffel, oder groſses Gemäß Reiß wiegt ohngefehr 120 Pfund. Wenigstens hundert Personen können einen Tag lang davon leben, und im Nothfall zweyhundert, wenn man den Reiß flüßig macht. Die 80 jährigen Weiber bekommen mehr als die 70 jährigen, und die 90 jährigen mehr denn die 80 jährigen.

Wenn der Mandarin eines Orts vom Vicekönig den Hof-Befehl erhalten hat, so macht er ihn durch schriftliche Anschläge an den öffentlichen Plätzen bekannt. Die baumwollene Zeuge und die Reiß-Gemäße werden an alle Weibspersonen, von welchem Stand und Rang sie auch sind, ausgetheilt, sie mögen nun selbst gegenwärtig seyn, oder an ihre Stelle, ihre Verwandte, mit einem Zeugnisse von dem Hauptmanne ihres Quartiers, oder ihrer Nachbarschaft, abschicken, worin bescheinigt wird, daß die und die von der und der Familie, an dem und dem Orte wohnhaft, so und so viele Jahre alt ist. Hat die Person schon einmal Theil an einer solchen Ausspendung genommen, so bedarf sie gar keines weitern Zeugnisses; und finden die Beamten einigen Zweifel, so brauchen sie nur die alten Register des Tribunals nachzuschlagen. Das Geld wird aus dem öffentlichen Schatz genommen, dessen Einkünfte aus den Abgaben bestehn, die jährlich von den Ländereyen erhoben werden. Der Statthalter der Stadt, der die Austheilung in dem ganzen Distrikt seines Gebiets besorgt, führt ein genaues Namen- und Alter-Verzeichniß von allen den Personen, welche an der

Wohlthätigkeit der Kayserin Theil genommen haben. Alles dieses wird an den Vicekönig, und vom Vicekönig weiter an die oberste Rent-Kammer in Peking geschickt, damit sie diese Ausgabe, nach vorhergegangener sorgfältiger Prüfung, in Rechnung bringe.

Die Zeitung erwähnte des Memorials des Vicekönigs der Provinz Schan-tong, das er bey dieser Gelegenheit, nebst der Berechnung an den Kayser und die Rent-Kammer eingeschickt hatte. Die Anzahl der Weiber die über 70 Jahr alt waren, belief sich auf acht und neunzigtausend zweyhundert zwey und zwanzig; der von 80 Jahren, auf vierzigtausend achthundert drey und neunzig; und der von 90 und darüber, auf dreytausend vierhundert drey und funfzig. Man wird es in Europa nicht glauben wollen, daß sich in einer einzigen Provinz, und zumahl in einer Provinz wie Schan-tong, die keine von den größesten ist, eine so große Menge von so alten Weibern befinden könne. Aber der Mißionar setzt gar hinzu, daß dieses nicht einmal die ganze Anzahl sey, indem man noch daselbst sehr viele Frauenzimmer von gleichem hohen Alter antreffen würde, die sich zur Ausspendung gar nicht meldeten, weil sie von Stand oder Familie waren, gern das äusserliche Decorum beobachten wollten, und sich schämten ihre Namen einzuschicken, und an Geschenken zu participiren, die eigentlich bloß zum Besten der Armee bestimmt sind. Für uns Missionare, fährt er fort, hat diese große Anzahl al-

ter Weiber nichts außerordentliches; wir kennen das Innere von Sina, wir wissen, daß seine Provinzen kleine Königreiche und unglaublich bevölkert sind, und daß seine Bewohner, bey ihrer frugalen Lebensart, ein höheres Alter erreichen, als gemeiniglich die Europäer.

Wenn man über die große Anzahl dieser bejahrten Weibspersonen erstaunt, wie weit mehr wird man über die Größe der Summe des Aufwands erstaunen, den der Kayser bey dieser Ausspendung machte. Wenn wir uns bloß auf die Provinz Schan-tong einschränken, und auf eine Frau von 70 Jahren, nur zwey Thaler, auf eine von 80 drey Thaler, und auf eine von 90 vier Thaler, das ist, den niedrigsten Preiß, annehmen wollen, welche beträchtliche Summe wird nicht herauskommen. Und doch rechnet man eigentlich den Betrag des Geschenks für eine Frau von 90 Jahren, auf vier Unzen Silber, oder zwanzig französische Pfunde. Schlägt man nun den Aufwand der dreyzehn übrigen Provinzen dazu, die ungleich größer sind als Schan-tong, und wohl doppelt so viele Einwohner begreifen, so wird man bekennen müssen, daß man dieses mit Recht eine kayserliche Freygebigkeit nennen kann.

So wohlthätig bezeigte sich die neue Kayserin gegen die alten Weibspersonen des Reichs. Der Kayser hatte das erste Jahr seiner Regierung gleiche Milde gegen die drey Klassen der alten Männer ausgeübt. Und so bestärkten diese beyden gekrönte Häupter durch ihr Beyspiel beym

ganzen Volk, die allgemeine Ehrfurcht noch mehr, die man in Sina für das Alter hegt. Diese Ehrfurcht geht so weit, daß eine eigene Verordnung vorhanden ist, wenn ein Mann oder Weib, sie mögen reich oder arm seyn, 100 Jahr zurückgelegt hat, ihm oder ihr auf Kosten des Kayfers, vor seiner Wohnung einen Triumphbogen oder steinernes Ehrenmal, mit einer Aufschrift, zu errichten. Wenn jemand sich dessen weigert, so wird ihm oft die Strafe bloß aus dem Grunde erlassen, damit er seine alten Eltern ernähren könne. Der Mißionar las in drey Jahren verschiedene Beyspiele davon in der Zeitung, wovon er folgendes anführt.

Begnadigung eines Mannes, der zum Tod verurtheilt war.

„Wir Mandarine des obersten Criminal-Gerichts überreichen Ew. Majestät in Ehrfurcht gegenwärtiges Memorial. Es betrift eine Mutter, die Blut für Blut fodert, weil man ihre Tochter ermordet hat. In der Stadt Tschang-schu hat ein Mann aus dem gemeinen Volke sein eigenes Weib umgebracht. Die Mutter hat den Schuldigen angeklagt, und der Vicekönig von Nan-king hat, nach vorhergegangener Untersuchung, ihm, nach dem Gesetz, das Urtheil gesprochen, erdrosselt zu werden. Dies ist das Factum. Tsa-oschin hat bis zu diesem unglücklichen Augenblick, immer sehr gut mit seinem Weibe gelebt. Friede und

Eintracht wohnten in ihrem Hause. Die Mutter des Tsa-oschin befahl ihrer Schwiegertochter Waizen zu mahlen. Die Schwiegertochter, statt zu gehorchen, antwortete ihrer Schwiegermutter, in unanständigen und harten Ausdrücken. Als dieses der Mann Tsa-oschin erfuhr, gab er seinem Weibe einen harten Verweis, und begegnete ihr als einer Faullenzerin und Feindin von Arbeit, und der es an Sittlichkeit und Ehrerbietung gebreche. Diese Frau, statt den Verweis gehorsam anzunehmen, und Besserung zu geloben, erhob ihre Stimme und antwortete ihrem Manne durch Schmähreden und Scheltworte. Der Mann gerieth in Zorn, ergrif ein Bankbein, und schlug sie in die Seite. Die Schläge waren so heftig, daß sie den andern Morgen daran starb. Bey der Untersuchung die der Vicekönig nach des Kriminalrichters seiner anstellte, bekennte sich der Thäter immer des Verbrechens, ohne einige Veränderung in seiner Aussage, schuldig. Laut seines Berichts ist Tsa-oschin ein Mann, der seine Frau dergestalt geschlagen hat, daß sie daran gestorben ist. Er muß also, nach den Worten des Gesetzes, gefangen bleiben, und Anfang des Herbstes erdroßelt werden."

„Aber derselbe Vicekönig hat auch dem Gerichte anheim gestellt, daß Vater und Mutter des Tsa-oschin sehr alt sind, und weiter kein Kind haben, das sich ihrer annehmen könnte. Die Sache ist gewiß, und er hat Zeugnisse in aller Form davon beygelegt. Nun giebt es aber ein Gesetz

welches folgendergestalt lautet: Wenn ein Sohn des Todes schuldig geworden ist, und er noch einen Vater oder Mutter hat, die schwächlich oder alt sind, und weder Enkel noch Kinder haben, die ihnen die, Eltern zuständige, Dienste leisten könnten, so soll der Vicekönig die Sache mit den Namen des Verbrechers, an Hof einberichten, damit sie Sr. Majestät gemeldet, und angefragt werden könne, was Höchstdieselben geruhen wollen, deswegen zu verordnen."

Antwort des Kayfers.

„Ich begnadige den Tsa-oschin. Er soll „nicht am Leben gestraft werden, aber sein Ver„brechen soll auch nicht ungeahndet bleiben. Ich „schenke ihm nur deswegen das Leben, damit er „seine Eltern in ihrem Alter trösten und erhalten „kann. Er müsse dieses nie vergessen, und jeder„zeit die Pflichten eines guten Sohnes in ihrem „ganzen Umfange erfüllen."

Der Großvater und Großmutter von väterlicher Seite werden ebenfalls in obigem Gesetze begriffen, das einen zum Todverdammten, in Rücksicht der kindlichen Fürsorge für unvermögende Eltern, das Leben frey spricht; aber der Großvater und die Großmutter von mütterlicher Seite, genießen dieses Vorrecht nicht; sie sind von einer andern Familie, und es ist die Pflicht der Kinder dieser Familie für sie zu sorgen. Unterdessen gesteht der Kayser ebenfalls zuweilen diese Gnade

ihrentwegen zu; ja, er begnadigte sogar einsmal einen jungen Menschen wegen seiner Tante, die ihn an Kindesstatt angenommen, und weder Kind noch Verwandte hatte, die sie in ihrem Alter hätten pflegen können.

Die Strafe grober Verbrechen wird ohnverzüglich vollstreckt, wenn der Kayser unter die Sentenz des Tribunals die Worte schreibt: „Man erdrossele ihn, oder, man enthaupte ihn ohne Verzug." Wenn aber das Verbrechen nicht sehr schwarz, aber demohngeachtet des Todes schuldig ist, so schreibt der Kayser: „Man behalte den Verbrecher im Gefängnisse, und richte ihn mit dem Anfange des Herbstes hin." Im Herbst ist nemlich ein gesetzter Tag, wo dergleichen Hinrichtungen im ganzen Reich und in allen seinen Provinzen geschehn. Das oberste Criminal-Gericht, wenn es alles untersucht, gerichtet, und die kayserliche Bestätigung eingehohlt hat, schickt an den Vicekönig jeder Provinz die Namen der Personen ein, die an diesem Tage hingerichtet werden sollen, so wie die Namen derjenigen, deren Hinrichtung bis künftiges Jahr verschoben bleibt, weil entweder die Sache noch nicht gehörig untersucht, oder andre Schuldige mit eingeflochten sind, die ihr Urtheil noch nicht empfangen haben. Ein Kayser ließ im Jahr 1726 drey Hinrichtungen bis zu dem künftgen Herbst aufschieben, weil er glaubte, daß die drey Verbrecher nicht, wie der Spruch des Tribunals mitbrachte, mit dem Schwer-

de, sondern mit dem Strange gerichtet werden müßten.

Tsa-oschin's Todesstrafe wurde in zweymonatliche Tragung der Kanghe, und vierzig Schläge mit einem langen platten Stock verwandelt, womit man den Verbrecher auf den bloßen Leib schlägt, nachdem man ihn die Länge nach, mit dem Bauch auf die Erde gelegt hat. Die Kanghe besteht aus zwey, oder mehrern, Stücken Holz, die in der Mitte ausgeschnitten sind, damit der Hals des Delinquenten hineinpaßt. Wenn einer zur Kanghe verurtheilt wird, so werden ihm diese Stücken Holz auf die Schulter gelegt, und fest an einander gefügt, so, daß bloß der Hals Platz hat. Und dieses unbequeme Halsgeschmeide muß er Tag und Nacht tragen. Dies ist die gewöhnliche Strafe in ähnlichen Fällen, und selten daß der Kayser einen Todschläger gänzlich begnadigt, und wenn er vom ersten Range wäre. Sollte der Getödete gleichfalls ein einziger Sohn, und seine Eltern gleichfalls von hohem Alter seyn, so kommt der Schuldige, um eine vollkommene Gleichheit zu beobachten, nicht mit dem Leben davon. Denn da die Eltern des Ermordeten keine Kinder mehr haben, die sie pflegen und warten können, so hält das Gesetz es für ungerecht, den Eltern des Mörders ihren Sohn zu diesem Behuf zu lassen. Ferner, hat der Todschläger Brüder, oder haben diese Brüder Kinder, die in den Jahren und in Stande sind den Eltern die Dienste zu erweisen, die der

Verbrecher ihnen erweisen sollte, so hält gleichfalls nichts die Todesstrafe zurück. Ueberhaupt wird das Leben nur bey gewöhnlichen Mordthaten, und nicht bey gröbern Verbrechen dieser Art zugestanden. So versagte der Kayser die Begnadigung einer Weibsperson, die eine andre Weibsperson getödet hatte, obgleich ihr Sohn, aus einer kindlichen Liebe die allerdings Bewunderung verdient, aber in Sina nicht außerordentlich ist, sich erbot, für seine Mutter zu sterben. Der Vicekönig der Provinz Kiang-si schickte folgenden Bericht deswegen an den Kayser.

„Zwey Weibspersonen aus dem Gebiete der Stadt Y-hoang sind miteinander Handgemein geworden. Die eine heißt Wang, die andre Tschang. Sie wohnten in einem Dorfe und waren Nachbarinnen. Die Wang nahm das Stroh aus ihrer Bettstelle, und breitete es an der Sonne aus, um die Feuchtigkeit zu vertreiben, die es in der Regenzeit eingesogen hatte."

„Sie begnügte sich nicht es bloß vor ihrer Thüre auszubreiten, sie breitete es auch vor dem Hause ihrer Nachbarin Tschang aus. Diese fand es übel, schimpfte auf ihre Nachbarin, nahm das Stroh, und warf es auf die andre Seite. Wang kommt herzugelaufen, überhäuft ihre Nachbarin mit Scheltworten, und giebt ihr einen Stoß mit dem Kopf wider die Brust. Sie fassen sich einander bey den Haaren, und schlagen sich so heftig, daß die Wang den folgenden Tag an den empfangenen Schlägen stirbt. Das Gesetz verordnet, daß

das Weib Tschang, welche ihre Nachbarin tödete, erdrosselt werde, und mit ihrem Leben büße. Ich habe sie also verurtheilt, diese Strafe zu leiden."

„Sie hat einen Sohn, der achtzehn Jahr alt ist; dieser ist vor allen Gerichten erschienen, und hat inständigst und mit thränenden Augen gebeten, daß man sein Leben für das Leben seiner Mutter annehmen mögte. Er verlangt die Todesstrafe an ihrer Statt, nicht allein aus Liebe für seine Mutter, der er sein Daseyn verdankt, sondern auch zum Besten seines Bruders zu erdulden, der noch sehr jung, und des Beystands seiner Mutter zu seiner Erziehung bedürftig ist. Ich weis wohl, daß das Gesetz nicht will, daß ein andrer sein Leben hingebe, damit der Verbrecher das seinige friste. Aber dies Beyspiel der kindlichen Liebe hat mir zu schön, und werth geschienen, vor die Ohren Ew. Majestät gebracht zu werden."

Das oberste Criminal-Gericht befolgte das Urtheil des Vicekönigs, und verdammte das Weib Tschang gleichfalls zum Tod. Der Kayser bestätigte diesen Ausspruch des Tribunals, und lobte zwar die That des Sohnes, sprach aber von der Mutter als von einem Ungeheuer, von dem man die Erde, je ehe je lieber befreyen müsse. „Zwey „Weiber sich schlagen! setzte der Kayser hinzu; „eine Frau eine andre Frau morden! Es läßt „sich nicht ohne Abscheu daran denken. Ein sol„ches Verbrechen darf nicht ungestraft bleiben!"

Biedermanns = Fest.

Die alten Kayser von Sina haben sich nicht allein daran begnügt, weise Verordnungen und Grundsätze einer lautern und reinen Moral auf ihre Nachkommen fortzupflanzen, um zur Tugend zu ermuntern, sondern sie haben auch noch zur bessern Pflege und Wartung, gewisse öffentliche Ceremonien festgesetzt. Darunter gehört das Fest, das der Statthalter jeder Stadt, alle Jahre den Personen geben muß, die sich durch ihr gutes Betragen und ihre Biederheit ausgezeichnet haben. Dieses Fest wird im Namen und auf Befehl des Kayfers gegeben. Der Statthalter, der diese Personen bewirthet, vertritt die Stelle Seiner Majestät. Er ladet nur die dazu ein, die sich in dem Bezirk seiner Statthalterschaft befinden. Dieses Fest heißt Kiang=in, das Fest oder der Wein für die Leute des Landes, denn wenn die Sinesen eines Schmauses erwähnen, so gedenken sie bloß des Weines. Man sagt in Europa, zu einem Schmause einladen, zum Essen bitten, allein im Sinesischen heißt es, zum Trinken bitten, Wein bereiten Tsing=tsiu Pai=tsiu, weil der Wein als die Seele des Schmauses angesehen wird. Die Einladung zu dem Feste Kiang=in, ist ein großer Vorzug, und zu gleicher Zeit eine Art von Verbindlichkeit, sich ferner eines tadelfreyen Wandels zu befleißigen. Ereignet es sich in der Folge, daß einer von den Gästen seine Pflichten vernachläßigt, oder sonst ein böses Beyspiel, selbst in nichtsbe=

deutenden Dingen giebt, so wird ihm die Ehre dem Feste beygewohnt zu haben, zur Schande ausgelegt, und vom Volke lächerlich gemacht. „Der und der, heißt es, wohnte damals dem kayserlichen Schmause bey. Aber so und so hat er sich bey der und der Gelegenheit aufgeführt. Ein Beweis, daß er der Ehre unwürdig war, und daß ihn der Statthalter verkannt hat."

Schluß des Tribunals der Gebräuche, zur Ehre eines jungen Frauenzimmers.

„Auf den Befehl, den Ew. Majestät durch das ganze Reich haben ausgehn lassen, daß den Wittwen, Weibern, und ledigen Frauenzimmern, welche sich durch ihre Enthaltsamkeit, Liebe zur Zucht und Ehrbarkeit, und die Ehrfurcht für ihre Eltern berühmt gemacht haben, Ehrenmäler auf Kosten des Staats gesetzt werden sollen; stellen der Tsong-tu und der Vicekönig der Provinz Kanton Ew. Majestät vor, daß in der Stadt Seju-hoei sich vor Zeiten ein junges Mädchen, Namens Leang, durch einen seltenen Beweis der Keuschheit hervorgethan hat, die sie mit ihrem Blute besiegelte. Dieses Frauenzimmer besaß viel Rechtschaffenheit, viele Annehmlichkeiten, große Schönheit und noch größere Keuschheit. Im 15ten Jahre der Regierung des Cang-hi, landeten Seeräuber an der Küste, und wollten Gewalt gegen die junge Leang brauchen. Aber sie widersetzte sich standhaft ihren schändlichen Absich-

ten. Man schleppte sie auf die Barke, und machte sie zur Sklavin, allein sie beharrte bey ihrer Standhaftigkeit. Sie antwortete diesen Bösewichtern durch die heftigsten Vorwürfe und Schelt-worte, ersah einen günstigen Augenblick, und stürzte sich in das Meer, um nicht ihrem widrigen Schicksal erliegen zu müssen. Dies ist der Inhalt des Berichts des Tsong-tu und Vicekönigs. Wir haben die eingeschickten Zeugnisse und Verhandlungen genau untersucht, und glauben, daß eine so große Tugend Belohnung verdiene, und daß, lieber das Leben einbüßen, als seine Keuschheit verlieren wollen, ein Beyspiel sey, das verdiene zur Nachahmung bekannt gemacht zu werden. Wir haben daher, den Gebräuchen des Landes, und den Befehlen Ew. Majestät gemäß, beschlossen, daß zu Ehren dieses Frauenzimmers ein Triumphbogen, und ein steinernes Denkmal aufgeführt werden soll, auf welchem diese erhabene That, zum ewigen Gedächtniß, eingegraben werde. Wenn Ew. Majestät unsern Schluß genehmigen, so wollen wir den Statthalter des Orts bevollmächtigen, aus dem kayserlichen Schatze dreyßig Unzen Silber, zur Bestreitung der Kosten, zu erheben."

Antwort des Kayfers.

„Ich genehmige den Schluß des Tribunals."

6.

Ursachen der öftern Hungersnoth, und der häufigen Feuersbrünste in Sina.

Wenn die Erndte in einer Provinz oder auch nur in einer Gegend, wegen außerordentlicher Dürre oder unvermutheten Ueberschwemmungen, nicht zu gedeihen droht, so nehmen die Mandarine ihre Zuflucht zu den öffentlichen, zu diesem Behuf errichteten, Vorrathshäusern; allein sehr oft finden sie solche leer; sie stellen hierauf Untersuchung und Nachforschungen an, und schieben es auf, den Hof davon zu benachrichtigen, weil so was keine angenehme Zeitung ist. Da sie es endlich nicht länger entübrigt seyn können, so schicken sie ihre Memoriale ein. Wenn diese Memoriale bey den Tribunalen zu Peking angelangt sind, so gehn sie durch verschiedene Hände, und es verstreichen viele Tage, ehe sie an den Kayser kommen. Der Monarch befiehlt hierauf den Großen sich zu versammeln, und zu rathschlagen, wie der Noth des Volks abzuhelfen sey. Während dieser Zeit läßt er viele schöne Bekanntmachungen publiciren, die durch das ganze Reich gehn, und Shang : yu, „Worte aus der Höhe," heißen. Endlich erscheint die Resolution der Tribunale, die gemeiniglich in einer Bitte an den Kayser besteht, einige weise und uneigennützige Mandarine des Hofs, mit diesem Auftrag zu beehren: zuweilen schlagen sie auch solche dem Kayser vor. Sind die Mandarine ernannt,

nannt, so wird ihnen der kayserliche Befehl bekannt gemacht. Will man, daß sie ihre Reise beschleunigen sollen, so giebt man ihnen Postpferde, und dann werden sie auf öffentliche Kosten erhalten. Gibt man ihnen keine Postpferde, so müssen sie die Reise von ihrem eigenen Gelde bestreiten, und dann bitten sie um Zeit, um die nöthigen Vorbereitungen zur Reise zu treffen. Es wird ihnen eine gewisse Anzahl Tage zugestanden. Sie wollen ferner wissen, wo sie den Reiß, oder das Geld hernehmen sollen, ihn zu kaufen, wenn keines an dem Ort ihrer Schickung vorhanden ist; sie wollen Sr. Majestät noch einmal aufwarten, um seine letzten Befehle einzuhohlen; sie bekommen Verweise, Wischer, daß sie noch nicht auf dem Weg sind, und sie reisen ab. Wo sie durchkommen, ruft das Volk; „das sind die Commis„sarien, die nach der und der Provinz reisen, um „der Hungersnoth zu steuern:" man empfängt sie überall, wo das Uebel nicht wüthet, unter Freudengeschrey und Seegenswünschen; und unterdessen haben die, welche leiden, Zeit genug, zu verhungern, ehe die Hülfe ankommt. Einige raffen ihre letzten Kräfte zusammen, um sich nach andern Provinzen zu retten, aber die Hälfte von ihnen bleibt auf der Straße liegen, und bezeichnet den Weg ihres Zugs, mit toden Leichnamen.

So pflegt es gemeiniglich in den Provinzen herzugehn, die entlegen sind, denn am Hof, und den benachbarten Provinzen giebt es Vorräthe an

Reiß auf zehn und mehrere Jahre. Zu Peking steigt sein Preiß niemals, und wenn er steigen sollte, so würde der Kayser seinen eigenen Reiß für den gewöhnlichen Preiß verkaufen lassen. Die Langsamkeit und Nachläßigkeit in den andern Provinzen aber, hat verschiedene Ursachen, wovon die Hauptsächlichsten, außer des schon gedachten weitschweifigen Ceremoniels der Berathschlagungen, und der Absendung der Commissarien folgende sind.

Für's erste wählen die Groß-Mandarine, denen die Aufsicht der öffentlichen Vorrathshäuser übertragen ist, zu Unter-Aufsehern wahre Harpyen, die sich tausend Kunstgriffe erlauben, um sich auf Kosten des gemeinen Wesens zu bereichern. Sie stellen den Groß-Mandarinen, und diese dem Kayser vor, daß der Reiß zu alt, von der Näße angegangen, oder von Würmern geschrotet ist, und nothwendig durch andern ersetzt werden muß. Das kürzeste Mittel würde also seyn, ihn zu verkaufen, um neuen dafür anzuschaffen, aber Se. Majestät würden zu viel dabey einbüßen. Sie schlügen also lieber vor, ihn in den Monaten wo er am theuersten ist, an sichere Leute auszutheilen, die bey der ersten Erndte, guten, und zwar mit Wucher dafür liefern müßten. Sobald der Kayser seine Einwilligung gegeben hat, verkaufen sie diesen Reiß, der vollkommen gut ist, an reiche Leute, die ihn baar bezahlen, und Hariel damit treiben. Wenn die Vorrathshäuser untersucht werden, zeigen die Betrüger große Kasten mit doppelten Boden, worin nur ein wenig Reiß ist,

und schützen wegen der Leere der übrigen vor, daß die Erndte zu schlecht ausgefallen sey, und nur ein Theil habe wieder erstattet werden können: daß aber der Ueberrest nach und nach eingeliefert werden würde, und daß man alleweile nicht zu sehr in die Rückständigen dringen müsse, damit sie nicht gar davon liefen. Fällt nun Hungersnoth ein, so wirds an Hof gemeldet, und es kommt Befehl die Vorrathshäuser aufzuschließen, worin man aber fast kein Körnchen antrift. Die Mandarine, die oft nicht den geringsten Vortheil davon genossen haben, werden ihrer Nachläßigkeit wegen gestraft; man setzt sie ab, und wieder ein; die Unterbedienten werden in Fesseln gelegt, ausgepeitschet, verwiesen, und sämtlich zum Schaden-Ersatz angehalten. Aber alles dieses erfodert Zeit, und steuert dem gegenwärtigen Uebel nicht. Das Volk wartet und hoft, und stirbt, ohne sich geholfen zu sehn. Der Ueberfluß kehrt erst wieder, wenn die Provinz von den unnützen Mäulern gereinigt ist.

Die zweyte Ursache der Theurung steckt nicht, wie viele glauben, in der gar zu großen Volksmenge; sie kann wohl was dazu beytragen, allein Sina liefert hinlänglich Getrayde zum Unterhalt seiner Bewohner: man muß sie vielmehr in der verschwenderischen Art suchen, wie mit dem Getrayde gewirthschaftet wird, wovon man so ungeheuer viel zum Wein- und Rack-Brauen verbraucht. Hierin liegt eine der größten Quellen des Uebels, sowohl für die südlichen als nördlichen

Provinzen, verborgen. Der Staat weiß es auch recht gut, bedient sich aber nur schwacher Gegenmittel. Zum Beyspiel, man hat vielmals in der Provinz Pe-tscheli das Rack-Brennen verboten, und das Verbot ist allenthalben in den Städten von den Statthaltern angeschlagen und bekannt gemacht. Eigen dazu ernannte Personen, visitiren die Brennereyen, zerschlagen die Oefen, wenn man ihnen nichts geben kann, und gehn ruhig vorbey, wenn man ihnen mit Geld unter die Augen blinkt. Oft visitirt der Mandarin selber, läßt die Uebertreter hinsetzen, und verdammt sie zur Geissel, zum Kanje-Tragen, aber niemals zum Tod. Die Branntweins-Brenner, verwechseln also nur ihren Aufenthalt, verbergen sich, und fangen wieder von frischem an.

Alles dieses hat mehr das Ansehn einer Komödie, denn weder in der Stadt noch anderswo, wird der Verkauf von Rack und Brandtewein untersagt. Täglich kommen in Peking ganze Wagen voll an. Man bezahlt am Thore den Zoll, und er wird öffentlich in mehr denn tausend, in der Stadt und den Vorstädten zerstreuten Buden, verkauft. Nichts wäre leichter, wenn man die Sache ernstlich treiben wollte, als alle diese Rack-Buden abzuschaffen. Allein die Entbehrung dieses Trankes würde denen, die das Beyspiel geben sollen, zu schwer ankommen.

Theurung ist nicht das einzige Uebel das der Rack nach sich zieht. Er ist auch noch die gewöhnliche Ursache der häufigen Feuersbrünste, die

sich in den Städten, und sonderlich in Peking ereignen. Die Sinesen trinken nemlich den Wein oder Rack nie anders als gewärmt; gemeiniglich geschieht dieses des Abends vor schlafen gehn, besonders von den Kaufleuten, Handwerkern und Soldaten. Jeder hat in seiner Schlafkammer einen Ofen, der mit Steinkohlen gefeuert wird, wo sie ihren Reiß und Thee kochen, und zu gleicher Zeit die Erhöhung von Backsteinen wärmen, auf der sie schlafen. Auf eben dem Ofen wärmen sie auch des Abends den Rack. Sie essen eingesalzene Kräuter dazu, und betrinken sich einen wohlfeilen Rausch. Wenn sie aus Versehn, oder in der Trunkenheit, etwas Rack ins Feuer fallen lassen, so schlägt die Flamme sogleich bis an die Decke, die bloß aus Weiden-Matten, oder ausgespannten Papier besteht, und nicht über drey oder vier Fuß höher, als der Kopf einer Mannsperson ist. Plötzlich steht die ganze Stube in Feuer, und da die Buden, worin die Kaufleute schlafen, so wie die meisten Häuser des gemeinen Mannes nicht durch Haupt-Mauern von einander geschieden werden, ja das Gebälke oft mit einander verbunden ist, so gewinnt das Feuer bald die Oberhand, und richtet große Verheerungen an, ehe man ihm Einhalt thun kann.

Dazu kommt noch, daß der übermäßige Gebrauch dieses Getränkes eine Menge Leute aus dem gemeinen Volk, an einer Krankheit hinraft, die man Ye-sche nennt, und gegen die man noch kein Mittel ausfindig gemacht hat. Dieses Getränke

verbrennt nach und nach den Gaumen, und trocknet dergestalt den Schlund aus, daß man zuletzt nichts mehr hinunter bringen kann, selbst Wasser nicht, und also verhungern muß.

Verringerte die Hungersnoth nicht dann und wann die Volksmenge von Sina, so würde es in die Länge ohnmöglich gut thun können. Man weiß hier nichts von Krieg wie in Europa, oder von Pest und andern Volks-Krankheiten; kaum daß sich alle Jahrhunderte so was zuträgt. Zwar herrscht jährlich, im dritten und vierten Monat eine Art Seuche unter dem Volk, aber es sterben wenige daran, weil sie sich mit der Regenzeit verliert.

7.

Beschreibung der Feste, welche gegeben wurden, als die Kayserin-Mutter ihr sechszigstes Jahr erreicht hatte.

Es ist eine alte Gewohnheit in Sina, das sechszigste Jahr der Mutter des Kaysers feyerlich zu begehn. Einige Monate vorher, ehe die Prinzeßin dieses Alter angetreten hatte, erhielten alle Tribunale der Hauptstadt, und alle Vicekönige und Groß-Mandarine des Reichs Befehl, sich zu der vorgeschriebenen Feyerlichkeit, der glänzendsten die man in diesen Gegenden kennt, bereit zu halten. Alle Maler, Bildhauer, Architekten und Tischler von Peking und den benachbarten Provinzen, waren drey Monate lang beschäftigt, je-

der, Meisterstücke in seiner Kunst zu liefern. Viele Handwerker von andrer Gattung, hatten ebenfalls voll auf zu thun. Die Dekorationen sollten ihren Anfang bey einem Lusthause des Kayserś zu Yuen-min-yuen nehmen, und sich bis an den Pallast in Peking erstrecken, der im Mittelpunkt der tatarischen Stadt, und ohngefehr zwey deutsche Meilen davon liegt.

Man kann auf zwey Wegen von diesem Pallast zum andern kommen. Der Kayser beschloß, daß der Zug längst dem Fluß hin, statt des gewöhnlichen Wegs, gehn sollte. Er ließ neue Barken, ohngefehr von der Gestalt und Größe unsrer Brigantinen, bauen. Das Gold und die verschiedenen Farben womit sie geziert waren, gaben ihnen einen blendenden Glanz. Diese Barken waren bestimmt, den Kayser, die Kayserin Mutter und ihr ganzes Gefolge zu führen, allein durch einen Zufall, den der Kayser selbst und alle vernünftige Leute vorausgesehn hatten, konnte man keinen Gebrauch davon machen.

Die Kälte ist zu Peking sehr groß, und die Ceremonie sollte eben in der strengsten Jahreszeit geschehn. Ganz natürlich war also zu glauben, daß der Fluß nicht schiffbar seyn würde. Einige Mandarine versicherten unterdessen doch dem Kayser, daß sie alle Hindernisse aus dem Wege räumen wollten. Auf ihren Befehl mußten sich viele tausend Sinesen sich Tag und Nacht beschäftigen, theils das Wasser zu peitschen und zu bewegen, damit es nicht friere, theils das Eis zu zerschla-

gen, und aus dem Fluß zu ziehn, das Trotz der Vorsicht und der Bemühungen ihrer Kameraden entstehn würde. Diese harte Arbeit daurete ohngefehr drey Wochen, da aber die Kälte immer stärker wurde, und zuletzt die Oberhand gewann, so mußte man von diesem Unternehmen (einem des kühnsten das vielleicht je von einem Sterblichen gefaßt worden war) abstehn; es kostete aber den vornehmsten Urheber dieses verunglückten Anschlags, nicht mehr als den Verlust seines Gehalts von einem Jahr; eine sehr gnädige Strafe in einem Lande, wo es für ein Haupt-Verbrechen gilt, nicht zu leisten, was man dem Kayser versprochen hat, und wo so wenig erfodert wird, einen Menschen um eine Spanne kürzer machen zu lassen. Die Barken wurden also für unbrauchbar erklärt, und beschlossen, sich an ihrer Stelle der Schlitten zu bedienen. Unterdessen aber waren die übrigen Verschönerungen des ganzen Wegs den die Kayserin nehmen sollte, zu ihrer völligen Reife gediehen.

Auf beyden Seiten des Flusses steigen Gebäude von mancherley Form empor. Häuser, in dreyeckiger, viereckiger, oder vieleckiger Gestalt, mit ihren Zimmern; Rotonden; Palläste von seltsamer Bauart: wohin man den Blick wendete, fand die Neugier Ueberraschung, und Gegenstände, die sie auf eine angenehme Art beschäftigten. An den Stellen, wo der Fluß von der geraden Linie abwiche, und breiter wurde, hatte man hölzerne Häuser aufgerichtet, welche auf Säulen stan-

den, die über die Oberfläche des Wassers, einige zwey, andre drey, vier und mehrere Fuße hervorragten, je nachdem es dem sinesischen Architekten gefallen hatte. Die meisten von diesen Häusern stellten Inseln vor, zu denen man auf eigenen, zu diesem Gebrauch geschlagenen, Brücken, kommen konnte. Einige von diesen Inseln standen ganz frey, ohne Brücken; andre hingen durch bedeckte Gallerien zusammen. Alle diese Gebäude waren vergoldet, gemalt, und auf das herrlichste, nach dem Geschmack des Landes, aufgeputzt. Jedes hatte seine besondre Bestimmung. In einigen waren Chöre Musikanten; in andern Truppen Schauspieler; in den meisten aber standen Erfrischungen und prächtige Thronen bereit, wenn es dem Kayser und seiner Mutter in einem von diesen Pallästen abzutreten gefällig wäre, um einige Augenblicke auszuruhn.

In der Stadt erblickte man von dem Thore an, wo der Hof hereinkommen sollte, bis zu der Pforte des Pallastes, nichts als Palläste, Peristilen, Pavillons, Kolonnaden, Galerien, Amphitheater, Trophäen, und andre Werke der sinesischen Baukunst, immer eins kostbarer als das andre. Sie waren mit Kränzen und Gehängen geziert, die von lauter Seide gemacht waren, und angenehm ins Auge fielen. Gold, künstliche Diamanten, und andre nachgemachte Edelgesteine, blitzten von allen Seiten. Eine große Anzahl Spiegel von feingeschliffenen Metall, erhoben die-

ses Schauspiel noch mehr. Sie waren so vertheilt und so gestellt, daß sie auf der einen Seite die Gegenstände vervielfältigten, und auf der andern in Mignatur zeigten.

Diese prächtige Gebäude wurden von Zeit zu Zeit durch künstliche Thäler und Berge unterbrochen, welche die Natur getreu nachahmten, und die man für anmuthige Einöden, und wirkliche, einladende Wohnplätze der süßesten Einsamkeit hätte halten sollen. Man hatte Bäche und Quellen, Gehölze und Buschwerk, und, hier und da, wilde Thiere, in so natürlichen Stellungen angebracht, daß man sie wirklich lebend glaubte. Auf den Gipfeln und an dem Abhang einiger dieser Gebirge, erblickte man Bonzen, Klöster, mit ihren Tempeln und Götzen, Kleine, schlängelnde Fußpfade, leiteten hinauf. An andern Stellen fand man Baumschulen, Parks, und Gärten. Einige dieser Gärten enthielten Weinstöcke und Trauben, in den verschiedenen Zeiten ihrer Reife; andre alle mögliche Obstbäume, mit ihren Blüthen und Früchten, aus allen vier Jahreszeiten. Man konnte sie nicht von den wahren unterscheiden, so künstlich waren sie gemacht.

Zu diesem Allen kamen noch Meere, Seen und Wasserbehälter, mit ihren Fischen und verschiedenen Gattungen von Wasservögeln. Kinder die als Affen oder andre dergleichen Thiere verkleidet waren, spielten die Rollen, die man ihnen gelehrt hatte. Da man sie mit den natürlichen

Häuten der Thiere selbst überziehen ließ, welche sie vorstellen sollten, so wurde das Auge gänzlich darin getäuscht. Andre Kinder stacken in Vögelgestalten, und saßen auf hohen Säulen und Pfeilern. Diese Pfeiler oder Säulen, waren von außen mit seidenen Zeugen behangen, und es befanden sich Männer dahinter, welche die Bewegungen dieser Kinder dirigirten. Früchte von ungeheurer Größe hingen hier und da an den Bäumen, und öfneten sich von Zeit zu Zeit, um die Kinder zu zeigen, die sie in sich schlossen. Ob alles dieses sinnbildlich seyn sollte, oder ob es bloß die Erfindung einer übertriebenen, und nach Sonderbarkeiten geizenden Einbildungskraft war, konnte der Mißionar nicht beurtheilen. An den ganzen Fluß hin, wimmelte es von Musikanten-Banden, Schauspieler-Truppen, Seiltänzern und Possenreissern, die alle ihre Geschicklichkeit auskramten, und alle ihre besten Kräfte anstrengten, sich durch etwas auszuzeichnen, das ihnen, wo nicht den Beyfall des Kayfers und seiner Mutter, doch wenigstens eines der Großen von ihrem Gefolge erwerben, und einen Weg bahnen könnte, von einem von ihnen in Dienste genommen zu werden.

Jedes Tribunal hatte einen besondern Platz, den es auf seine Kosten hatte aufputzen, verzieren und verschönern lassen. Ein gleiches thaten die Statthalter/der Provinzen, die Regulo's und andre Großen des Reichs. Die Mannichfaltigkeit und Stellung der Laternen, verdiente eine eigene

Beschreibung. Sobald die verschiedenen Werke anfingen, eine Gestalt zu gewinnen, verbot man allen Personen ernstlich, von welchem Stande und Range sie auch seyn mögten, sich in denen, auf diese Art ausgezierten, Straßen, mit angezündeter Tabakspfeife betreten zu lassen. Diese Vorsicht schien nöthig, um allen Gefahren wegen Verwahrlosung mit Feuer, vorzubeugen. Der Missionar konnte nicht genug die vortrefliche Polizey bewundern, welche während dieser ganzen Zeit beobachtet wurde. Einige Wochen vor dem Tage des Festes, wurde beschlossen, daß die Gassen, (welche hier sehr breit sind) in drey Theile getheilt werden sollten, damit, die Fußgänger, die Reuter, die Fahrenden, die Kommenden und Gehenden, und kurz die ganze ungeheure Menge Menschen, welche sich damals in der Hauptstadt befand, bequem dieses Schauspiels genießen könnten. Die Mitte der Gasse, als der breiteste Theil, war für die Reuter und Fahrende, und die eine Seite für die Gehenden, und die andre für die Kommenden bestimmt. Es bedurfte hier keiner Grenadiere mit aufgepflanztem Bayonnet, oder blankem Säbel, um die Menge zum Gehorsam zu zwingen. Einige mit bloßen Peitschen bewafnete Soldaten, waren hinreichend, alle Verwirrung und Unordnung zu verhüten: und so sahen viele tausend Menschen ganz ruhig in Zeit von wenig Stunden, was sie vielleicht ohne diese Anstalten nicht in vierzehn Tagen gesehn haben würden.

Da es in Sina nicht Gebrauch ist, daß das weibliche Geschlecht ausgeht, und sich unter das männliche mischt, man es aber doch unbillig fand, daß es eines Schauspiels beraubt seyn sollte, das hauptsächlich zu Ehren einer Dame angestellt war, so bestimmte der Kayser einige Tage für das Frauenzimmer allein. An diesen Tagen durfte keine Mannsperson sich daselbst blicken lassen, und keine ließ sich auch blicken. So wurde jedermann zufrieden gestellt, und vergnügte seine Neugier, ohne gegen die Gebräuche und Sitten des Landes zu fehlen.

Man wählte auch hundert Greise, die aus den verschiedenen Provinzen des Reichs genommen, und jeder hundert Jahr alt waren, oder alt seyn sollten, denn man sah dabey nicht sowohl auf die Vollzähligkeit des vorgeschriebenen Alters, (der Kayser kann hier so viele Jahre ertheilen als er will) sondern vielmehr auf die größere Weiße, Länge und Ehrwürdigkeit des Barts. Diese Greise waren überein gekleidet, und trugen auf der Brust eine lange silberne Medaille, auf welcher der Name der Provinz stand, die sie vorstellten. Man nannte diese Greise in der Landessprache, Pe-lao-king-scheu, das heißt, „die hundert Greise, welche Sr. Majestät aufwarten, und seinem Leben so viele Jahre wünschen, als sie sämtlich zählen."

Die Shang-pa-sien, Hia-pa-sien, und Tschung-pa-sien, das heißt, die alten Weisen, oder die Unsterblichen, an der Zahl dreymal achte,

von denen immer achte einen besondern, von den andern abgesonderten, Orden ausmachen, spielten ebenfalls ihre Rolle bey dem Triumph der Kayserin, und opferten ihr den Wunsch ihrer Weisheit und Unsterblichkeit; deswegen wurden ihre Bildsäulen, in mehr als menschlicher Größe, nicht fern von dem ersten Eingang des Pallastes aufgestellt. Man hatte ihnen verschiedene Gestalten und Stellungen gegeben, wahrscheinlich um die verschiedenen Tugenden vorzubilden, deren Sinnbilder sie waren, oder die man den weisen Männern, die sie darstellten, vorzüglich eigen gewesen zu seyn glaubte.

Als alles vollendet war, und der Kayser immer befürchtete, daß aller Vorsicht ohngeachtet, doch Feuer auskommen, und die ganze Stadt in Asche verwandeln möchte, so befahl er, daß die Ceremonie fünf Tage vor dem Eintritt des 60sten Geburtstags ihren Anfang nehmen sollte, welches auch den 20sten Tag des eilften Monds, des 16ten Jahres der Regierung des Kayfers **Kienlong**, das heißt, nach unserm Styl, den 6ten Jänner, 1752, vollzogen wurde.

Der Mißionar war nicht selbst als Zuschauer, bey dem ganzen Aufzug gegenwärtig, und enthält sich also auch einer ausführlichern Beschreibung desselben. Er hörte nur, daß der Kayser den Vortreter seiner Mutter gemacht, und ihr zum Stallmeister gedient hatte. Dieser Prinz

bestieg, sobald er aufs feste Land trat, ein Pferd, und die Kayserin-Mutter einen Wagen, der von allen Seiten offen war. Alle Personen ihres Hofstaats, folgten zu Fuß. Ihre Majestäten hielten von Zeit zu Zeit still, um alles nach Wohlgefallen in Augenschein zu nehmen.

Denselben Abend noch fing man an abzureissen, und wenige Tage nachher war keine Spur mehr von allen diesen Gebäuden und Anlagen zu sehn. Der Kayser befahl bloß der Gebäude über dem Wasser zu schonen, die er als ein Denkmahl der Herrlichkeit seiner Regierung aufzubewahren gedenkt. Unter den Geschenken die bey dieser Gelegenheit überreicht wurden, befanden sich die größten Seltenheiten aus allen vier Welttheilen. Die Mißionarien zu Peking verabsäumten es ebenfalls nicht, dem Kayser Beweise ihrer Ehrfurcht und Ergebenheit zu geben. Sie verfertigten, nach ihrer Qualität als Hof-Mathematiker und Künstler, eine Maschine welche die Stunden anzeigte, und mit Wassersprüngen, Vögeln, Statüen, und anderm, sich bewegenden Spielwerk, aufgeputzt war. Der Kayser nahm das Geschenk sehr gnädig auf; vergalt es durch reichliche Gegengeschenke, und ließ es an einen Ort seines Pallastes hinstellen, den er am häufigsten zu besuchen pflegt.

8.

Pater Benoit's Beschreibung der innern Gemächer des Kayſers von Sina: — einige Umſtände bey der Verfertigung des Gemälde des Kayſers. — Sineſiſcher Malerey-Geſchmack — Teleſcop — Luftpumpe und ihr Name auf Sineſiſch — Tafel des Kayſers — Tafel der Großen — Pater Benoit's Tod.

Es war im Jahr 1773, daß der Pater Benoit den Auftrag erhielt, den Frater Panſi zu begleiten, welcher den Kayſer malen ſollte, um ihn ſowohl bey Sr. Majeſtät vorzuſtellen, als ihm zum Dollmetſcher zu dienen. Dies verſchafte dem Pater Gelegenheit in die innern Gemächer des Kayſers zu kommen, und alles mit Muße und eigenen Augen zu beobachten. Seine Schilderung iſt daher eben ſo authentiſch, als einzig.

„Das Zimmer, fängt er ſeine Erzählung an, worin ſich damals der Kayſer befand, war in demſelben Geſchmack, wie ſeine andern Zimmer, oder vielmehr wie die Zimmer aller wohlhabenden Perſonen zu Peking, indem hier kein andrer Unterſchied obwaltet, als der, welcher zwiſchen Groß und Klein, zwiſchen Gemein und Prachtvoll gilt. Wegen der Erdbeben die in Sina ſehr häufig ſind, ruhen die Balken und Dächer der ſineſiſchen Gebäude nicht auf der Mauer, ſondern auf hölzernen Pfeilern, die auf ſteinernen Grundlagen ſtehn; ſo, daß oft das Dach eines Hauſes fertig iſt, ehe noch die Mauern aufgeführt ſind. Daher geſchieht

schieht es auch, daß bey den Erdbeben die Mauern zuweilen einstürzen, ohne daß das Dach, oder das Innere des Gebäudes leidet. Diese Mauern bestehn gewöhnlich aus Backsteinen, die von außen sehr sauber gearbeitet, und oft mit verschiedenen Zierrathen von Bildhauerarbeit geziert, innen aber mit einer Tünche, oder mit Bretern, sonderlich in den Gemächern überzogen sind, die man mit Papier bekleben will. In den andern Zimmern sind die Wände getäfelt."

„Die Zimmer des Kayfers die in diesem Geschmack gebaut sind, bestehn in einem großen Hauptgebäude, das in seiner Länge von Osten nach Westen steht; die Fassade sieht gen Mittag und wird an ihren beyden Enden, von zwey andern, parallel laufenden Gebäuden flankirt. Dieses Hauptgebäude, das von Innen ohngefehr 90 Fuß Länge, und 25 bis 26 Fuß Breite hat, ist in drey Abtheilungen getheilt; die mittelste begreift den Thron-Saal. Auf jeder, der nördlichen und südlichen, Seite des Saals, ist eine Thüre mit zwey Flügeln, von zehn Fuß Höhe. Rund um diese Flügel läuft eine Einfassung von Schnitzwerk, die unten, drey Fuß hoch, ganz gelassen, hingegen sonst überall, durchbrochen ist, und Blumen, Züge, und andre Desseins vorstellt. Inwendig nach dem Saal ist sie ganz simpel und glatt, und mit Papier überzogen, um den Saal zu erhellen; von außen aber ist sie mit Bildhauerarbeit, Vergoldungen und Lack von verschiedenen

Farben geziert. Diese beyden Thüren stehn, wenn kein starker Wind geht, fast beständig offen, weil man im Winter eine durchnähete Decke von Damast oder anderm Stoff davor hängt, und im Sommer ein Gitter von Bambusrohr, das dünn gespalten und nicht dicker als ein starker meßingener Drath ist. Diese Bambus-Fäden, die so gleich sind als ob sie durchs Zieheisen gezogen worden wären, sind bunt lakirt, und Gitterartig durch farbige seidene Fäden verbunden, die auf diesem Flechtwerk rechte artige Muster bilden. Es hält die Fliegen und andre Insekten ab, und verstattet der Luft einen freyen Durchzug. Dieses Gitter, und die Winter-Decke, werden aufgerollt, wenn man Luft in den Saal lassen will. Zu beyden Seiten der Thüre sind noch andre Thüren, die dem Saal Licht geben, und deren Flügel weder Decke im Winter, noch Gitter im Sommer haben. Man öfnet sie nur bey Gelegenheit, und durch diese Thüren gehn die Personen ein, welche beständig im Saal zu schicken haben."

„Der ganzen Länge des Saals nach ist von außen ein bedeckter Auftritt oder Platz, funfzehn Fuß tief, und durch zwey Reihen Säulen formirt. Die „Lambris" sowohl vom Saal als von diesem Platz, sind mit verschiedener Bildhauerarbeit bedeckt, die theils vergoldet, theils bunt gemalt, und mit Lack überzogen sind. Die Säulen sind sämtlich roth lakirt. Der Thron steht in der Mitte des Saals, und ist einige Stufen erhaben. Die Zierrathen des Throns sind reich und von gu-

tem Geschmack, und größtentheils in Europa verfertigt. Ich bemerkte darunter zwey Uhren, von mittler Größe, woran die Träger oder Stützen, von Gold, oder vergoldetem Silber, und als Aeste mit ihren verschlungenen Blättern, gemalt waren. Auf der einen machte ein Elephant verschiedene Bewegungen mit seinem Rüssel, auf den Aesten der andern, war ein Drache. Alles dieses war so künstlich gearbeitet, daß man diese Thiere hätte für lebend halten sollen. An dem Getäfel der Decke hängen, nach Sinesischem Geschmack, Laternen von verschiedener Art, nebst andern baumelnden Zierrathen von Seide, von allerhand Farben."

„Dieser Saal, und die andern Säle mit Thronen, welche der Kayser in seinen meisten Wohnungen hat, dienen bloß zu den gewöhnlichen Audienzen. Im Bezirk des Pallastes ist noch ein eigener Saal zu den feyerlichen Audienzen, dessen Größe und Pracht, die Macht und Herrlichkeit des Beherrschers anzeigt, dem man darin seine Ehrfurcht bezeugt."

„Zu beyden Seiten, gegen Osten und Westen des Thron-Saals, sind zwey Zimmer von derselben Größe wie der Saal. Die Vorderseite dieser beyden Gemächer, die nach Mittag zusieht, besteht, vierthalb Fuß vom Boden ab, bis zwey Fuß unter dem Dach, ganz aus Fenstern, die mit Papier überzogen sind. Obgleich der Kayser Spiegelglas von jeder Art und in Menge hat, so zieht er doch zum gewöhnlichen Gebrauch das Papier

vor, welches Papier aus Corea seyn muß. In einigen von seinen Palläſten, sind die Fenster ganz von Glas, aber diese Palläste sind blos bestimmt, sich darin die Zeit zu vertreiben, und nicht, bewohnt zu werden."

„Außerhalb der beyden Zimmer, nach Mittag, ist eine bedeckte Gallerie, welche ein Vordach bildet, das oft mit dem Dach des Hauptgebäudes zusammen stößt. Der Nutzen dieses Vordachs soll seyn, die Fenster vor dem Regen und der Sonnenhitze zu schützen. Die Thüre von jedem Zimmer geht in den Saal. Außer dieser Thüre, und der Vorderseite, die, wie schon gesagt worden ist, ganz aus Fenstern besteht, ist in den beyden Zimmern weiter keine Oefnung anzutreffen. Der Kayser wohnt in dem Zimmer gen Osten. Bey Privatpersonen würde das westliche Zimmer, zum Aufenthalt für die Gemahlin des Hausherrns, für ihre weibliche Bediente, und für ihre Kinder dienen, da aber bey dem Kayser, die Kayserin, die Königinnen, die Hof-Damen, und alle ihre Sklavinnen ihre eigenen, abgesonderte Zimmer haben, und man, nach der Sitte des Landes, den Kayser niemals am Tag bey irgend einer Person des andern Geschlechts erblickt, so ist dieses westliche Zimmer ein gewöhnliches Gemach, das keinen bestimmtern Gebrauch hat."

„In dem Zimmer wo der Kayser wohnt, ohngefehr in der Gegend des vierten Theils des Zimmers, gegen Norden, ist ein, durch verschiedene Arkaden von Täfelwerk, verschlossener Alko-

ven. Diese Arkaden tragen eine Decke oder Himmel, der 8 — 9 Fuß vom Boden des Zimmers erhaben ist. Auf diesen Alkoven sind verschiedene köstliche Gefäße, und Blumentöpfe mit künstlichen oder natürlichen Blumen gesetzt, die man unten von Zimmer gewahr werden kann. Unter dem Alkoven sind viele Tresors, vom japanischen Lack, stufenweis aufgestellt, und mit prächtigen Gefäßen, und allerhand Arten von Kostbarkeiten geschmückt. Auch erblickt man unter dem Alkoven, und in den übrigen Theilen des Zimmers, noch eine Menge von Vasen mit natürlichen Blumen; denn in Sina weiß man das Geheimniß, selbst im strengsten Winter, alle Arten von Blumen und Bäumen mit weit geringern Kosten zum Blühen zu bringen, als in Frankreich. Ich habe Pfirsich- und Granat Bäume, im Jänner gefüllte Blüthen tragen sehn, aus welchen Pfirsiche und Granatäpfel von außerordentlicher Größe entstanden; ich würde mich nicht davon haben überreden können, wenn ich nicht selbst Augenzeuge von diesen gefüllten Blüthen, und ihren großen Früchten bey diesen Bäumen gewesen wäre, die ich zum Geschenk erhalten hatte."

„Im Grund des Zimmers, nach Osten, ist eine Estrade, oder zwey Fuß hohe, und ohngefehr sechs Fuß breite, Erhöhung, welche die Breite des Zimmers bis zum Fenster einnimmt. Auf diese Estrade setzt sich der Kayser; sie war damals, so wie der übrige Fußboden mit einem Teppich, von gelben Grund, mit rothen Figuren darauf,

bedeckt. Manchmal sind diese Teppiche auch von Scharlach, oder andern feinen Tüchern, von Sammt und andern europäischen Stoffen. Um sie vor der Feuchtigkeit zu schützen, legt man zwischen dem Teppich und Fußboden, von dem Filz, den man auf alle Estraden, auf die man sich setzt, zu legen pflegt. Der Fußboden des Zimmers, und überhaupt alle Fußböden der kayserlichen Gemächer, besteht aus Backsteinen, die man Kintschuen, „Backsteine von Metall" nennt, weil sie einen Klang von sich geben, als ob sie von Kupfer, oder andern tönenden Erz wären. Sie haben zwey Fuß ins Gevierte, und werden in den mittäglichen Provinzen verfertigt. Die Art Sand die man dazu braucht, wird wie der feine Schmergel zubereitet, mit welchem man Metalle polirt: nemlich, wenn dieser Sand mit Wasser in einem Gefäß abgeschwemmt worden ist, so läßt man das Wasser einige Zeit stille stehn, damit sich die gröbern Theile auf dem Boden setzen; hierauf gießt man es in andre Gefäße, damit sich die feinern Theile, womit es geschwängert ist, darin setzen. Und aus diesem Satz, werden diese Art Backsteine gearbeitet, deren Korn so fein ist, daß man die Scherben braucht, um die Scheermesser zu schleifen, und die Metalle zu poliren. Ein jeder solcher Backstein kommt 40 Unzen Silber, oder hundert Thaler, zu stehn. Beym Pflastern fügt man die Backsteine durch einen Kitt von Lack zusammen; und überzieht sie nachher mit einem Firniß, der ihre Oberfläche so glänzend und hart macht,

daß das darauf Hin- und Hergehn, sie so wenig abnützt, als ob es ein Pflaster von Marmor wäre."

„Der Kayser war in der Mitte seiner Estrade, mit dem Rücken nach Osten gekehrt. Er saß auf Tartarisch, mit kreuzweis über einander geschlagenen Füßen, auf einem damastenen Kissen mit gelbem Grund; ein anderes Kissen von demselben Stoff lag gegen die Mauer, um ihm zur Rücklehn zu dienen. Neben sich hatte er kleine Tische, 8 oder 10 Zoll hoch, auf welchen Pinsel, rothe und schwarze Dinte, Schreibzeuge, Manuscripte und einige Bücher lagen. Sein Kleid war mit einem kostbaren Pelzwerk gefüttert, das neun oder zehnmal mehr werth war, als der schönste Zobelpelz. Da man sich eben in der Zeit der Feyerlichkeiten des Neujahr-Festes befand, so war der Ueberzug dieses Pelzwerks ein gelber Damast, mit fünfklauigen Drachen besetzt. Diese fünfklauige Drachen sind für die Sinesischen Kayser, was die Lilien für den König von Frankreich sind. Wenn andre als der Kayser, Drachen sticken, malen ꝛc. lassen, so dürfen diese Drachen nicht mehr als vier Klauen haben. Das Oberkleid war von violettenen Grund; es ging um dem ganzen Leib, bis auf die Estrade herunter, und bedeckte den ganzen Rock. Die Mütze die er trug, war von schwarzem Rauchwerk, mit einer Perle auf der Spitze. Diese Perle, die ich in der Nähe gesehn, und angegriffen habe, ist vierzehn Linien lang."

„Der Frater Pansi und ich, haben oft mit Verwunderung bemerkt, daß der Kayser bey dem verschiedenen, oft lange anhaltenden, Sitzen zum Malen, immer in einiger Entfernung von dem Rück-Kissen blieb, und sich niemals anlehnte, oder aufstützte. Oefters, wenn er während des Gesprächs in Feuer gerieth, oder von den Tischen etwas nahm, das er nöthig hatte, so bewegte er wohl den Kopf, die Hände, und den Rumpf, niemals aber haben wir ihn die Beine bewegen, oder seine Stellung nur im mindesten verändern sehn. Dieser Zug wird nur eine Kleinigkeit scheinen, und ist es auch, unterdessen dient es mit zum Beweis, wie sehr der Kayser sich bestrebt, seinen Tartarn durch sein eigenes Beyspiel zu lehren, alles zu vermeiden, was nur den geringsten Hang zur Bequemlichkeit verräth. Sein Beyspiel berechtigt ihn diejenigen mit seiner Ungnade zu strafen, von denen er erfährt, daß sie der Weichlichkeit, und Bequemlichkeits-Sucht zu sehr fröhnen.

In den Zimmern Sr. Majestät sind keine Sitze, weil derjenige, welchem sie die Gnade erweiset sich in ihrer Gegenwart zu setzen, sich auf den, mit dem Teppich bedeckten Fußboden setzt. Will aber der Kayser, einen Prinzen von Geblüt, einen Feldherrn, oder andre Person, wegen einer vorzüglichen, verdienstvollen Handlung, besonders auszeichnen, so läßt er ihn auf dieselbe Estrade sitzen, auf welcher er sitzt.“

„Da die Kälte außerordentlich stark war, so stand in der Mitte des Zimmers, auf einem Ge-

stelle, ein großes ehernes Gefäß, mit glühenden Kohlen, aber mit Asche bedeckt, um eine gemäßigte Wärme zu erhalten. Außer diesen Glutpfannen bedient man sich auch in Sina, wie bekannt, gewisser Röhren, die unter dem Fußboden des Zimmers hinlaufen, und die Wärme des Ofens, in dem sie mit dem einen Ende eingepaßt sind, dem Zimmer mittheilen. Der Ofen steht in der Erde, außerhalb des Zimmers, und gewöhnlich auf der, dem Fenster entgegengesetzten Seite. Die Wärme circulirt aus diesem Ofen durch die Röhren, erhitzt den Fußboden, und giebt dem Zimmer eine gleiche und angenehme Wärme, ohne Rauch und übeln Geruch. Aber der Kayser, der die Kälte nicht scheuet, bedient sich selten dieser Oefen."

„Das Zimmer war folgendergestalt aufgeputzt. Verschiedene, künstlich gearbeitete und lackirte Tische, mit allen Arten von Kostbarkeiten bedeckt, standen an verschiedenen Orten des Zimmers. An der Decke hingen Laternen und andre Zierrathen, wie in dem Thron-Saal. Einige kleine getuschte Bildnisse, von einigen alten Weisen des Landes, lagen auf dem Getäfel des Alkovens. Statt der Tapete war ein schönes, weißes Papier auf die Wände und Decke geklebt, welches das Zimmer außerordentlich hell machte, ohne jedoch das Gesicht anzugreifen. Unterdessen hat der Kayser verschiedene prächtig tapezirte Zimmer in den verschiedenen Palläsien, die er von Zeit zu Zeit zu seinem Vergnügen zu besuchen pflegt. Diese

Palläste sind auch mit Spiegeln, Gemälden, Pendülen, Kronleuchtern, und den kostbarsten Zierrathen der Art geschmückt, die wir in Europa kennen. Die Mandarine der Provinzen eyfern um die Wette, wer das beste und herrlichste auftreiben, und es dem Kayser überschicken kann. Das Geschenk des einzigen Tsong-ton von Kanton, betrug im vorigem Jahr mehr als 30 Uan, das ist dreyhundert und fünf und zwanzig tausend französische Livres. Aber der Kayser macht wenig Gebrauch von diesen Dingen, in seinen gewöhnlichen Wohnzimmern."

„Die Pracht des Daches des Hauptgebäudes verkündigt den Bewohner. Die gelblakirten Ziegeln geben einen solchen Glanz von sich, wenn die Sonne darauf scheint, daß man sie für vergüldet halten sollte. Der Furst und die Eckfparren des Daches sind von eben der Materie wie die Ziegeln, und wie sie lakirt. Uebrigens lakirt man diese Ziegeln in allen Farben, blau, grün, violet, fleischfarbig ꝛc. und die meisten dieser Farben sind ungemein schön und lebhaft. Man bedient sich ihrer aber nur für die kayserlichen Gebäude, oder die Tempel; zu den Zimmern wo der Kayser wohnt, nimmt man gewöhnlich gelb."

„Die beyden Flügel, die in Osten und Westen, wie oben angemerkt worden ist, an das Hauptgebäude stoßen, sind nicht so hoch, wie dieses. Diese beyden Flügel dienen, um daselbst die Sachen zu verwahren, die zum täglichen Gebrauch des Kayfers gehören. Die Verschnittenen von

der Wache haben hier ihre Wohnung, und die Verschnittenen vom Dienst pflegen hier zu speisen und sich auszuruhn."

Hier endigt der Pater Benoit seine Beschreibung des kayserlichen Wohn-Pallastes. Einige Umstände von dem, was bey Verfertigung des Gemälde des Kayfers durch den Bruder Pansi, vorfiel, theile ich als Anhang noch mit, da sie einige Züge sowohl zur Aufklärung mehrerer Sinesischer Gebräuche und Meinungen, als auch hauptsächlich zur Schilderung des Karakters des vortreflichen, leutseligen und gelehrten Kayfers, Kien-long liefern, der noch jetzt auf dem Thron von Sina herrscht.

„Ehe Frater Pansi Hand ans Werk legte, ließ uns der Kayser sehr nah zu sich treten, damit ihn der Maler recht nach Wohlgefallen betrachten möchte. Er bemerkte selbst verschiedene Züge in seinem Gesichte, die er mich dem Pansi, zu besonderer Aufmerksamkeit anzuempfehlen, bat. Als der Frater Pansi die Züge Sr. Majestät lange genug in Augenschein genommen hatte, setzte er seine Staffeley in einer Weite von 7 oder 8 Fuß von dem Kayser; ich nahm meinen Platz neben ihm, und er fing an den ersten Umriß zu entwerfen. Indeß er zeichnete, that der Kayser verschiedene Fragen über die verschiedenen Benennungen unsrer Kirchen an mich; warum wir sie, die orientalische, die occidentalische Kirche nennten? was unsre Beschäftigung in Europa gewesen sey, ehe wir nach Sina gekommen? ob alle Europäer zu

Peking Mönche wären? warum fast nichts als Mönche hieher kämen? in welchem Alter man Mönch würde? ob wir die Künste und Wissenschaften die wir in Sina trieben, als Mönche gelernt? ꝛc. Ich beantwortete alle diese Fragen ꝛc."

„Der Kayser erinnerte mich verschiedenemal, dem Frater Pansi Muth einzusprechen, damit er nicht zu blöde in seiner Gegenwart seyn möge; denn sonst, setzte er hinzu, wird die Furcht daß ihm das Gemälde nicht glücken mögte, wirklich machen, daß es nicht glückt. Er soll mich mit eben der Zuversicht malen, fuhr er fort, mit welcher er einen gemeinen Menschen malen würde; er soll die Stellung nehmen, die ihm am bequemsten ist, und es mir ganz ungezwungen gestehn, was der Vollkommenheit seines Werks schaden oder helfen könne. Einige Zeit darauf sagten Sr. Majestät ganz vertraulich zu mir; Ich fürchte, wenn wir so fortplaudern, daß es dem Maler hindert; wäre es nicht besser, wenn ich schwiege? Ich antwortete Sr. Majestät, daß ihr Gesicht, wenn sie spräche, eine Güte und Heiterkeit habe, wie es zu einem Portrait erfodert werde, und daß sich dieses nicht so gut bemerken lassen würde, wenn sie ihre Aufmerksamkeit auf etwas, richtete, weil alsdenn das Gesicht minder offen, die Züge minder markirt, und also schwerer zu treffen wären. So wollen wir plaudern, sagte der Kayser, indem er ein Papier, das er in Händen hielte, auf den Tisch legte. Und in der That hörte er, während den sieben Stunden, die der Pansi in den verschie-

denen Sitzungen, zur Vollendung des Portraits brauchte, nicht auf, eine Menge Fragen an mich über allerhand Gegenstände zu thun. Oft nöthigte er mich zum Sitzen, weil er, wegen meiner schwächlichen Gesundheit und hohem Alter, befürchtete, daß mir das lange Stehn zu sauer werden mögte ꝛc."

„Im linken Augenbraun des Kayfers, ist ein kleiner leerer Raum, ohngefehr eine Linie breit; das Haar das diese Lücke füllen sollte, steht oben drüber. Da das übrige Haar des Augenbrauns diesen Fehler verdeckt, so hatte man nicht darauf geachtet; aber der Kayser ließ uns zu sich treten, und diese Lücke bemerken, und empfahl dem Frater Pansi, sie auf seinem Gemälde mit auszudrücken. Wenn Ew. Majestät uns nicht davon benachrichtigt hätten, sagte ich, so würden wir sie niemals inne geworden seyn. Nun gut, sagte der Kayser lächelnd, sage ihm, daß er diesen Fehler so malen soll, daß man ihn nicht bemerkt, wenn man es nicht vorher weiß, aber auch bemerkt, wenn man darum weiß. Es ist mein Bild, das er malt, er muß mich nicht schmeicheln. Wenn ich Fehler habe, so muß er sie darstellen, sonst würde es nicht mein Bild seyn. Eben dieses gilt von meinen Runzeln. Er muß sie alle ausdrücken, und mich nicht jünger machen als ich bin. Ich bin über sechszig Jahr alt. Würde es nicht was außerordentliches seyn, wenn ich keine Runzeln hätte? ꝛc."

„Zur Zeit der beyden Sonnenwenden, und an andern bestimmten Tagen, opfert der Kayser selbst in den Tempeln des Himmels, der Erde, der alten Kayser ꝛc. Um sich zu diesen großen Feyern vorzubereiten, bringen der Kayser, die Groß-Mandarine, und alle Mandarine die bey diesen Opfern zugegen sind, oder etwas zu thun haben, die drey vorhergehende Tage, in einer Art von Sammlung seiner selbst, zu, was sie Tschay-Kiay und wir Fasten nennen, was aber nach dem Wortverstand, Enthaltung, Abstinenz heißt. Diejenige, welche diese Fasten, die drey Tage lang daß es dauret, halten müssen, tragen im Knopfloch, ohngefehr wie man in Frankreich ein Ordenskreuz trägt, ein Täfelchen, zwey Zoll lang, worauf mit zwey Sinesischen Zügen Tschay-Kiay geschrieben stehet. Die Enthaltsamkeit die sie in dieser Fastenzeit beobachten müssen, ist sehr strenge, wenn man sie buchstäblich befolgt. Nicht allein das Fleisch, sondern auch Fisch und alles was Leben gehabt hat, Eyer, Milchwerk, sind verboten. Man darf nichts als Reiß, Gebackenes und Gemüse essen: die Pflanzen welche kant gout haben, Knoblauch, Zwiebeln, und eine Art Lauch, wonach die Sinesen sehr lecker sind, bleiben ebenfalls untersagt. Einige beobachten diese Fasten wirklich, aber diese machen nicht die größte Anzahl aus. Unterdessen können diejenigen, welchen man auf Kosten des Kayserś und der Tribunale zu essen giebt, der strengsten Befolgung der Fasten nicht entgehn. Wenn, zum Beyspiel, der Kayser in

einem Tempel Gebete um Regen, Schnee, oder andre, zum Besten des gemeinen Wesens abzweckende, Dinge, anzustellen befiehlt, so schickt er gewöhnlich ein oder zwey Große seines Pallastes ab, um über die Beobachtung der guten Ordnung daselbst zu wachen. Diese Großen haben ihre Zimmer außerhalb des Bezirks des Tempels, und dürfen sich ohne ausdrückliche Erlaubniß des Kayfers nicht entfernen. Man kann versichert seyn, daß man sie die Fasten in ihrer ganzen Strenge beobachten läßt. Die Gerichte die man ihnen aufträgt, scheinen dem Auge sehr appetitlich. Der Reiß, das Backwerk, die Gemüse, sind verschiedentlich gefärbt, einige vergoldet oder versilbert, und so geordnet, daß sie verschiedene Figuren bilden. Da aber weder Brühe, noch Butter, noch Oel daran kommt, so ist der Schimmer des Goldes, und die Lebhaftigkeit der Farben, nicht im Stande, den Geschmack zu befriedigen."

„Der Sinesische Zug, Tschay bedeutet nicht bloß Fasten, sondern nach dem Sinesischen Wörterbuch bedeutet er überhaupt; Eingezogenheit, Entfernung von allen äußerlichen Gegenständen, welche die Reinigkeit des Herzens beflecken oder verfälschen können. Deswegen können alle Großen des Reichs, und alle Mandarine, welche bey diesem Feste gegenwärtig seyn müssen, die drey vorhergehende Tage nicht in ihren Wohnungen schlafen. Sie sind gezwungen in den Tribunälen zu schlafen, zu welchen sie gehören. Der Kayser

selbst, wenn er sich gleich auf seinen Lustschlössern um Pekin befindet, begiebt sich doch alsdann in diese Stadt, um die drey Tage in dem Tschay-Kong zuzubringen. Dies ist ein Pallast, der zwar in demselben Bezirk liegt, den man das Innere des Pallastes zu nennen pflegt, aber weit von seinen gewöhnlichen Wohn-Zimmern, und noch weiter von den Frauenzimmer-Gemächern entfernt ist."

„An dem ersten der drey Tage vor dem Opfer, geht der Kayser des Morgens in den Tschay-Kong, und verläßt ihn erst am dritten, um sich an die Stätte der Feyer zu begeben. Während diesen drey Tagen legen ihm die Minister, wie gewöhnlich des Morgens, Rechenschaft von dem Gang der Staatsgeschäfte ab, und man überbringt ihm auch die Memoriale und Bittschriften. Den dritten Tag, verläßt der Kayser, wenn er die Staatsangelegenheiten mit seinen Ministern abgehandelt hat, des Morgens gegen neun Uhr, den Tschay-Kong in Triumph, und auf einem Parade-Sessel, der zu diesen Arten von Feyerlichkeiten bestimmt ist, und von einer großen Anzahl Träger, in rothen Damast mit Goldblumen gekleidet, und Ceremonien-Mützen auf den Häuptern, getragen wird. Sie gehn alle in einem sehr gravitätischen und langsamen Schritt. Den Vortrab machen eine Menge Personen in derselben Tracht, die verschiedene, mit Wimpeln, Quasten und bunten seidenen Knoten, gezierte

Tro-

Trophäen in den Händen halten. Dazu kommen noch verschiedene Chöre Musikanten, die unaufhörlich singen, und auf ihren Instrumenten spielen, bis der Kayser in dem Bezirk des Tempels ist, wo er in einem andern Pallaste die Nacht zubringt, um sich den andern Morgen, in aller Frühe, zu dem Tempel zu begeben, in welchem das Opfer vor Aufgang der Sonne geschehn muß. Nach vollbrachten Opfer kehrt der Kayser in derselben Ordnung zurück, in welcher er gekommen ist."

„Nach diesem Tschay-Kong wurden Pansi und ich beordert, um an dem Portrait des Kaysers mit Malen fortzufahren. Wir gingen durch eine Menge Höfe, Terrassen, Gallerien, unter Anführung verschiedener Verschnittenen, die, wenn wir an Oerter vorbey kamen, wo wir eine Aussicht nach den Frauenzimmern-Gemächern hatten, Zeichen gaben, theils damit die Verschnittenen von der Wache, die Thüren und Fenster verschliessen könnten, theils auch, um zu erfahren, ob eine der Prinzeßinnen eben in Begriff sey, einen Besuch bey einer andern abzulegen, damit wir ihr nicht begegnen mögten. Denn die Prinzeßinnen, und überhaupt jedes Frauenzimmer, können sich von einem Zimmer ins andre, und wenn es auch noch so nahe wäre, nicht anders, als in verschlossenen, von Verschnittenen getragenen Tragsesseln begeben, die nach dem Rang und der Würde der Dame, die darin getragen wird, verschieden sind. Wenn die Verschnittenen das Zeichen geben, so

weicht man aus, oder dreht wenigstens, wenn die Umstände nicht erlauben auszuweichen, dem Trag-sessel, wenn er vorbey paßirt, den Rücken zu. Frater Pansi war über alle diese Ceremonien, die von unsern europäischen Sitten so sehr abwichen, nicht wenig verwundert; was ihm aber am beschwerlichsten fiel, war der geschmolzene Schnee, der das Pflaster so glitscherig machte, daß er, der noch nicht an das Geschleppe der Sinesischen Kleidung für diese Jahreszeit, gewohnt war, fast bey jedem Schritt auf dem Boden lag."

„Nach einem Viertelstündigen Marsch, immer im Innern des Pallastes, kamen wir zu einem Hof, der unmittelbar vor dem Tschay-Kong liegt. Dieser Hof wird von drey großen Hauptgebäuden umgeben, die ihn von drey Seiten einschließen. Die vierte Seite sieht nach Norden, und trennt diesen Hof vom Tschay-Kong. Auf dieser Seite befindet sich eine offene Gallerie oder Terrasse, 8 bis 9 Fuß hoch, und ihre ganze Länge noch, in gewissen Entfernungen, mit Bronzenen Vasen, Statuen, und Zierrathen von Stein, besetzt. Jenseits dieser Terrasse liegt Tschay-Kong, in demselben Geschmack angelegt wie das Zimmer des Kayfers, das ich schon beschrieben habe. Die Eintheilung der Gemächer ist fast dieselbe. Unterdessen sind die Struktur der Dächer, der Zierrathen des Getäfels, und die übrigen Auszierungen, von einem so manchfaltgen, edlen und prächtigen Geschmack, daß man sie jedesmal mit neuer Verwunderung betrachtet."

„Ob es gleich noch die Zeit der Neujahrs-Feyer war, so erlaubte das Ceremoniel doch nicht, daß der Kayser, während der drey Tage seiner Eingezogenheit, seine Ceremonien-Kleider trage; er trägt vielmehr die Kleidung der kleinen Trauer, nemlich den gewöhnlichen Rock von einerley Farbe, so wie er ihn täglich anzieht, wenn kein Ceremonien-Tag ist, und ein schwarzes Oberkleid."

„Der Sinesische Geschmack, und auch der des Kayfers, verlangt in den Gemälden, nicht mehr Schatten, als schlechterdings nöthig ist. Der Kayser verlangte auch, daß die Haare seines Bartes und seiner Augenbraunen, einzeln, angegeben würden, so daß man sie unterscheiden könne, wenn man nah zum Gemälde trete. Ich erinnere mich dabey, daß der berühmte Maler, Frater Attiret, in den ersten Jahren seines Hierseyns eine Blume malte. Frater Castiglioni der schon eine lange Zeit in Sina gewesen war, bekam sie von ohngefehr zu Gesichte, und sagte zum Attiret. „Diese Blume hat ein oder zwey Blätter zu viel." — „Aber, antwortete Attiret, wer wird bey der grossen Anzahl Blätter, welche der Umfang dieser Blume ausmacht, sich einfallen lassen, sie zu zählen?" — „Ein europäischer Maler, erwiederte Castiglioni, würde die Blume vollkommen gut finden, allein hier in Sina wird jeder Anfänger im Malen, gleich beym ersten Blick sagen, daß die Blume in ihrem Contur nicht die Anzahl Blätter hat, die sie haben soll." In der That fand At-

tiret, als er seine Blume einigen sinesischen Malern zeigte, daß Castiglioni Recht gehabt hatte. Obgleich der Kayser sich nicht auf diese Arten von Kleinigkeiten einläßt, so wünschte er doch, nach dem Geschmack seines Landes, Bart und Augenbraunen so gemalt, daß man wenigstens einen großen Theil der Haare, deutlich, durch feine Pinselstriche, eines neben dem andern angedeutet finden mögte."

„Ich komme auf einen Einfall, fuhr der Kayser fort; ich war Anfangs Willens mich nur in Büste malen zu lassen; es ist aber besser, daß er mich in Lebensgröße malt. Man braucht nur von dem präparirten Papier *) so viel an das Portrait zu kleben, um es zu vergrößern, daß es eine Höhe von 7 Fuß, und eine Breite von $4\frac{1}{2}$ bekommt. Er soll mich wie ich hier sitze, vorstellen, vor mir einen Tisch, und in der Hand einen Pinsel; und zwar in dem Winter Long-Pao gekleidet. — Der Long-Pao ist das Kleid mit dem Drachen, dessen ich oben erwähnte. Sogleich wurde ein Verschnittener gerufen, der ohngefehr von der Taille des Kayfers war, und den Long-Pao anziehen mußte. Die zwey Stunden über, die der Frater Pansi zu seine Zeichnung brauchte,

*) In Sina malt man nicht auf Leinwand, sondern auf Papier von Corea, das eben so stark und gleich ist, wie Leinwand. Es wird auf dieselbe Art präparirt, wie die europäischen Maler ihre Leinwand präpariren. Wenn man von diesem Papier an ein Gemälde klebt, so kann man es so groß machen als man will, ohne daß man merkt, daß etwas angesetzt worden ist.

änderte dieser Verschnittene die Stellung die man ihm angewiesen hatte, so wenig, als ob er eine Statüe gewesen wäre. Die Sinesischen Maler erkannten zwar eine große Geschicklichkeit in der Draperie und Darstellung des Long-Pao, aber sie vermißten eine Menge von den Kleinigkeiten, auf die ein guter europäischer Maler nicht achtet, die aber ein Sineser sich schämen würde, nicht auf das pünktlichste befolgt zu haben: Z. E. so und so viel Schuppen, und nicht mehr und nicht weniger, auf der und der Stelle des Drachen-Leibes: u. s. w."

Unter den Geschenken die der Pater Benoit und der Frater Pansi dem Kayser bey ihrer Ankunft überreichten, befand sich ein Teleskop von neuer Erfindung, das der Staats-Minister Bertin aus Frankreich überschickt hatte, und eine Luftpumpe. „Als der Kayser das Teleskop erhielt, wollte er wissen was es sey, und ließ mich in sein Vorzimmer rufen. Ich richtete es nach einem der entlegensten Dächer des Pallastes, und ein Verschnittener der hindurch sah, erblickte es so deutlich und so nahe, daß er, ganz verwundert, sogleich den Kayser davon benachrichtigte, der eben zu Abend speisete. Se. Majestät probirten es, nach aufgehobener Tafel selbst, und sahn gar bald die Vorzüge dieses Instruments ein. Sie befahlen zwey Verschnittenen, es beständig ihnen nachzutragen, wo sie sich auch hinbegeben mögten, und trugen mir auf, diese Verschnittene in der

Art und Weise zu unterrichten, wie es zu behandeln und zu gebrauchen sey ꝛc."

Noch zufriedener war der Kayser mit der Luftpumpe, die er vorher nicht gekannt hatte. Er wohnte mit dem größten Vergnügen, den Experimenten bey, die der Pater in seiner Gegenwart damit machte, und zwar blieb er beständig ganz nahe an der Maschine stehn, ohngeachtet die Experimente ziemlich lange daureten. „Ich hatte dieser Maschine den Namen, Nien-ki-tung gegeben, der, Wort für Wort," Pumpe um Experimente mit der Luft zu machen, bedeutet. Aber den andern Morgen, als ich in den Pallast kam, fand ich einen Befehl, wodurch der Kayser meine Benennung in Heu-hy-tung umänderte. Der Kayser hielt nemlich Heu für edler als Nien, weil es in den alten klaßischen Büchern gebraucht wird, um sowohl die astronomischen Beobachtungen, als auch alle andre Beobachtungen zur Bestimmung der verschiedenen Ackerbaus-Verrichtungen, nach Maasgabe der Jahreszeiten, ausdrückt. Also hat jetzt die Luftpumpe in Sina einen eigenen und bestimmten Namen, weil ihn Se. Majestät selbst gegeben hat. Die Maschine ließ der Kayser in einen von seinen europäischen Pallästen setzen, um sie daselbst mit andern europäischen Seltenheiten aufzuheben ꝛc."

„Der Kayser speiset jederzeit allein, und niemand ist zugegen, als die Verschnittenen von der Aufwartung. Die Mittags-Tafel hält er um acht

Uhr des Morgens, und die Abend-Tafel, um zwey Uhr des Nachmittags. Außer diesen beyden Mahlzeiten genießt er den ganzen Tag nichts, ausgenommen einige Getränke, und gegen Abend einige leichte Erfrischungen. Er hat nie Wein, oder ein andres, berauschendes Getränke getrunken. Aber seit einigen Jahren pflegt er sich, auf Anrathen der Aerzte, eines alten Weins, oder vielmehr Biers zu bedienen, wie fast alle sinesische Weine sind, wovon er des Mittags und Abends ein Glas warm trinkt. Sein gewöhnliches Getränke während der Mahlzeit, besteht in Thee, mit gemeinen Wasser übergossen, oder mit Milch vermischt, oder aus verschiedenen, mit einander gestoßenen, Arten Thee, zusammengesetzt, die auf mancherley Weise präparirt worden sind. Diese Tränke von präparirten Thee, sind meistentheils ungemein angenehm von Geschmack; einige sind auch sehr nahrhaft, ohne den Magen anzugreifen."

„Ohngeachtet der ungeheueren Menge und Vortreflichkeit der Gerichte, die auf die Tafel des Kayfers kommen, speiset er doch niemals länger als eine Viertelstunde. Ich würde es nicht geglaubt haben, wenn ich nicht selbst unzähligemal Zeuge davon gewesen wäre. Die warmen Essen werden in goldenen und silbernen Gefäßen aufgesetzt, die so eingerichtet sind, daß sie zugleich zu Schüsseln und Wärmpfannen dienen. Diese Gefäße gleichen unsern großen Schaalen oder Näpfen, und haben zwey bewegliche Ringe, welche die Stelle unsrer Henkel vertreten. Der Boden

des Napfs ist doppelt; an den obern ist eine Röhre gelöthet, die ohngefehr zwey Zoll im Durchschnitt hat, und einen Zoll über den Rand des Gefäßes ragt. Durch diese Röhre werden die Kohlen zwischen die beyden Boden des Napfs gebracht, denen die Röhre zum Zugloch dient, und durch den Deckel, welche das Ganze zudeckt, hervorgeht. So wird das Essen eine lange Zeit warm erhalten. Alle Gerichte werden durch die Verschnittenen, in großen lakirten Büchsen, herbey getragen, deren einige verschiedene Aufsätze haben. Sie können also nichts von Wind, Regen, Wetter, oder andern Zufällen leiden."

„Die Großen im Pallast tafeln auch nicht länger als eine Viertelstunde. Die Speisen, wenn man sie auffetzt, sind schon alle in kleine Stücken zerschnitten. Es ist in Sina nicht Gebrauch verschiedenemal, aufzutragen, oder Dessert zu geben. Obst, Backwerk, und was sonst zum Nachtisch gehört, wird des Abends vor Schlafengehn, oder den Tag über, als Erfrischung genossen. Man trinkt niemals Wein, wenn man im Pallast speist. Diejenigen, die an Wein gewöhnt sind, trinken ihn des Abends, wenn sie den Pallast verlassen haben, und wahrscheinlich sicher sind, nicht wieder zum Kayser gerufen zu werden."

Pater Benoit starb den 23 Oktober 1774. Er war ein eben so geschickter als arbeitsamer Mann, ward aber zuletzt das Opfer seines Fleißes und seiner Thätigkeit, indem er sich zu vielen Arbeiten unterzog, denen seine erschöpfte Gesundheit

unterlag. Er ist es der zuerst den Plan zu dem bekannten Werke, mémoires sur la Chine, (das wir auch im Deutschen besitzen,) faßte, und ausführte: er verschönerte die Palläste und Gärten des Kayſers durch Wasserſprünge und prächtige Gebäude, ohngeachtet er gewissermaßen Neuling in diesen Wissenschaften war, indem er, als er Europa verließ, um nach Sina zu gehn, sich hauptsächlich mit der Astronomie beschäftigte, in welcher er die Hrn. Hrn. de l' Isle, la Caille und Lemonier, zu lehren hatte: allein der glücklichste Erfolg krönte seine Architectonische Entwürfe, und seine Schui-fa's, oder Wasserſprünge. Er war der erfahrenste sinesische Bibliograph, und verfertigte eine vortrefliche, große Karte von Sina, wovon das Original in dem Archiv der Karten des Reichs, aufbewahrt wird. Er genoß der vorzüglichsten Achtung und Gnade des Kayſers. Dieser Fürst gab hundert Unzen Silber zu seinem Begräbnisse, und sagte, als er seinen Tod erfuhr. „Es war ein rechtschaffener Mann, und treuer Diener!"

9.

Von den sinesischen Ehen. Schreiben des P. B * * *, an die Gräfin von Forben. Peking, 9ten Sept. 1765.

Eltern, Groß-Eltern, oder nach deren Tode die nächsten Verwandten, haben willkührliche Gewalt über die Kinder, wenn sich diese verheyrathen.

Unter nächsten Verwandten sind die von väterlicher Seite zu verstehen: denn die mütterlichen haben erst in deren Ermangelung ein ähnliches Recht.

Die Kinder können sich der väterlichen Gewalt nur in zween Fällen entziehn. Einmal, wenn sie sich mit einer Fremden verheyrathen, z. E. mit einer Jüdin oder Mohamedanerin; denn, sagt das Gesetz, da die Lebensart der Fremden von der sinesischen so sehr abweicht, so muß derjenige, der eine solche Verbindung eingeht, unumschränkte Freyheit genießen. Zweytens, wenn ein junger Mensch auf Reisen sich in einer entlegenen Provinz verheyrathet, ohne von den Verbindungen zu wissen die seine Eltern in seiner Abwesenheit mögen eingegangen haben; seine Ehe besteht, und er ist nicht gezwungen sich nach andern Absichten seines Vaters zu richten. Wäre aber weiter nichts als wechselseitiges Versprechen erfolgt, so muß der junge Mensch, bey Strafe von vier und zwanzig Stock-Schlägen, von seiner Verbindung abgehn, und die von seinen Eltern ihm bestimmte Braut annehmen.

Außerdem sind die sinesischen Ehen von den unsrigen noch dadurch unterschieden, daß die Braut nicht allein keine Aussteuer mitbringt, sondern daß der Mann sogar sie gewissermaßen kaufen muß, indem er ihren Verwandten eine Summe Geldes nach beyderseitiger Abrede, auszahlt. Ein Theil davon wird gleich nach Unterzeichnung des Kon-

trakts, der andere aber einige Tage vor der Hochzeit abgeliefert.

Außer diesem Reuegelde schenkt der Bräutigam den Verwandten seiner Braut noch Seide, Reis, Früchte ꝛc. nehmen die Verwandten jenes sowohl als diese Geschenke an, so wird der Kontrakt für geschlossen angenommen, und sie dürfen nicht mehr davon zurücktreten, es müßte denn in der Zwischenzeit eines von beyden, Braut oder Bräutigam, sterben.

Ohnerachtet jene keine Mitgift bekömmt, so ist es doch gebräuchlich, daß die Eltern, wenn sie keine Söhne haben, ihr blos aus Freygebigkeit, Kleider und eine Art von Möblirung mitgeben. Es geschieht wohl sogar in einem solchen Falle, daß der Schwiegervater den Eydam in sein Haus nimmt, und ihn zum Erben in einem Theile seines Vermögens einsetzt; doch muß er nichts desto weniger das Uebrige jemanden von seiner Familie und seinem Namen vermachen, damit dieser die Haus-Opfer die man den Geistern der Vorfahren bringt, besorgen könne: stirbt er ehe seine Wahl bestimmt ist, so müssen, nach den Gesetzen, seine Verwandten jemanden der dazu tauglich ist, aussuchen. Diese Opfer werden als etwas so wesentliches betrachtet, daß derjenige der sich verheyrathet, wenn er ein einziger Sohn ist, das Haus seines Schwiegervaters nicht beziehen kann: thut er's doch, so darf er wenigstens nicht länger als bis zum Tode seines Vaters darinne bleiben.

Diese abergläubische Ehrfurcht der Sinesen für die Seelen ihrer Vorfahren, hat die Adoptionen veranlaßt. Wer keine männlichen Kinder hat, nimmt den Sohn eines andern zum seinigen an: und diese Adoption geschieht auf zweyerley Art: einmal, indem man den Sohn eines Fremden zum Erben einsetzt; zweytens, indem man einen von seinen Verwandten zum künftigen Nachfolger in seinem Vermögen wählt.

Im ersten Fall, zahlen die Sinesen dem Vater des Kindes, welches sie adoptiren, eine Summe Geldes, und dieser Sohn erkennt alsdenn keinen andern als seinen adoptiven Vater; so, daß er dessen Namen annimmt, und nach dessen Tode Trauer um ihn trägt. Wenn auch der adoptive Vater sich nachher verheyrathet und Kinder bekömmt, so besteht dennoch die Adoption, und der angenommene Sohn erbt mit den übrigen Kindern zu gleichen Theilen.

Im zweyten Fall, kann jemand der keine männliche Erben hat, den ältesten Sohn seines jüngern Bruders an Kindesstatt annehmen, so wie umgekehrt der jüngere kinderlose Bruder den zweyten Sohn seines ältesten Bruders, wenn dieser zween Söhne hat, adoptiren kann. Wenn also z. B. in einer Familie die aus drey Brüdern besteht, blos einer ist der drey Söhne hat, so behält er nur einen, und seine Brüder adoptiren die beyden andern.

Die Sinesen nehmen einen doppelten Endzweck bey der Ehe an: Erhaltung der Opfer in

den Tempeln ihrer Vorfahren, und Fortpflanzung des Geschlechts. Die Philosophen, von welchen die in dem Buche von den Gebräuchen enthaltene Sammlung herrührt, reden von dem zur Ehe schicklichen Alter, und machen verschiedene Abtheilungen vom menschlichen Alter überhaupt, wobey sie jedem seine besondern Verrichtungen vorschreiben.

Bey zehnjährigen Kindern, sagen sie, ist das Gehirn eben so schwach als der Körper, und sie können höchstens zu den ersten Anfangsgründen der Wissenschaften angeführt werden. Jünglinge von zwanzig Jahren haben noch nicht ihre ganze Kraft: sie erblicken kaum die ersten Stralen der Vernunft; indessen da sie Männer zu werden anfangen, muß man ihnen den Mannshut geben. Im dreyßigsten Jahre ist der Mensch würklich Mensch; da ist er stark und kraftvoll, und zur Ehe tüchtig. Einem Manne von vierzig Jahren kann man die mittleren bürgerlichen Aemter anvertrauen; einem von funfzig die schwersten und die vom weitesten Umfang. Mit sechszig Jahren wird man alt; nichts bleibt übrig als Klugheit ohne Kraft, so daß Leute in diesem Alter selbst nichts thun, sondern nur vorschreiben dürfen was nach ihrem Willen geschehen soll. Ein Siebzigjähriger, dessen Körper = und Geistes = Kräfte geschwächt und unvermögend sind, muß seinen Kindern die Besorgung des Hauswesens überlassen. Ganz hinfällig ist das Alter von achtzig oder neunzig Jahren. Leute die es erreicht haben, sind den Ge-

setzen nicht mehr unterworfen; sind sie bis auf hundert gestiegen, so müssen sie blos sich damit beschäftigen, den Hauch von Leben, der ihnen noch übrig ist, zu erhalten.

Man sieht aus dieser Abtheilung des menschlichen Alters, daß die Sinesen ehedem geglaubt haben, das Alter von 30 Jahren sey am geschicktesten zur Ehe. Gegenwärtig aber scheint ihnen die Natur nicht so lange zu zögern, und die Gesetze geben dem Gebrauch und den Zeitumständen nach.

Es ist bey den Sinesen sehr gewöhnlich, Heyrathsartikel lange vorher zu verabreden, ehe die Versprochenen zur Vollziehung geschickt sind; öfters noch vor der Geburt der künftigen Eheleute. Zween Freunde versprechen sich im völligen Ernst und feyerlich, ihre Kinder von verschiedenem Geschlecht die sie noch zeugen werden, mit einander zu verheyrathen; und das Feyerliche bey diesem Versprechen besteht darinne, daß sie ihren Ober-Rock zerreissen und sich wechselsweise ein Stück davon geben. Indessen ermahnen die strengeren sinesischen Moralisten unaufhörlich zur Vermeidung solcher voreiligen Verbindungen. Sehr oft, sagt das Buch von den Gebräuchen, trägt es sich zu, daß diese Kinder bösartig oder Krankheiten unterworfen sind, die sie untüchtig zur Ehe machen. Ein Unglücksfall kann eine von beyden Familien zur äußersten Dürftigkeit herunterbringen: unvermuthete Trauer um Väter oder Mütter kann die Vollziehung der Hochzeit aufhalten, kann so-

gar die Ehe verhindern. Außerdem erwähnt dieses Buch noch mehr unangenehmer Folgen, die aus jener in der That seltsamen Gewohnheit entstehen: aber man wird sie niemals abbringen können, weil diejenigen die sich durch Stand oder Vermögen am meisten auszeichnen, sie täglich beobachten.

In dem Buche von den Gebräuchen ist mancher sehr guter Rath enthalten. Er vermahnt Väter und Mütter mehr auf Sympathie als auf Reichthümer derjenigen, die sie durch die Ehe verbinden, zu sehen. Ein weiser Mann, sagt das Buch, kann Schätze sammlen; ein Sinnloser kann sie nur verschwenden. Ist die Frau die ihr für euern Sohn sucht, aus einer reichern oder angesehenern Familie als die eurige, so wird sie desto stolzer, hoffärtiger, unfolgsamer seyn. Solche ungerechte Eltern, setzt es noch hinzu, die ihre Töchter dem Eigennutz aufopfern, sind Barbaren, die sie wie Sklavinnen an den Meistbietenden verkaufen.

Alle Ehen werden durch Unterhändler oder Unterhändlerinnen von beyden Seiten geschlossen. Es giebt vielleicht keine so mißliche gefährliche Verrichtung als diese: denn läßt man sich zum Unglück eine kleine Unregelmäßigkeit bey der Unterhandlung zu Schulden kommen, so wird man sehr streng bestraft. Außer dem Unterhändler ist gemeiniglich noch eine Person von beyden Seiten die bey dem Geschäfte den Vorsitz hat: gemeiniglich sind es die Väter oder die nächsten Verwand-

ten der künftigen Eheleute. Auch diese Vorsitzer werden bestraft, wenn sie einen merklichen Unterschleif oder Betrug spielen: die Grade der Bestrafung sind in dem osterwähnten Buche bestimmt.

In allen Familien ist ein Oberhaupt, dem man von allen Angelegenheiten, besonders von den Ehen, die man eingehen will, Nachricht geben muß. Die Väter des Braut-Paars fasten und bringen den Geistern ihrer Vorfahren ein Haus-Opfer. Sie geben auch ihren Verwandten und Freunden ein großes Gastmahl, bey welchem sie ihnen ihr Vorhaben mit ihren Kindern bekannt machen.

Es ist nicht erlaubt mehr als eine rechtmäßige Frau zu haben; dieses Gesetz ist fast so alt als das sinesische Reich. Zwischen einer rechtmäßigen Frau und einer Beyschläferin ist dieser Unterschied, daß jene die Gefährtin des Mannes und Gebieterin über die andern Weiber, diese aber ihr völlig untergeben ist. Die Sinesen sehen bey ihren Ehen auf Gleichheit des Alters und Standes: in Absicht auf Beyschläferinnen folgt jeder seiner Laune und kauft sie nach Verhältniß seines Vermögens. Alle Kinder von Konkubinen erkennen die rechtmäßige Frau ihres Vaters für ihre Mutter: sie tragen keine Trauer um diejenige die es würklich ist; nur der ersten geben sie Beweise von Zärtlichkeit, Gehorsam und Ehrfurcht.

Der Kayser hat nur eine rechtmäßige Gemahlin, die Königin genennt wird; ein Titel, der an-

anzeigt, daß sie mit ihm die Majestät des Thro-
nes theilt. Außer ihr hat er mehrere Konkubi-
nen, die in sechs Klassen eingetheilt sind. In der
zwoten Klasse sind drey, in der dritten neun, in
der vierten sieben und zwanzig, in der fünften acht-
zehn: die Anzahl der sechsten ist uneingeschränkt.
Obgleich die Konkubinen meistens Personen sind,
die irgend ein Verbrechen begangen haben und
deswegen zum Vortheil des Kayfers feilgeboten
worden, so werden sie doch dadurch nicht entehrt.
Sie sind Sklavinnen, und dem Willen ihres Ge-
bieters ganz unterworfen. Ehrliche Leute, das
heißt solche die dafür gelten, kaufen sie nicht an-
ders als mit Erlaubniß der rechtmäßigen Ehefrau
und unter dem Vorwand, daß sie ihr aufwarten
sollen, wiewohl diese sogenannten Mägde ihrer
Herrschaft oft genug vorgezogen werden.

Vielweiberey ist, in einem gewissen Ver-
stand, eben so wenig hier als in den meisten euro-
päischen Staaten erlaubt. Es steht eine Strafe
wenigstens von 90 Stockschlägen darauf, wer bey
Lebzeiten seiner rechtmäßigen Frau eine andere zu
heyrathen sich unterfängt, und die zwote Ehe wird
für ungültig erklärt. Das nämliche hat derjeni-
ge zu erwarten der eine Konkubine zur rechtmäßi-
gen Frau erhebt, oder diese zur Beyschläferin er-
niedrigt, und er wird gezwungen alles wieder auf
den vorigen Fuß zu setzen.

Vormals durften nur Mandarine und Leute
von vierzig Jahren die noch keine Kinder hatten,

Konkubinen halten. Das Buch von den Gebräuchen bestimmt sogar Strafen auf die Ueberschreitung dieses Gesetzes. Wer Konkubinen hält, soll nach dessen Vorschrift, wegen seiner Unenthaltsamkeit mit hundert Ruthenstreichen auf die Schultern gezüchtigt werden. Doch dieses Gesetz steht nun noch im Buche, und jetzt kann jeder so viel Beyschläferinnen halten als ihm beliebt.

Die Konkubine ist so weit unter der rechtmäßigen Ehefrau, hängt von ihr so sehr ab, daß sie genau alles thun muß was diese befiehlt, und den Hausherrn niemals anders als Hausvater nennt. Indessen werden auch in Ansehung ihrer einige Wohlstands-Cärimonien beobachtet. Man schließt eine schriftliche Abrede mit ihren Verwandten; giebt ihnen ein Stück Geld; verspricht sie gut zu halten, und nimmt sie mit einiger Feyerlichkeit in Empfang.

Wenn die Sinesen heyrathen, sind sie allerdings überzeugt, daß sie ein unauflösliches Band knüpfen; man sieht dieses deutlich aus ihren geschriebenen Gesetzen, welche strenge Züchtigungen gegen verheyrathete Personen, die von den Pflichten ihres Standes offenbar abweichen, festgesetzt haben. Doch erlauben eben diese Gesetze die Scheidung in gewissen Fällen, von welchen folgende die vornehmsten sind. Wenn zwischen Mann und Frau eine solche Antipathie herrscht, daß sie nicht in Ruhe leben können, so dürfen sie sich trennen, in sofern nämlich beyde darüber einstimmig sind. Zweytens, wenn eine Frau Ehebruchs über-

wiesen wird, welches doch selten vorkömmt, so wird sie auf der Stelle verstossen, und kann sich nicht auf die Gesetze berufen, die ihr in andern minder schweren Fällen zu statten kommen würden. Außerdem giebt es noch sieben gesetzliche Gründe zur Scheidung, ohne welche kein Ehemann seine Frau verstossen darf, und, wenn er's dennoch unternimmt, sich vier und zwanzig Stockschlägen aussetzt. Diese Gründe sind folgende: 1. Wenn die Frau unfruchtbar ist. 2. Wenn sie sich unanständig aufführt. 3. Wenn sie sich angewöhnt hat ihren Schwieger-Eltern nicht zu gehorchen. 4. Wenn sie plauderhaft und voreilig im Reden ist. 5. Wenn sie etwas von dem, was sich im Hause befindet, zu ihrem oder eines andern Vortheil auf Seite schaft. 6. Wenn sie Untugenden verräth, welche die gute Ordnung und die Ruhe des Hauses stören. 7. Wenn sie mit einer eckelhaften Krankheit behaftet ist, wie mit dem Aussatz, einem in Sina sehr gewöhnlichen Uebel. Doch müssen alle diese Fälle mit erschwerenden Umständen begleitet seyn.

Läuft eine Frau wider Willen und Wissen des Mannes davon, so giebt man ihr hundert Ruthenstreiche, und der Mann kann sie in der Versteigerung verkaufen. Heyrathet sie wieder nach dem Entlaufen, so wird sie erdrosselt. Verläßt sie ihr Ehemann und bleibt er drey Jahre abwesend ohne Nachricht von sich zu geben, so darf sie keinen Entschluß fassen ohne die Obrigkeit vorher zu befragen; unterläßt sie diese Vorsicht aus

Uebereilung oder mit Fleiß, so bekömmt sie vier und zwanzig Ruthenstreiche, wenn sie das Haus des Mannes verläßt, und hundert, wenn sie wieder heyrathet: da sie im Gegentheil, wenn sie den Mandarinen ihre Lage schriftlich vorgestellt hat, die Erlaubniß wieder zu heyrathen oder Beyschläferin zu werden, erlangen kann.

In dem ebenberührten Fall wird die Konkubine um zween Grade gelinder als die rechtmäßige Frau bestraft. Aber eine Konkubine aus dem Sklavenstande ist der nämlichen Züchtigung ausgesetzt. Die Mitschuldigen, derjenige z. E. der eines abwesenden Ehemannes Frau heyrathet, die Unterhändler dabey, derjenige der eine entlaufene Frau aufnimmt ꝛc. werden eben so streng bestraft.

Ohnerachtet die Konkubinen ihre Männer nicht verlassen dürfen, so verbietet doch kein Gesetz diesen jene zu verstoßen, verbindet sie auch nicht sie wieder zu nehmen, wenn sie sie fortgejagt haben. Wenn jemand, sagt das Gesetz, seine rechtmäßige Frau ohne Ursach fortjagt, soll er sie wieder zu nehmen gezwungen werden, und vier und zwanzig Stockschläge bekommen. Von den Konkubinen sagt es nichts, und dieses Stillschweigen autorisirt die Sinesen, die ihrer Konkubinen los seyn wollen, sich um jene rechtmäßigen Ursachen der Scheidung nicht zu bekümmern.

Die Sinesen können zur zwoten Ehe schreiten; ein Recht, das auch die Weiber haben. Beyde behalten ihre Freyheit nach dem Tode ih-

res Ehegatten, ohne sich einer strengen Strafe auszusetzen. Uebrigens gereicht es doch zur Ehre, wenn man die zwote Ehe vermeidet, und man lobt die jungen Personen, die, um diejenigen denen sie bestimmt waren, nicht zu überleben, sich selbst durch Strang oder Gift umbringen. Doch sind solche Beyspiele jetzt nicht mehr so häufig als vormahls.

Es giebt auch besondere Fälle, welche die Ehe ungültig machen, oder die Vollziehung derselben verhindern. Unter die Hindernisse rechnet man Unfruchtbarkeit, ältere Verbindung, Unterschiebung anderer Personen, Ungleichheit der Stände, Nothzucht oder Entführung. Unfruchtbarkeit wird als eine Art von Verbrechen angesehen, weil die Unfruchtbare den Abgeschiedenen keine neue Opferer geben kann. Die älteren Verbindungen sind die Zusagen zwischen den Eltern von zwo Familien, durch Uebersendung von Geschenken. Ein auf solche Art versprochenes Mädchen darf sich an keinen andern verheyrathen, sonst würde die Ehe für null erklärt, und die contrahirende Theile sowohl als die Unterhändler streng bestraft werden. In Absicht auf Verwandtschaft verbietet das Gesetz die Ehe zwischen Personen von eben demselben Namen, wären sie auch erst im zwanzigsten Grade verwandt. Dieses Gesetz ist sehr alt, und rührt vom Kayser Fo-hi her. Soll also eine Ehe gültig seyn, so darf keine Blutsfreundschaft in irgend einem Grade und keine Schwägerschaft im Wege stehen.

Eigentlich giebt es bey den Sinesen keinen andern Adel als denjenigen den man durch Industrie oder Reichthum erlangt. Nur daher kömmt es, daß sich Familien vor andern auszeichnen. Ein Mandarine heyrathet in kein geringeres Haus, es wäre denn seine zwote Ehe; bey dieser wird nicht auf Rang gesehn, und dann machen sich die Sinesen kein Bedenken eine Konkubine feyerlich zu heyrathen. Aber nicht diese Ungleichheit des Standes kann eine Ehe null machen: sondern diejenige die eine freye Person von einer Sklavin unterscheidet. Hier sind einige Gesetze über diesen Gegenstand, aus dem oft angeführten Buche.

Wer seinem Sklaven die Tochter eines freyen Mannes zur Frau giebt, wird mit vier und zwanzig Stockschlägen bestraft, und die Ehe ist null. Unterhändler und Hochzeit-Vorsitzer bekommen derer zehn weniger. Heyrathet ein Sklav ein freyes Mädchen, so bekömmt er vier und zwanzig Stockschläge; und sein Herr, wenn er das Mädchen als Sklavin behandelt hat, wird zum Tode verurtheilt. Ein Herr der seinen Sklaven mit einem freyen Mädchen verheyrathet, indem er die Eltern überredet, der angebotene Bräutigam sey sein Sohn oder Verwandter, bekömmt achtzig Stockschläge. Eben so wird der Sklave bestraft, wenn er am Betruge seines Herrn Antheil nimmt. In allen angezeigten Fällen ist die Ehe null, und die Frau tritt in alle ihre Rechte zurück; ihr bleiben auch Arrhen und Geschenke

die sie bekommen. Das Nämliche gilt, wenn Sklavinnen durch List freye Männer heyrathen.

Endlich sagt noch das Gesetz, wer überwiesen wird, daß er eine Weibsperson entführt, und ihr Gewalt angethan habe, soll am Leben gestraft werden. Hat aber die Weibsperson in die Entführung gewilligt, dann werden beyde wieder getrennt, und jedes bekömmt hundert Stockschläge.

In Absicht auf die Mandarine giebt es noch zwey vortrefliche Gesetze. Das erste verbietet ein obrigkeitliches Amt in der Stadt oder Provinz, wo man geboren ist, zu verwalten. Nichts kann von diesem Gesetze dispensiren; und vielleicht giebt es keines das genauer beobachtet wird. Das zweyte untersagt alle Arten von Verheyrathung in den Provinzen, wo jemand ein öffentliches Amt bekleidet.

Wenn ein Justiz : Mandarin (die Kriegs-Mandarine sind diesem Gesetz nicht unterworfen) in seinem Gerichts : Bezirke sich verheyrathet, so verdammt ihn das Gesetz, das niemanden schont, zu achtzig Stockschlägen, und die Ehe ist null. Heyrathet dieser Mandarin die Tochter einer Parthey, derer Rechtshandel er entscheiden soll, so steigt die Strafe. In beyden Fällen werden die Unterhändler eben so bestraft. Die Frau kehrt zu ihren Eltern zurück, und die Hochzeit-Geschenke werden zum Vortheil des Kayfers eingezogen.

Die Sinesen dürfen zu der Zeit, da sie um Vater oder Mutter trauern, nicht heyrathen. Da

bey ihnen nichts so sehr empfiehlt als Liebe für Blutsfreunde, so haben sie die Dauer der Trauerzeit nach den Graden der Verwandtschaft bestimmt, und beobachten sie mit gewissenhafter Genauigkeit.

Fällt eine unvermuthete Trauer ein, so hebt sie alle Verbindungen und Zusagen auf: so daß ein Verlobter das ihm feyerlich versprochene Mädchen nicht heyrathen kann, wenn dessen Vater, Mutter oder sonst ein naher Blutsfreund vor der zur Hochzeit festgesetzten Zeit stirbt. Deswegen geben die Verwandten, sobald der Verstorbene begraben ist, dem Mädchen völlige Freyheit sich mit einem andern zu verheyrathen durch einen schriftlichen Aufsatz der in folgenden Ausdrücken abgefaßt ist.

„Ty, z. E. trauert um ihren Vater, und „kann das Eheversprechen mit Kia nicht erfüllen. „Man giebt ihr deswegen diese Nachricht, damit „sie von ihrer Verbindlichkeit frey werden möge." Die Verwandten des Mädchens empfangen dieses Billet; aber sie halten sich deswegen noch nicht von ihrem Versprechen entbunden. Sie gehen keine andere Verbindung ein, bevor die Trauerzeit verflossen ist. Alsdann schreiben sie dem jungen Menschen wieder und laden ihn ein die vorige zu erneuern. Findet es dieser nicht für gut den Antrag anzunehmen, so bleibt das Mädchen frey, und die Eltern geben sie einem andern. Dieses Gesetz verbindet beyde Geschlechter.

Nicht blos zur Trauerzeit sind die Hochzeiten verboten, sondern auch in dem Fall, wenn Vater oder Mutter oder ein naher Blutsfreund von einem der kontrahirenden Theile in Gefangenschaft sind. Wer sich zur Zeit einer solchen Betrübniß zu verheyrathen wagte, würde eben so gestraft werden wie unnatürliche widerspenstige Kinder. Nimmt er nun eine Konkubine, so fällt die Strafe um zween Grade. Da indessen dieses Gesetz ziemlich hart zu seyn geschienen, so ist es gemäßiget worden, und die Ehe darf vor sich gehen, wenn der Gefangene seine Einwilligung schriftlich giebt. Nun darf in diesem Fall kein Hochzeitschmauß gehalten werden, und keine sonst gewöhnliche Freudensbezeugung ist alsdenn erlaubt.

Sind zwar Familien über eine zu schliessende Eheverbindung durch Vermittelung der Unterhändler einig geworden, und ist der Kontrakt unterschrieben, so beginnen die Cärimonien. Die erste von diesen besteht in der Abrede wegen der Heyrath; die zwote in Erkundigung nach dem Namen, nach Monat und Tag der Geburt des Mädchens; die dritte in Befragung der Wahrsager über die künftige Ehe; die vierte in Ueberreichung seidener Zeuge und anderer Geschenke als Pfänder des Vorhabens die Ehe zu vollziehen; die fünfte in Bestimmung des Hochzeit-Tages; die sechste in Einhohlung der Braut um sie in die Wohnung des Bräutigams einzuführen.

Diese Cärimonien sind jedoch nur in vornehmen Familien üblich; gemeine Leute beobachten sie

nicht. Da sie auch sehr lang sind, werden die fünf ersten unter dem gemeinen Volke gemeinig-lich zusammen verbunden.

Der Anfang wird damit gemacht, daß man dem Oberhaupt der Familie von der in Vorschlag gebrachten Heyrath Nachricht giebt, und die Geschenke für die Eltern der Braut zurecht macht. Ehedem schickte man ihnen eine wilde Ente; gegenwärtig schickt man ihnen Seiden-Zeuge, Kattun, ein Schwein, eine Ziege, Wein, Früchte ꝛc. Nur darf hierinne nicht zu viel gethan werden.

Der Vater des Bräutigams schreibt darauf an den Vater des Mädchens in folgenden Ausdrücken: „Ich habe die Beweise Ihrer Zuneigung mit vieler Ehrerbietung empfangen. Sie „verschmähen nicht einen Mann der an Verdiensten und Vermögen unter Ihnen ist, und ich vernehme mit vieler Erkenntlichkeit, daß Sie die „Vorschläge annehmen, die ich Ihnen durch meinen Unterhändler habe thun lassen, und daß Sie „Ihre Tochter meinem Sohne versprochen haben. „Um die von unsern Vorfahren eingeführten Gebräuche zu beobachten, sende ich Ihnen die gewöhnlichen Geschenke, deren Ueberbringer mit „Ihnen die Heyraths-Bedingungen festsetzen, und „nach dem Namen Ihrer Tochter fragen soll. Ich „bitte ihm zu sagen von welcher Familie und in „welchem Monat, an welchem Tage sie geboren „ist, damit ich das Loos über den glücklichen Erfolg der Ehe befragen könne. Ich schätze Ihre „Freundschaft sehr hoch und bitte um deren Fort-

„setzung." Er setzt seinen Namen und das Datum unten in das Heft: denn die Sinesen schreiben nicht auf einzelne Blätter. Wie die Männer mehr als einen Namen haben, so haben auch die Weibspersonen, außer ihrem Familien-Namen, noch zween; einen den ihnen die Eltern in der zartesten Kindheit geben; den andern den man ihnen beylegt, wenn sie die Kinderjahre zurückgelegt haben; nach diesem letztern nennt man sie bis zur Verheyrathung. Diesen und den Namen der mütterlichen Familie verlangt der Bräutigam zu wissen. Es muß nothwendig scheinen als wäre das Mädchen seinem bestimmten Manne gänzlich unbekannt. Nach allen diesen Formalitäten meldet man, Tags darauf, den Abgeschiedenen die Heyrath die man schließen will. Der Haus-Tempel wird mit möglichster Pracht ausgeschmückt. Männer und Weiber kommen da zusammen, diese zur Rechten, jene zur Linken, welches die Ehrenstelle ist. Nachdem sie sich vorher die Hände gewaschen haben, nehmen sie den Schleyer von den Tafeln, auf welchen die Namen ihrer Vorfahren beydes Geschlechts bis zur vierten Generation geschrieben stehen; denn rufen sie ihre Geister auf. Der Hausvater nimmt Räucherwerk, welches auf einem altarförmigen Tische stehet, und streut es, mit einer Kniebeugung, in einen Topf voll glühender Kohlen. Alsdenn wirft sich die ganze Versammlung zur Erde, die Seelen zu begrüßen, die nach ihrer Meynung die Tafeln umschweben. Hierauf liest der Erste von der Familie eine mit golde-

nen Buchstaben geschriebene Rede, wodurch er diese Seelen von der abgeredeten Heyrath unterrichtet. „Im Jahr ꝛc. des Kayfers ꝛc. im Mo„nat ꝛc. Yung, z. E. euer Enkel, um Euch seine „Liebe und Ehrfurcht zu zeigen, thut Euch kund, „daß sein Sohn, Lin. z. E. der noch keine Frau und „das Alter eine zu nehmen erreicht hat, mit sei„nen Eltern über seine künftige Verbindung mit „der Tochter Tai-knuns berathschlagt. Wir be„dauern daß Ihr nicht bey uns seyd, und bringen „Euch diesen Wein und diese Wohlgerüche dar, „auf daß Ihr wisset was in Eurer Familie ge„schieht." Wenn der Erste vom Hause diese Rede abgelesen hat, verbrennt er sie, und die Versammlung nimmt Abschied von den Geistern der Vorfahren, indem sie den Schleyer wieder über die Tafeln deckt.

An eben dem Tage schickt die Familie einen Abgeordneten an den Vater des Bräutigams mit den schon erwähnten Geschenken. Dieser Abgeordnete, vom Unterhändler und von Bedienten begleitet, wird in der Hausthüre des Bräutigams mit allen Formalitäten empfangen, die bey den feyerlichsten Besuchen beobachtet werden. Der Vater des Bräutigams nimmt ihm Geschenke und Brief aus den Händen, bittet ihn auf Antwort einige Minuten zu warten, und trägt sogleich den Brief in seinen Haus-Tempel, wo seine Familie schon versammlet ist. Hier macht er eben die Cärimonien die im Tempel der andern Familie vorgenommen worden. Ist das Ueberbrachte von

Werth, so macht er Entschuldigungen gegen den Abgeordneten, und dieser antwortet darauf im gewöhnlichen Styl: denn bey diesen Gelegenheiten ist die Anzahl der Worte und Reverenzen festgesetzt. Hierauf giebt er ihm einige mit Fleisch und Obst angefüllte Körbe für die Familie seines Schwiegersohns, und dann gehen sie mit den gewöhnlichen Komplimenten auseinander. Die Antwort lautet so: „Tai-knun, z. E. an Lin. Ich „habe die Beweise von Gewogenheit die Sie mir „geben, mit Ehrerbietung empfangen. Daß Sie „meine Tochter für ihren Sohn zu wählen würdi„gen, giebt mir zu erkennen, daß Sie meine arme „geringe Familie höher schätzen als sie verdient. „Meine Tochter ist noch roh und ungebildet, und „ich habe nicht Talent genug gehabt sie gut zu er„ziehen. Indessen mache ich mir eine Ehre dar„aus Ihnen hierinne zu gehorchen. Sie werden „den Namen meiner Tochter und ihrer Mutter, „so wie ihren Geburts-Tag in einem besondern „Hefte finden. Ich danke Ihnen für die Freund„schaft die Sie mir bezeigen, und bitte sich meiner „stets zu erinnern."

Der Vater des Bräutigams empfängt den Abgeschickten und die Antwort mit eben den Formalitäten. Diese erste Cärimonie ist ein wechselseitiges Versprechen. Von der Zeit an werden der Braut ihre Haare um den Hals gebunden, und sie trägt ein Halsband zum Zeichen des Verlustes ihrer Freyheit.

An dem festgesetzten Tage schickt die Familie des Bräutigams den Eltern der Braut Seiden-Zeuche und andere Geschenke, um sie zur Beschleunigung der Hochzeit zu bewegen. Die Anzahl der ersten ist bestimmt; man kann nicht über zehn, und nicht unter zwey schicken. Sie sind von verschiedenen Farben; aber man nimmt sich in Acht kein weiß darunter zu mischen, weil dieses die Trauer-Farbe ist. Man verbindet damit ein Geschenk von Nadeln, Armbändern und goldenen oder silbernen Griffeln. An eben dem Tage machen die Eltern des Bräutigams schriftlich bekannt, daß sie das Loos zu Rath gezogen und eine günstige Vorbedeutung erhalten haben: zugleich bestimmen sie den Hochzeit-Tag. Sie wählen diesen nach einem Kalender der die glücklichen oder unglücklichen Tage anzeigt. Hierauf schreiben sie wieder an den Vater der Braut in folgenden Ausdrücken: „Ich habe Ihren Entschluß in Betreff „der Heyrath Ihrer Tochter mit meinem Sohne „mit vieler Ehrerbietung vernommen. Ich habe „das Loos um Rath gefragt und eine Vorbedeu„tung erhalten die einen glücklichen Erfolg dieser „Verbindung verspricht. Gegenwärtig sende ich „Ihnen durch einen vertrauten Mann die gewöhn„lichen Geschenke zur Versicherung, daß ich diese „Heyrath ehestens vollzogen zu sehen wünsche. „Ich habe einen glücklichen Tag zur Vollziehung „derselben gewählt. Ich erwarte ihre Befehle ꝛc.“ (Vor Absendung dieses Briefs trägt man ihn in den Haus-Tempel, wo der Erste der Familie die

Geister der Vorfahren so anredet: „Ly-U, z. E., „Euer Enkel und Tong's Sohn, der mit Ta-Kia, „der Tochter Liu-Pan's ein Eheversprechen ge„schlossen, thut Euch kund, daß er das Loos um „Rath gefragt ꝛc. Deshalb zeigt er Euch die ihr „bestimmten Geschenke und läßt Euch wissen, daß „der und der Tag zur Hochzeit-Feyer bestimmt „ist.") Der Abgeschickte geht, in Begleitung des Unterhändlers und der Bedienten, welche diese zweyten Geschenke tragen, nach dem Hause des Bräutigams, wo eben die Cärimonien wie bey dem ersten Besuche beobachtet werden. Der Erste der Familie trägt auch den Brief und die Geschenke in den Haus-Tempel u. s. w.

Der Abgeschickte kömmt mit folgender Antwort zurück: „Ich habe Ihren letzten Entschluß „vernommen. Sie wollen daß die Hochzeit vor „sich gehen soll, ich bedaure nur, daß meine Toch„ter so wenig Verdienste und nicht ganz die Erzie„hung hat die sie haben konnte. Ich fürchte sie „werde zu gar nichts taugen. Indessen da die „Vorbedeutung günstig ist, wage ichs nicht Ihnen „ungehorsam zu seyn. Ich nehme Ihr Geschenk „an. Ich grüße Sie und lasse mir den zur Hoch„zeit bestimmten Tag gefallen. Ich werde dafür „sorgen, daß alles Nöthige dazu in Bereitschaft „seyn möge."

Diese Antwort bringt der Abgeordnete den Eltern des Bräutigams: und denn folgen wieder eben dieselben Cärimonien gegen ihn sowohl als im Haus-Tempel.

So langweilig diese Cärimonien sind, so sind sie doch nichts gegen diejenigen die noch nachkommen. Drey ganze Nächte vor dem zur Hochzeit bestimmten Tage wird das ganze Innere der Wohnung der Braut erleuchtet, wiewohl wenige zum Merkmahl der Fröhlichkeit als zum Zeichen der Betrübniß, als wollte man dadurch anzeigen, daß die Eltern zu der Zeit, da sie ihre Tochter bald verlieren werden, nicht schlafen dürfen. Im Hause des Bräutigams enthält man sich aller Art von Musik, und Traurigkeit herrscht dort anstatt der Freude.

Man behauptet, die Verheyrathung des Sohns sey gleichsam ein Bild von dem Tode des Vaters, weil ihm der Sohn gewissermaßen zu folgen scheint. Seine Freunde wünschen ihm kein Glück; und schickt ihm jemand bey dieser Gelegenheit ein Geschenk, so schreibt er dabey, es sey zur Bewirthung des neuen Gastes den er in sein Haus habe kommen lassen; von Frau und Heyrath wird nichts erwähnt.

An Hochzeit-Tage kleidet sich der Bräutigam so prächtig als möglich; und, indessen seine Verwandten im Haus-Tempel zusammen kommen, knie't er vor dessen Stufen nieder, wirft sich mit dem Gesicht zur Erde, und steht nicht eher als nach Vollendung des Opfers wieder auf.

Nach dieser Cärimonie werden zween Tische hingestellt, einer gegen Morgen für den Vater der Braut, der andere gegen Abend für den Bräutigam.

tigam. Der Cärimonien = Meister, gemeiniglich einer von den Verwandten, ladet den Vater ein seinen Platz einzunehmen, und sobald sich dieser ‚esetzt hat, nähert sich der Bräutigam dem für ihn bestimmten Stuhle. Alsdenn präsentirt ihm der Cärimonien = Meister einen Becher mit Wein gefüllt; der Bräutigam nimmt ihn knieend an, gießt davon ein wenig auf die Erde, macht vor dem Trinken vier Kniebeugungen gegen seinen Vater, geht näher an dessen Tisch, und hört seinen Befehl knieend an: „Geh, mein Sohn, sagt der „Vater, hohle deine Braut; bring in dieses Haus „eine treue Gefährtin, die mit dir die Sorge für „den Haushalt theilen könne. Betragt euch in „allen Stücken klug und weise."

Der Sohn wirft sich vor dem Vater viermal auf die Erde, und antwortet, er wolle gehorchen. Gleich darauf geht er fort, und setzt sich in eine Sänfte, die schon vor der Hausthüre steht. Bedienten gehen mit Laternen vor ihm her, ein Gebrauch den man beybehalten hat, weil vormals alle Hochzeiten bey Nacht geschahn. Wenn er vor das Haus seiner Braut kömmt, bleibt er vor der Thüre des zweyten Hofs, und wartet bis sein Schwiegervater kömmt und ihn hineinführt.

Im Hause der Braut werden nun ohngefähr die nämlichen Formalitäten wie vorher beobachtet. Vater und Mutter sitzen, jener im östlichen, diese im westlichen Theile des Hofs, vom inneren bedeckten Gange, und die Verwandten im Kreise

um sie her. Die Braut, von der Mutter selbst mit den schönsten Kleidern geschmückt, steht auf den Stufen des bedeckten Ganges, an ihrer Seite ihre Amme, die jetzt gleichsam Brautführerin ist, und noch eine Frau, welche die Stelle einer Cärimonien-Meisterin versieht. Sie nähert sich darauf ihren Eltern, und grüßt beyde viermal. Eben so grüßt sie auch ihre Verwandten, und nimmt Abschied von ihnen. Alsdenn reicht ihr die Cärimonien-Meisterin einen Becher mit Wein, den sie knieend annimmt: sie macht damit die gewöhnliche Libation und trinkt den übrigen Wein. Hierauf knie't sie vor dem Tische ihres Vaters nieder, der sie ermahnt sich vernünftig aufzuführen und ihren Schwieger-Eltern pünktlich zu gehorchen. Nach dieser Ermahnung führt sie die Brautführerin aus dem Hofe hinaus, und die Mutter setzt ihr einen Blumenkranz auf, von dem ein großer Schleyer, der das ganze Gesicht bedeckt, herabhängt. „Muth gefaßt! sagt sie zu ihr; folge nur „immer dem Willen deines Mannes, halte genau „alle Gebräuche, welche die Weiber im Innern „ihres Hauses beobachten müssen ꝛc." Die Konkubinen ihres Vaters, die Weiber ihrer Brüder, ihrer Oheime, ihre Schwestern begleiten sie bis an die Thüre des ersten Hofs, indem sie ihr empfehlen, den empfangenen guten Rath nicht zu vergessen.

Immer ist es die rechtmäßige Frau ihres Vaters, die bey diesen Cärimonien die Rolle der Mutter spielt. Ihre natürliche Mutter ist dabey

nichts mehr als Cärimonien-Meisterin, oder höchstens Brautführerin.

Indessen geht der Vater der Braut dem Bräutigam entgegen, nach dem gewöhnlichen Gebrauch, nur mit dem Unterschied, daß dieser jenem die Hand läßt. Wennn sie in die Mitte des zweyten Hofs gekommen sind, kniet der neue Ehemann nieder und reicht dem Schwieger-Vater eine wilde Ente hin, und die Bedienten des Letztern bringen sie der Neuvermählten als ein Pfand seiner Zuneigung. Endlich begegnen sich die neuen Ehegatten zum erstenmal; sie grüßen sich, und beten knieend Himmel, Erde und die in beyden herrschenden Geister an. Die Brautführerin führt alsdenn die Braut zu dem für sie bereiteten Palankin, der mit rosenfarbenen Zeuche überzogen ist. Ihr Mann giebt ihr die Hand und setzt sich auf einen andern Palankin, oder reitet. Um ihn her geht eine Menge von Bedienten, die außer den erwähnten Laternen, allen möglichen Hausrath, Betten, Tische und dergl. tragen.

Ist der neue Ehemann vor seiner Hausthüre, so steigt er vom Pferde oder vom Tragsessel, und ladet seine Frau in sein Haus ein. Er geht voraus, in den innern Hof, wo das Hochzeitmahl zubereitet ist. Jetzt hebt die Frau ihren Schleyer auf und grüßt ihren Mann; er grüßt sie wieder; worauf sie beyde sich die Hände waschen, er am nördlichen, sie am südlichen Ende des Ganges. Ehe sie sich zu Tische setzen, macht sie vor ihm vier Kniebeugungen, die er mit zwo dergleichen erwie-

dert. Alsdenn setzen sie sich beyde allein zu Tische: aber ehe sie essen und trinken, gießen sie erst ein wenig Wein aus, und setzen ein wenig Fleisch für die Geister auf Seite: ein Gebrauch, der überhaupt bey allen feyerlichen Mahlzeiten üblich ist.

Nachdem sie unter tiefem Stillschweigen ein wenig gegessen haben, steht der Ehemann auf, ladet seine Frau zum Trinken ein, und setzt sich gleich wieder. Sie thut darauf eben dasselbe gegen ihn: und zu gleicher Zeit werden zwo Schalen mit Wein gebracht. Sie trinken einen Theil davon; was übrig bleibt, gießen sie in eine Schale zusammen und trinken es hernach zu gleichen Theilen aus.

Unterdessen giebt der Vater des neuen Ehemannes seinen Verwandten in einem benachbarten Zimmer ein großes Mahl; das Nämliche thut die Mutter der Braut zu gleicher Zeit mit ihren Verwandtinnen und den Weibern der Freunde ihres Mannes, so daß der Tag unter Schmausen hingeht. Am Morgen darauf geht die junge Frau in ihren Hochzeitkleidern, in Begleitung ihres Mannes und der Brautführerin die zwey Stücke Seidenzeug trägt, in den zweyten Hof des Hauses, wo Schwieger-Vater und Schwieger-Mutter, jedes an einem besondern Tische sitzend, ihren Besuch erwarten. Die beyden Ehegatten grüßen sie mit vier Kniebeugungen, worauf der Mann in ein Nebenzimmer abgeht. Die Frau aber legt die Stücke Seidenzeuch auf den Tisch mit einer

tiefen Verbeugung, und bittet ihre Schwieger-Eltern ihr Geschenk anzunehmen: alsdenn setzt sie sich zu ihrer Schwieger-Mutter an den Tisch, auf dem jedoch keine Speise steht; es ist blos eine Cärimonie.

Nach diesen Besuch geht die neue Ehefrau zu den Verwandten ihres Mannes, vor denen sie auch vier Kniebeugungen macht; aber einen Besuch bey denselben legt sie erst alsdenn ab, wenn sie in den Tempel der Vorfahren eingeführt worden ist, welches auf folgende Art geschieht.

Man bringt zuerst ein Opfer um die Vorfahren von dem Besuche zu unterrichten, den ihnen die Neuvermählte machen will. In der Zwischenzeit liegen die beyden Eheleute auf den Stufen des Tempels am Boden und stehen nicht eher auf als bis der Schleyer über die Tafeln, auf welchen die Namen der Vorfahren stehen, gezogen ist. Wenn dieses geschehen, führt man beyde in den Tempel hinein, wo sie nach verschiedenen Kniebeugungen, ganz leise Gebete an die Geister sprechen, damit sie ihnen hold werden mögen. Diese Cärimonie ist gleichsam die Vollendung, das Siegel der Vollkommenheit der vorhergehenden.

So werden die sinesischen Ehen geschlossen. Leute von Mittelstand binden sich nicht an alle diese Formalitäten; aber einen Theil derselben beobachten sie doch, vornämlich solche die wesentlich sind.

10.

Ueber das sinesische Porcellan. Ein Schreiben des Pater Entrecolles.

Der Aufenthalt, den ich zuweilen meiner geistlichen Geschäfte halber zu Kim-te-tschim, nehmen muß, hat mir Gelegenheit verschaft, mich in der Art und Weise der Verfertigung jenes so schätzbaren Porcellans, das in alle Theile der Welt verfahren wird, zu unterrichten. Ungeachtet meine Wißbegierde mich noch nie auf eine ähnliche Untersuchung geführt hat, so glaube ich doch, daß eine etwas in die Umstände hineingehende Beschreibung alles dessen, was diese Sorten von Waaren betrift, in Europa von einigem Nutzen seyn werde.

Neben dem, was ich selbst gesehen, habe ich viele besondere Umstände von Christen gelernt, worunter viele sind, die in Porcellan arbeiten, und andere, die einen großen Handel damit treiben. Ich habe mich auch durch Lesung sinesischer Bücher, die von dieser Materie handeln der Wahrheit der Antworten, die sie mir auf meine Fragen ertheilten, versichert; und auf diese Weise glaube ich von allen Theilen dieser schönen Kunst eine ganz genaue Kenntniß erlangt zu haben, um davon mit einiger Zuversicht reden zu können.

Von diesen Büchern habe ich die Geschichte oder die Annalen von Feu-leam in Händen, und habe mit Aufmerksamkeit in dem vierten Theile

derselben den Artikel, der vom Porcellan handelt, gelesen. Kim=te=schim, welches von Feu=leam abhängt, liegt nur eine gute Lieue davon; und Feu=leam ist eine Stadt, die von Jao=tscheu abhängig ist. In Sina ist der Gebrauch, daß jede Stadt die Geschichte ihres Distrikts drucken läßt. Diese Geschichte enthält die Lage, den Umfang, die Grenzen und natürliche Beschaffenheiten des Landes, nebst den merkwürdigsten Oertern, Sitten der Einwohner, den Personen, die sich daselbst im Kriege oder durch Wissenschaften hervorgethan haben, oder solcher, die einer ungemeinen Rechtschaffenheit beflissen gewesen. Sogar Frauenzimmer nehmen darin eine Stelle ein, z. B. solche, die aus Ergebenheit für ihre verstorbenen Männer, im Witwenstande geblieben sind. Oft erkauft man sich die Ehre, in diesen Annalen angeführt zu werden. Um dieser Ursach willen durchsieht der Mandarin, mit denen, die er dabey zu Rath zieht, diese Annalen alle vierzig Jahre, und sondert davon ab und setzt hinzu, so wie es ihm gut dünkt.

In dieser Geschichte erzählt man auch die außerordentlichen Begebenheiten, Wunderwerke die sich zutragen, Ungeheuer und Misgeburten, die zu gewissen Zeiten geboren werden: so etwas geschah, zum Beyspiel, erst vor zwey Jahren zu Fu=tscheu, wo eine Frau eine Schlange gebahr, die sie säugte; etwas ähnliches sieht man auch zu Kim=te=schim, wo eine Sau einen kleinen mit einem wohlgestaltetem Rüssel versehenen Elephan=

ten warf, ob es gleich keine Elephanten in dem Lande gibt. Diese Dinge werden wahrscheinlich in den Annalen dieser zwey Städte erzählt werden. Vielleicht setzt man auch in die Annalen von Feu-leam, daß eine unserer Christinnen im sechzehnten Monate ihrer Schwangerschaft mit einem Sohne nieder gekommen sey.

Insonderheit zeichnet man in diesen Geschichten die Kaufmannsgüter und andere Waaren auf, die aus dem Lande gehen, oder darin abgesetzt werden. Wenn Sina überhaupt, oder die Stadt Feu-leam insbesondere, nicht so viel und mancherley Revolutionen erlitten hätte, so würde ich ohne Zweifel in ihrer Geschichte etwas vom Ursprunge des Porcellans gefunden haben; obgleich, um die Wahrheit zu sagen, die Sineser diese Sammlungen nur für sich und nicht für die Europäer machen, und sich eben nicht viel um diese Arten von Kenntnissen bekümmern.

Die Annalen von Feu-leam melden, daß seit dem zweyten Jahre der Regierung des Kayfers Tang-u-te, aus der Dynastie der Tang, das ist, nach unserer Zeitrechnung, seit dem Jahre 442 nach Christi Geburt, die Porcellanarbeiter den Kaisern dergleichen immer geliefert, und daß ein oder zwey vom Hofe abgeordnete Mandarins bey dieser Arbeit das Directorium geführt hätten; hierauf wird ziemlich weitläuftig die Menge und Manchfaltigkeit der Wohnungen beschrieben, die für die Künstler, welche das kayserliche Porcellan gearbeitet hätten, in jenen alten Zeiten bestimmt

gewesen waren. Und das ist alles, was ich vom Alterthum und Ursprunge des Porcellans gefunden habe. Unterdessen ist es wahrscheinlich, daß vor dem Jahre 442 das Porcellan schon im Gebrauch war, und daß es nach und nach zu einem solchem Grade von Vollkommenheit gediehen, der fähig war, die reichsten Europäer zu bestimmen, sich dessen zu bedienen. Es wird nicht gesagt, weder wer der Erfinder davon sey, noch welchem Versuch oder Zufall man diese Erfindung zu verdanken habe. Vor Alters, sagen die Annalen, war das Porcellan von einer ausgesuchten Weiße und hatte keine Flecken; die Sachen die man davon machte und in andere Reiche versandte, wurden daselbst nicht anders als die kostbaren Galanteriewaaren von Jao-tscheu genannt. Weiter unten wird hinzugesetzt: das schöne Porcellan, welches von einer lebhaften und glänzenden Weiße und einem schönen Himmelblau ist, kömmt alles von Kim-te-schim. Es wird auch an andern Orten verfertiget, ist aber sowohl in Ansehung der Farbe als der Feinheit von jenem sehr verschieden.

Die Töpferwaaren ausgenommen, die man allenthalben in Sina verfertiget, denen man aber nie den Namen des Porcellans beylegt, giebt es würklich einige Provinzen, als Fu-Kien und Canton, wo in Porcellan gearbeitet wird; die Fremden können sich aber darin nicht irren; denn das von Fu-Kien hat eine schneeweiße Farbe, ohne Glanz und ist mit keinen Farben vermischt.

Künstler von Kim=te=schim brachten vor Zeiten alle ihre Materialien dahin, in Hofnung daselbst einen ansehnlichen Gewinst zu machen, wegen des großen Handels der Europäer zu Emuy; das Unternehmen blieb aber fruchtlos, sie konnten niemals ihre Absicht erreichen. Der regierende Kayser, der alles wissen will, ließ Porcelanarbeiter und alles was zu dieser Arbeit gehört, nach Peking kommen, sie versäumten nichts, damit das Werk unter seinen Augen gelingen möchte; inzwischen versichert man doch, daß ihre Bemühungen fehl geschlagen wären. Es kann seyn, daß eigennützige oder politische Absichten mit Ursachen von dem schlechten Fortgang gewesen sind; dem sey aber wie ihm wolle, so ist doch Kim=te=schim der einzige Ort, der die Ehre hat, alle Theile der Welt mit Porcellan zu versehen. Sogar die Japoneser reisen nach Sina, um es daselbst zu kaufen.

Dem zu Folge kann ich mich nicht entbrechen, Ihnen, ehrwürdiger Pater, hier eine Beschreibung von Kim=te=tschim zu machen. Um den Namen einer Stadt zu verdienen, und mit den größten und volkreichsten Städten in Sina verglichen zu werden, fehlt diesem Orte weiter nichts als eine Mauer. Diese Oerter, welche tschim genannt werden, und deren es sehr wenige giebt, wo aber eine große Anfuhrt ist und großer Handel getrieben wird, sind gewöhnlich mit keiner Mauer umgeben, vermuthlich um sie nach Gefallen erweitern und vergrößern zu kön=

nen, vielleicht auch, weil es so weit bequemer und leichter ist, die Kaufmannsgüter ein und auszuladen.

Man rechnet zu Kim-te-tschim 18000 Familien. Es giebt daselbst Großhändler, deren Häußer einen ungeheuern Raum einnehmen, und eine erstaunliche Menge Arbeiter enthalten, man sagt auch durchgängig, daß daselbst über eine Million Einwohner wären, und daß täglich über 10000 Lasten Reiß und über tausend Schweine verzehrt würden. Uebrigens ist Kim-te tschim eine große Lieue lang und liegt am Ufer eines schönen Flusses. Daß man sich ja unter diesem Orte keinen unförmlichen Klumpen von Häusern vorstellt; die Gassen sind vielmehr nach der Schnur gezogen, sie trennen und durchschneiden sich nach gewissen Weiten; Grund und Boden ist ganz besetzt; die Häuser stehen dicht neben einander und die Gassen laufen gerade. Wenn man hindurch geht, glaubt man mitten auf einem Markt zu seyn: von allen Seiten hört man das Geschrey der Lastträger, die sich Platz zu machen suchen. Man sieht hier auch eine große Anzahl von Götzentempeln, die mit sehr viel Kosten sind erbauet worden. Ein reicher Kaufmann, der seines Handels wegen große Meere durchschifft hatte, glaubte durch den Schutz der Königin des Himmels einem Schiffbruch entgangen zu seyn, indem sie, wie er wähnte, ihm, als der Sturm am stärksten wüthete, erschienen wäre. Zu Erfüllung seines damals gethanen Gelübdes,

wendete er sein ganzes Vermögen darauf, ihr einen Pallast zu erbauen, der an Pracht alle andern Tempel übertrift. Dieser neue Tempel ist durch Piaster, die dieser Kaufmann in Indien zusammen gebracht hatte, erbauet worden; denn diese europäische Münze ist hier sehr bekannt, und um sie im Handel zu gebrauchen, braucht man sie nicht erst, wie man an andern Orten zu thun pflegt, um zu prägen.

Zu Kim=te=tschim ist der Aufwand weit beträchtlicher als zu Jao=tscheu, weil man alles, was dort verzehrt wird sogar das zur Feurung nöthige Holz, von andern Orten hinschaffen muß. Aber ungeachtet der Theurung der Lebensmittel ist Kim=te=tschim dennoch der Zufluchtsort sehr vieler armer Familien, die in den umliegenden Städten keinen Unterhalt finden können. Hier aber findet man Mittel und Wege, junge Leute und die schwächlichsten Personen unter zu bringen. Sogar Blinde und Krüppel können sich hier durch Farbenreiben ihren Unterhalt erwerben. Vor Alters, sagt die Geschichte von Feu=leam, zählte man zu Kim=te=tschim nicht mehr als 300 Porcellanöfen; gegenwärtig sind ihrer wohl 3000 daselbst vorhanden. Es ist nicht zu verwundern, daß hier so oft Feuersbrünste entstehen, da der Genius des Feuers so viel Tempel hat. Der jetzige Mandarin hat einen erbauet, den er ihm geweihet hat, und es geschah aus Achtung gegen mich, daß er die Christen von gewissen Frohndiensten dabey frey ließ, wozu das gemeine Volk bey

Errichtung dieser Art Gebäude angehalten wird. Der Dienst und die Verehrungen, die man diesem Genius erzeigt, machen diese Entzündungen nicht seltner: noch vor kurzer Zeit sind hier achthundert Häuser abgebrannt. Nach der Menge von Zimmerleuten und Maurern, die in diesem Quartiere gearbeitet haben, zu urtheilen, musten sie sehr bald wieder erbauet worden seyn. Der Nutzen, den man aus der Vermiethung der Waarenläden zieht, macht dieses Volk außerordentlich thätig, diese Art von Verlust bald wieder zu ersetzen.

Kim-te-tschim liegt auf einer mit hohen Bergen umgebenen Ebne. Der gegen Osten liegende Berg, an welchen sich die Stadt anlehnt, bildet auswärts eine Art Halbcirkel. Auf den zur Seite liegenden Bergen entspringen zwey Flüsse, die sich mit einander vereinigen. Der eine ist klein, aber der andere sehr groß und macht einen schönen Hafen von beynahe einer Lieue, in einem ungeheuern Baßin, wo er viel von seinem schnellen Lauf verliert. In diesem großen Raume sieht man oft zwey bis drey Reihen von Barken, die am Hintertheil neben einander liegen. Diese Scene zeigt sich unserm Gesicht, wenn man durch einen der Eingänge in den Hafen fährt. Wirbel von Flammen und Rauch, die sich an verschiedenen Orten erheben, geben sogleich den Umfang, sammt Länge und Breite von Kim-te-tschim zu erkennen. Beym Eintritt der Dunkelheit glaubt man eine ungeheure Stadt ganz

in Feuer oder einen großen Ofen mit vielen Oeffnungen, zu sehen. Vielleicht bildet dieser Umkreiß von Bergen eine den Porcellanarbeiten angemessene Lage.

Man wird sich wundern, daß ein so bevölkerter Ort, wo sich so viele Reichthümer befinden, wo eine so unendliche Menge von Barken täglich ankommen, und der nicht mit Mauern umgeben ist, gleichwohl nur von einem einzigen Mandarin regiert werde, ohne daß nur die mindeste Unordnung dabey vorfiele. Würklich liegt Kim-tschim nur eine Lieue von Feu-leam und achtzehn Lieues von Jao-tscheu; aber man muß doch gestehen, daß die Polizey daselbst vortreflich ist. Jede Gasse hat einen von dem Mandarin gesetzten Befehlshaber oder Aufseher, und wenn sie ein wenig lang ist, auch mehrere. Jeder Befehlshaber hat zehn Subalternen, deren jeder für zehn Häuser stehen muß. Sie müssen über gute Ordnung wachen, auf den ersten Lerm und Auflauf herbeyeilen, ihn stillen, und dem Mandarin davon bey Strafe der Bastonnade, womit man hier sehr freygebig ist, Nachricht ertheilen. Oefters ist sogar der Befehlshaber des Quartiers, wenn er von einer entstandenen Unruhe Bericht erstatten will, übel daran, und er mag noch so sehr versichern, daß er alles mögliche gethan habe um sie zu stillen, so ist man doch immer geneigt zu glauben, daß die Unruhe von einem Fehler auf seiner Seite herrühre, und er entgeht der Strafe nur mit Mühe und Noth. Jede Gasse hat ihre

Thore, die bey Nacht geschlossen sind. Ein Mann aus dem Quartiere hat vor jedem dieser Thore die Wache, und er würde das Thor, ohne gewisse Signale zu erhalten, gewiß nicht aufmachen. Ueberdies thut der Mandarin des Orts öfters Ronden, und von Zeit zu Zeit verrichten sie auch die Mandarinen von Feu-leam. Noch mehr; es ist den Fremden nicht wohl erlaubt, zu Kimte-tschim zu übernachten: sie müssen die Nacht entweder in ihren Barken bleiben, oder bey Personen von ihrer Bekanntschaft, die für ihr Betragen bürgen müssen, logiren. Diese Polizeyanstalt erhält gute Ordnung und gewähret in einem Orte, dessen Reichthümer die Habsucht einer Menge von Räubern reitzen würden, vollkommne Sicherheit.

Nach dieser kurzen Beschreibung der Lage und des gegenwärtigen Zustandes von Kim-tetschim, wollen wir auf das Porcellan kommen, das seinen ganzen Reichthum ausmacht. Was ich Ihnen hierüber zu sagen habe, betrift seine Zusammensetzung und die dazu erforderlichen Vorrichtungen; die verschiedenen Arten von Porcelan, und die Art und Weise ihm die Bildung zu geben; das Oel oder Firniß von welchem es seinen Glanz erhält und die Eigenschaften desselben; die Farben, die ihm die Zierde geben, und die Kunst sie aufzutragen; das Brennen und was man für Mittel anwendet um ihm den gehörigen Grad von Hitze zu geben. Endlich will ich mit einigen Betrachtungen über das alte und neue

Porcellan, und über gewisse Dinge, die den Sinesern die Verfertigung solcher Waaren, wovon man ihnen die Zeichnungen oder Modells geschickt hat, oder noch schicken möchte, unausführbar machen, beschließen. Diese Waaren, deren Verfertigung in Sina unmöglich ist, würden vielleicht in Europa leichter verfertiget werden können, wenn man daselbst die nemlichen Materialien dazu hätte.

Ehe ich anfange, wird es vielleicht nicht unschicklich seyn, denen, die etwa glauben mögen, das Wort Porcellan sey ein sinesisches Wort, diesen Irthum zu benehmen. Würklich giebt es Wörter, wiewohl in geringer Anzahl, die zugleich französisch und sinesisch sind. Was wir z. B. Thee nennen, führt in der Provinz Fo-Kien denselben Namen, ob es gleich in der Sprache der Mandarinen Tscha genennet wird. Papa und Mama sind ebenfalls Wörter, die in gewissen Provinzen von Sina, und insonderheit zu Kim-te-tschim, die Kinder aussprechen, um dadurch Vater, Mutter und Grosmutter anzudeuten. Aber das Wort Porcellan ist so wenig ein sinesisches Wort, als eine von den Sylben, woraus es zusammen gesetzt ist, von Sinesern ausgesprochen oder geschrieben wird und werden kann, da sich dergleichen Töne gar nicht in ihrer Sprache befinden. Es scheinet, daß man diese Benennung aus dem Portugisischen genommen habe, obgleich bey diesen Porcellana eigentlich nur eine Tasse oder eine Schale bedeutet und loça der Name ist, den man gemeiniglich

den

den Sachen giebt, die wir Porcellan nennen. Der Redegebrauch regiert die Sprachen, jeder Nation kömmt es zu, uns die Idee kennen zu lehren, die sie mit ihren Worten verbindet. In Sina wird das Porcellan gemeiniglich Tseki genannt.

Die Materie des Porcellans wird aus zwey Arten von Erde zusammen gesetzt; die eine heißt Pe-tun-tse, und die andere Kao-lin. Diese ist mit kleinen Theilchen durchsäet, die einigen Glanz haben. Jene ist ganz einfach weiß und sehr fein, wenn man sie anfühlet. Wenn eine große Anzahl großer Barken auf dem Flusse von Jao-tscheu nach Kim-te-tschim herauffährt, um sich mit Porcellan zu befrachten, kommen daselbst zu gleicher Zeit fast eben so viel kleiner Barken von Ki-muen an, die mit Pe-tun-tse und Kao-lin, in Form der Backsteine, beladen sind; denn Kim-te-tschim selbst bringt keine zum Porcellan erforderlichen Materialien hervor. Die Pe-tun-tse, deren Korn so fein ist, sind nichts anders als Quaderstücke von Felsen, die man aus den Steinbrüchen zu Tage bringet, und denen man diese Form giebt. Nicht jeder Stein ist hierzu tauglich; wäre dieses, so brauchte man, ihn nicht auf 20 bis 30 Lieues weit in der benachbarten Provinz aufzusuchen. Der gute Stein, sagen die Sineser, muß ein wenig ins Grünliche fallen.

Die erste Zubereitung ist folgende. Man bedienet sich einer eisernen Keule, um diese Quadersteine zu zerschlagen, worauf man die zerschlagenen Stücke in Mörser bringt, und mittelst gewisser Stampfer, die steinerne mit Eisen beschlagene Köpfe haben, zu feinen Staub zermalmt. Diese Stampfer werden, entweder durch Menschenhände, oder mittelst des Wassers, auf eben die Art, wie die Stampfer in den Papiermühlen, beständig in Bewegung gesetzt. Man nimmt sodann diesen Staub, thut ihn in ein großes mit Wasser gefülltes Gefäß und rührt ihn mit einer eisernen Schaufel um. Wenn man ihn einige Augenblicke hat ruhen und zu Boden fallen lassen, schwimmt eine Art von dicken Rahm vier bis fünf Finger hoch, auf der Oberfläche. Diesen schöpft man ab, und bringt ihn in ein anderes mit Wasser gefülltes Gefäß. Das Wasser des ersten Gefäßes rührt man mehrmal um, und schöpft jedesmal den Schaum, der sich oben gesetzt hat, ab, so lange bis nichts weiter als die grobe Erde, die alsbald durch ihre Schwere wieder zu Boden sinkt, übrig ist; diese nimmt man sodann heraus und stampft sie von neuem.

Was das andere Gefäß betrift, in welches man das gethan hat, was man von dem erstern abschöpfte, so wartet man, bis sich auf dem Boden eine Art von Teig gesetzt hat. Wenn das Wasser oben her sehr hell geworden ist, so gießt man es ganz allmählich ab, um den Bodensatz nicht aufzurühren, und thut sodann diesen Teig in große

Formen, die dazu gemacht sind ihn abzutrocknen. Bevor er ganz hart wird, theilt man ihn in kleine Viertel, die hundertweise verkauft werden. Diese Form und seine Farbe hat ihm den Namen Petun-tse gegeben.

Die Formen, worein dieser Teig gethan wird, sind eine Art von großen und breiten Kasten. Der Boden ist ganz mit Ziegeln, nach ihrer Höhe, belegt, so daß die Oberfläche ganz eben ist. Ueber diese Unterlage von Backsteinen, breitet man ein starkes leinenes Tuch aus, das den Raum des ganzen Kastens einnimmt; auf dieses Tuch schüttet man die Materie aus und bedeckt sie kurz darauf mit einem andern leinenen Tuche, auf welches man hernach eine Lage von Backsteinen bringt, die eine neben der andern auf der breiten Seite liegen. Alles dieses dienet dazu das Wasser geschwinder auszudrücken, ohne daß das geringste von der Porcellanmaterie verlohren geht, welche, indem sie härter wird, die Figur der Backsteine leicht annimmt. Dieser Arbeit würde man nichts hinzuzusetzen brauchen, wenn die Sineser nicht gewohnt wären ihre Waaren zu verfälschen. Allein Leute, welche kleine Teigkügelchen in Pfefferstaub herumrollen, um sie damit zu überziehen und diese Kügelchen alsdann mit wahrem Pfeffer zu vermischen, hüten sich wohl Petun-tse zu verkaufen, ohne groben Bodensatz darunter zu mengen. Man ist deswegen genöthiget, sie noch zu Kun-te-tschin zu reinigen, ehe man sie zur Arbeit brauchen kann.

Der Kao-lin, der einen Bestandtheil des Porcellans ausmacht, erfodert etwas weniger Arbeit als die Pe-tun-tse: die Natur thut bey jenem selbst das beste. Man findet in dem Innern gewisser Berge Minen von dieser Erdart, die auswendig mit einer röthlichen Erde bedeckt sind. Diese Minen sind sehr tief: man findet die erwähnte Materie darin in Knollen, aus welchen man viereckige Stücke, eben so wie bey den Petun-tse, bildet. Ich würde keine Schwierigkeit machen zu glauben, daß die weiße Erde von Malta, die man St. Pauls Erde nennet, in ihrer Mutter viel Aehnliches mit dem Kao-lin, wovon ich rede, habe, ungeachtet man die kleinen glänzenden Silbertheilchen, womit der Kao-lin durchsäet ist, nicht daran bemerkt.

Dieser Kao-lin giebt dem Porcellan seine ganze Festigkeit; er macht gleichsam die Nerven desselben aus. Also ist es die Zumischung einer weichen Erde, die den Pe-tun-tse, welche von den härtesten Felsen genommen werden, die Stärke giebt. Ein reicher Kaufmann erzählte mir, daß die Engländer oder Holländer (denn der sinesische Name ist beyden Nationen gemein) vor einigen Jahren Pe-tun-tse hätten aufkaufen und in ihr Land bringen lassen, um daselbst Porcellan zu machen; weil sie aber kein Kao-lin dazu genommen, so sey ihnen, wie sie ihm nachmals erzählt hätten, ihr Unternehmen fehlgeschlagen. Hierbey sagte mir der sinesische Kaufmann lächlend: sie wollten

einen Körper haben, dessen Fleisch sich ohne Knochen aufrecht erhalten sollte.

Außer den mit Pe-tun-tse und Kao-lin beladenen Barken, womit das Ufer von Kim-te-tschim bedeckt ist, findet man daselbst noch andere, die mit einer weißlichen und flüßigen Substanz beladen sind. Ich wuste zwar schon lange, daß diese Substanz das Oel sey, welches dem Porcellan seine Weiße und seinen Glanz giebt; aber ich kannte seine Zusammensetzung noch nicht, die ich jedoch endlich noch kennen gelernt habe. Es scheinet mir, daß der sinesische Name Yeu, der den verschiedenen Gattungen von Oel gegeben wird, derjenigen Flüßigkeit, von der ich eben rede, weniger zukomme, als der Name Tsi, welcher Firniß bedeutet; und ich glaube, daß man die Sache in Europa so nennen würde. Dieses Oel, oder dieser Firniß wird aus dem härtesten Stein gezogen, worüber man sich nicht zu wundern braucht, wenn man weiß daß behauptet wird, die Steine würden ursprünglich aus den Salzen und Oelen oder Fettigkeiten der Erde gebildet, die sich zusammen innigst vermischten und verbänden.

Obgleich die Steinart, woraus die Pe-tuntse gemacht werden, ohne Unterschied angewendet werden können, um Oel daraus zu ziehen, so sucht man doch darunter die weißesten und diejenigen Steine, die die grünsten Flecken haben, aus. Die Geschichte von Feu-leam, ungeachtet sie sich in kein Detail einläst, sagt doch, daß der beste Stein zu Oel derjenige sey, dessen Flecken der

Farbe der Cypressenblätter ähnlich wären, oder der röthliche Flecken auf einem etwas braunen Grunde, fast wie das Leinkraut, hätte. Diesen Stein muß man alsbald wohl waschen, und alsdann eben so, wie die Pe-tun-tse, behandeln, wenn man das klärste aus dem ersten Gefäße auf die gewöhnliche Art abgeschöpft und in ein zweytes Gefäß gethan hat; zu hundert Pfund dieses Teigs thut man ein Pfund eines Steins oder Minerals, das dem Alaun ähnlich ist, und Che-Kao genannt wird. Man muß dasselbe im Feuer glüend machen und alsdann zerstampfen. Das Pressen giebt ihm, so wie dort, Consistenz, doch muß man Sorge tragen, es immer feucht zu erhalten.

Dieses Steinöl wird nie allein angebracht, sondern man vermischt damit ein anderes, das gleichsam die Seele davon ist. Hier ist die Composition. Man nimmt große Stücke ungelöschten Kalch, schüttet aus der Hand ein wenig Wasser darauf, um sie zerfallen zu lassen und sie in Staub zu verwandeln. Hierauf macht man eine Lage von dürren Farrenkraut, über welches eine andere Lage von gelöschtem Kalch gemacht wird. Und so werden mehrere Lagen wechselsweise über einander gelegt, und man zündet sodann das Farrenkraut an. Wenn alles verbrannt ist, vertheilt man die Asche über neue Lagen von dürrem Farrenkraut, welches wohl fünf bis sechsmal hinter einander geschieht; man kann es auch noch mehrmal wiederholen, und das Oel wird dadurch nur desto

besser. Ehemal, sagt die Geschichte von Feu-leam, brauchte man hierzu, außer dem Farren-kraute, das Holz eines Baums, dessen Frucht Se-tse genannt wird. Nach der Schärfe dieser Frucht, wenn sie nicht reif und mürbe ist, und ihrer kleinen Krone zu urtheilen, hielte ich es für eine Art von Mispel. Man bedient sich dieses Holzes gegenwärtig nicht mehr, wahrscheinlich deswegen, wie mir meine neubekehrten Christen sagen, weil es in diesem Lande sehr selten gewor-den sey. Vielleicht ist der Mangel dieses Holzes Schuld daran, daß das Porcellan, das heut zu Tage gemacht wird, nicht so schön wie das in den vorigen Zeiten ist. Die Natur des Kalchs und des Farrenkrauts trägt auch zur Güte des Oels bey, und ich habe bemerkt, daß dasjenige, das aus gewissen Gegenden kommt, weit mehr geschätzt wird als das, das man anders woher bekömmt.

Wenn man Kalch und Farrenkrautasche bis zu einer gewissen Quantität gesammelt hat, wirft man sie in ein mit Wasser gefülltes Gefäß. Auf hundert Pfund nimmt man ein Pfund Sche-kao, das man darin zergehen läßt, und diese Mischung wohl umrührt; sodann läßt man sie zu Boden sin-ken und so lange ruhig stehn, bis oben auf dem Wasser ein Wölkchen oder eine Kruste erscheint; diese schöpft man ab, und thut sie in ein anderes Gefäß, und wiederholt dieses mehrmal hinter ein-ander. Hat sich auf dem Boden dieses zweyten Gefäßes eine Art von Teig gebildet, so gießt man allmälig das Wasser davon ab; man erhält diesen

Bodensatz flüßig und dieses ist das zweyte Oel, das sich mit dem erstern vermischen muß. Um eine richtige Mischung zu bewerkstelligen, müssen diese beyden Arten von Bodensatz einerley Grad von Dicklichkeit haben. Um dieses zu erfahren, wirft man zu wiederholten Malen in ein jedes dieser beyden Gefäße kleine Stückchen Pe = tun = tse; wenn man sie alsdann wieder herausnimmt, sieht man auf ihrer Oberfläche, ob die Dicklichkeit auf beyden Seiten gleich ist. So viel von der Beschaffenheit dieser beyden Oelarten. Was die Quantität betrift, so thut man am besten, wenn man zehn Maas Steinöl mit einem Maas Oel aus Kalch und Farrenkrautasche vermischt; diejenigen, die das erstere schonen, thun nie weniger als drey Maaß hinzu. Die Kaufleute, welche dieses Oel verkaufen, brauchen, um das Gewicht desselben zu vermehren, nur Wasser hinein zu gießen, und um ihren Betrug zu verbergen, eine verhältnißmäßige Quantität Sche = kao hinzuzuthun, welches macht, daß die Masse nicht zu flüssig wird.

Bevor ich die Art und Weise erkläre, wie dieses Oel, oder vielmehr dieser Firniß gebraucht wird, muß ich erst die Verfertigung des Porcellans beschreiben. Ich fange gleich mit der Arbeit an, die in den am wenigsten besuchten Oertern zu Kim = te = tschim getrieben wird. Hier errichtet man innerhalb eines mit Mauern eingeschlossenen Umfangs ungeheure Schupfen, unter welchen man von einem Stockwerk zum andern eine große Men=

ge irdener Töpfe sieht. Innerhalb dieser Mauer wohnen und arbeiten unzählige Arbeiter, deren jeder sein besonders und bestimmtes Tagewerk hat. Ein Stück von Porcellan muß, ehe es von da herauskömmt um in den Ofen gelegt zu werden, durch die Hände von mehr als zwanzig Personen gehn, und das geschieht ohne die geringste Unordnung. Ohne Zweifel hat man die Probe gemacht, daß die Arbeit auf diese Art am geschwindesten zu Stande kömmt.

Die erste Arbeit besteht darin, das Pe-tuntse und Kao-lin, von neuem von dem groben Bodensatz zu reinigen, der beym Verkauf noch darin ist. Man zerschlägt die Pe-tun-tse und wirft sie in ein mit Wasser angefülltes Geschirr; rührt sie mit einem langen Spatel so lange um, bis sie ganz zergangen sind. Man läßt sie sodann einige Augenblicke ruhen, schöpft das, was oben darauf schwimmt, ab und verfährt überhaupt so, wie oben beschrieben worden.

Die Kao-lin-Stücke brauchen nicht zerschlagen zu werden, man legt sie lediglich in einen sehr reinen Korb, den man sodann in ein mit Wasser angefülltes Gefäß taucht: das Kao-lin zergeht hier sehr leicht von selbst. Gemeiniglich bleiben Schlacken übrig, die man wegschütten muß. Am Ende des Jahrs haben sich diese Auswürfe angehäuft und machen große Haufen eines weißen und lockeren Sandes, von welchem man den Ort, wo gearbeitet wird, reinigen muß. Wenn diese beyden Materialien, das Pe-tun-tse und Kao-lin

so zubereitet worden, so müssen sie auf gehörige Art mit einander vermischt werden. Man nimmt zu gutem Porcellan von beyden gleiche Theile; zu mittlern Sorten nimmt man vier Viertel Kao=lin zu sechs Viertel Pe=tun=tse; zu den schlechten Sorten nimmt man einen Theil Kao=lin zu drey Theilen Pe=tun=tse.

Wenn diese erste Arbeit gethan ist, wirft man diese Masse in eine groſse Grube, die auf allen Seiten gut vermauert und verküttet ist. Hierauf tritt man sie wieder und knetet sie so lange bis sie hart wird. Diese Arbeit ist sehr grob. Die Christen, die dazu gebraucht werden, können fast gar nicht zur Kirche kommen, und erhalten hierzu nur dann Erlaubniß, wenn sie andere an ihre Stelle setzen, weil, sobald diese Arbeit stille steht, auch die übrigen Arbeiter aufgehalten werden.

Von dieser so zubereiteten Masse nimmt man verschiedne Stücke und breitet sie auf breiten Schieferplatten aus. Hier knetet und rollet man sie von allen Seiten, indem man sich sorgfältig in Acht nimmt, keinen leeren Raum darin zu lassen, und keine fremden Körper mit hinein zu mengen. Ein Haar, ein Sandkörnchen würde die ganze Arbeit verderben. Wenn diese Masse nicht gut behandelt wird, bekömmt das Porcellan Ritze, zerspringt, fließt und wirft sich. Dieses nun sind die ersten Elemente, aus welchen so viel schöne Porcellan=Arbeiten entstehen, wovon die einen auf der Drehscheibe, die andern aber lediglich auf Formen

gemacht werden, und zuletzt ihre Vollkommenheit durch den Meisel erhalten.

Alle schlichte, glatte Arbeiten werden auf die erste Art gemacht. Eine Tasse z. B. ist, wenn sie von der Drehscheibe kömmt, weiter nichts als eine Art einer unvollendeten kleinen Deckelmütze, fast wie der obere Theil eines Huths, der noch nicht auf die Form gepaßt ist. Der Arbeiter giebt ihr hierauf die gehörige Weite und Höhe, wie man sie verlangt, und sie kömmt fast eben so bald wieder aus seinen Händen, als er sie angefangen hat; denn er hat von jedem Brete nur drey Deniers Gewinn, und auf jedem Brete stehen sechs und zwanzig Stücke. Der Fuß der Tasse ist jetzt noch weiter nichts, als ein Stück Erde von der Dicke des Diameters, den er bekommen soll, und der mit dem Meisel ausgehölt wird, wenn die Tasse hart ist und Festigkeit erlangt hat, d. i. wenn alle Zierrathen, die man ihr geben will, aufgetragen sind. Eigentlich kömmt diese Tasse, wenn sie von der Drehscheibe genommen wird, in die Hand eines andern Arbeiters, der sie auf die Basis setzt. Gleich darauf wird sie einem dritten übergeben, der sie auf die Form bringt und ihr die Figur derselben eindrückt. Diese Form ist auf einer Art von Drechselbank. Ein vierter Arbeiter polirt diese Tasse mit dem Meisel, besonders an den Ränden umher, und macht sie so dünn als nöthig ist, um ihr Durchsichtigkeit zu geben: er schabt sie zu verschiedenen Malen ab, indem er sie jedesmal, wenn sie zu trocken ist, ein wenig be-

feuchtet, damit sie nicht zerbrechen möge. Wenn die Tasse wieder von der Form genommen wird, muß man sie ganz gelinde über eben dieser Form walzen, ohne sie auf einer Seite mehr als auf der andern zu drücken, weil sie sonst Hölungen bekömmt oder sich gar wirft. Es ist zu verwundern, mit welcher Geschwindigkeit diese Gefäße durch so viel verschiedene Hände laufen. Man sagt, daß ein gebranntes Stück von Porcellan durch die Hände von siebzig Arbeitern gegangen sey. Nach dem, was ich selbst gesehen habe, wird mir dieses nicht schwer zu glauben.

Die großen Porcellanstücke werden auf zweymal gemacht; die eine Hälfte wird von drey oder vier Männern auf die Drehscheibe gehoben; ein jeder unterstützt sie auf seiner Seite, um ihr die Figur zu geben. Die andere Hälfte wird, wenn sie fast trocken ist, hinzugefügt. Man verbindet sie alsdann mit der nemlichen Porcellanmaterie, die man in Wasser erreicht hat, und statt eines Mörtels oder Leims dient. Wenn diese so zusammen geleimten Stücke ganz trocken sind, so polirt man die Stelle, wo sie zusammen gefügt sind inwendig und auswendig mit dem Messer, die dann durch den Firniß, womit man sie überzieht, mit dem übrigen völlig gleich wird. Auf eben diese Art werden auch die Handhaben, Ohren und andere eingelegte Arbeiten an den Gefäßen angemacht. Dieses betrift hauptsächlich das Porcellan, das in Formen oder zwischen den Händen gemacht wird, dergleichen cannelirte Stücke oder

Stücke von bisarrer Figur sind, als Thiere, Groteskfen, Götzenbilder, Büsten, wie sie die Europäer verschreiben, und andere dergleichen Dinge. Diese Arten abgeformter Werke werden aus drey oder vier Stücken gemacht, die an einander gesetzt und dann mit Instrumenten zum Aushöhlen, Poliren und zur völligen Ausputzung der Streifen, die die Form zurückgelassen hat, zur Vollkommenheit gebracht werden. Blumen und andere Zierrathen, die nicht erhaben, sondern wie eingegraben sind, werden mit Stempeln und Formen auf das Porcellan gedruckt. Auch erhabene Zierrathen, die schon völlig fertig sind, bringt man darauf, auf eben die Art, wie man goldne Tressen auf ein Kleid setzt.

Folgendes ist, was ich seit kurzem, diese Arten von Formen betreffend, gesehen habe. Wenn man das Modell des verlangten Porcellanstücks hat, und es kann nicht auf dem Rade oder der Drehscheibe zwischen den Händen des Arbeiters nachgemacht werden, so bringt man etwas von der Erde, die sich gut zu Formen schickt, auf das Modell. Diese Erde drückt sich hinein und man macht die Form aus verschiedenen einzelnen Stücken, deren jedes von ziemlicher Dicke ist; wenn die Figur eingedruckt ist, läßt man es hart werden. Will man sich dann desselben bedienen, so hält man es eine Zeitlang ans Feuer, und füllt es dann mit der Porcellanmaterie, nach Verhältniß der Dicke, die man ihr geben will. Man drückt es auf allen Seiten mit der Hand an und hält die

Form einen Augenblick ans Feuer. Durch die Kraft desselben trennet sich alsbald die abgedruckte Figur von der Form, und das Feuer verzehrt ein wenig von der Feuchtigkeit, die diese Materie an die Form heftete. Die verschiedenen Stücke eines Ganzen, die einzeln abgezogen worden, vereinigen sich dann mit der etwas feuchten Porcellanmaterie. Auf diese Art habe ich Figuren von Thieren, die ganz maßiv waren, machen sehen. Man hatte diese Masse hart werden lassen, und ihr dann die Form, die man haben wollte, gegeben, hierauf arbeitete man sie mit dem Meisel vollends aus und setzte die einzeln gearbeiteten Stücke daran. Diese Sorten von Arbeiten werden mit größter Sorgfalt verfertiget, alles ist daran aufs feinste ausgearbeitet. Wenn das Werk vollendet ist, trägt man den Firniß auf und brennet es; dann malt man es, wenn man will, mit verschiedenen Farben, trägt Gold darauf und brennet es zum zweytenmal. Die so gearbeiteten Porcellanstücke werden außerordentlich theuer verkauft. Alle diese Werke müssen auch sehr vor der Kälte in Acht genommen werden; die Feuchtigkeit, die sich in ihnen befindet, macht, daß sie zerspringen, wenn sie nicht allenthalben gleich trocknen. Dieser Ungelegenheit zuvorzukommen, macht man öfters in den Werkstätten Feuer an.

Diese Formen werden von einer gelben Erde gemacht, die fett und klümpig ist; ich halte sie für sehr gemein; man holt sie aus einer nicht weit von Kim = te = tschim gelegener Gegend. Diese

Erde wird geknetet, und wenn sie gut zusammen hält und ein wenig hart geworden ist, so nimmt man so viel als eine Form erfodert und klopft sie stark. Hat man ihr die verlangte Figur gegeben, so läßt man sie trocken werden, worauf sie auf der Drehscheibe die Façon erhält. Diese Arbeit wird theuer bezahlt. Um ein bestelltes Werk bald zu vollenden, macht man viele Formen, damit mehrere Arbeiter zugleich arbeiten können. Wenn man diese Formen wohl in Acht nimmt, so dauern sie lange Zeit. Ein Kaufmann, der dergleichen für Porcellansachen, die ein Europäer verlangt, ganz fertig liegen hat, kann diese seine Waare um einen viel bessern Preiß verkaufen und einen weit beträchtlichern Gewinn damit machen, als ein anderer, der diese Formen dazu erst machen lassen muß. Geschieht es, daß die Formen abgerieben werden oder nur die kleinsten Risse darin entstehen, so können sie weiter keine Dienste thun, außer nur zu Porcellansachen von eben der Figur aber von kleinerer Masse. Man bringt sie alsdann auf die Drehscheibe und dreht sie ab, damit sie einandermal gebraucht werden können.

Es ist Zeit das Porcellan zu veredeln, indem man es den Händen der Maler übergiebt. Die Hoa-pei oder Porcellanmaler sind eben so bettelarm als die andern Arbeiter. Man darf sich darüber auch nicht wundern, weil sie einige wenige von ihnen ausgenommen, in Europa nur für Lehrlinge von einigen Monaten gelten würden. Die ganze Wissenschaft dieser und überhaupt aller

sinesischer Maler ist auf gar keine Grundsätze gebaut, und besteht nur in einer gewissen Rutine, die sich in einem kleinen Zirkel einer sehr eingeschränkten Einbildungskraft herumdreht. Sie sind mit den schönen Regeln dieser Kunst gänzlich unbekannt. Unterdessen muß man gestehen, daß sie Blumen, Thiere und Landschaften malen, die sich auf dem Porcellan so wie auf Fächern und Laternen von einer sehr feinen Seide außerordentlich gut ausnehmen.

Das Geschäft der Malerey ist in derselben Arbeitsstätte unter eine große Anzahl von Arbeitern vertheilt. Einer hat lediglich die Obliegenheit, den ersten farbigen Zirkel, der an dem Rande des Porcellans hinläuft, aufzutragen; der andere zeichnet die Blumen darauf, die ein dritter ausmalt. Der eine liebt mehr Flüße und Berge, der andere Vögel und andere Thiere. Die menschlichen Figuren sind gewöhnlich am meisten gemißhandelt. Doch gewisse Landschaften und illuminirte Prospekte von Städten, die aus Europa nach Sina gebracht werden, geben uns eben kein Recht, uns über die Sineser, wegen der Art, womit sie sich in ihren Malereien zeigen, lustig zu machen.

Was die Farben des Porcellans betrift, so giebt es dergleichen von allen Sorten. In Europa sieht man gemeiniglich dasjenige, welches ein lebhaftes Blau auf einem weissen Grunde hat. Indessen glaube ich, daß unsere Kaufleute auch an-

der

dere Sorten nach Europa gebracht haben. Man trift Porcellan an, dessen Grund dem Grunde unserer Brennspiegel ähnlich ist. Es giebt auch ganz rothes Porcellan, und unter diesem einiges, das wie mit rother Oelfarbe gemalt aussieht; und wieder anders, von einer geblasenen rothen Farbe, mit kleinen Pünktchen, fast wie bey unsern Miniaturgemälden, besäet. Wenn diese beyden Sorten von Porcellanarbeiten vollkommen gerathen, welches sehr schwer ist, so werden sie sehr hoch geschätzt und sind sehr theuer.

Endlich giebt es auch Porcellan, worauf die Landschaften aus einer Mischung von fast allen Farben, die durch den Glanz der Vergoldung gehoben werden, bestehen. Sie sind sehr schön, wenn man viel Kosten daran wendet. Außer dem ist das ordinäre Porcellan von dieser Gattung nicht mit demjenigen zu vergleichen, die mit dem Lasurblau allein gemalt sind. Die Annalen von Kim-te-tschim erzählen, daß sich das Volk vor Zeiten nur des weißen Porcellans bedienet habe: wahrscheinlich wohl deswegen, weil man in den Gegenden von Jao-tscheu noch kein Lasurblau gefunden hatte, das minder kostbarer gewesen wäre als dasjenige, das man zu dem schönen Porcellan braucht, und welches aus entfernten Gegenden kömmt und sehr theuer verkauft wird.

Man erzählt, ein mit Porcellan handelnder Kaufmann habe, als er an einer wüsten Küste Schiffbruch gelitten, daselbst weit mehr Reichthü-

mer gefunden, als er verlohren gehabt hätte. Als er auf der Küste umher geirret wäre, indeß sich sein Schiffsvolk aus den Trümmern des Schiffs eine kleine Hütte gebauet, habe er bemerkt, daß daselbst die Steine, woraus man das schönste Lasurblau macht, sehr gemein gewesen wären. Er habe davon eine große Ladung mitgenommen, und nie habe man zuvor so schönes Lasurblau zu Kimte-tschim gesehen. In der Folge habe sich aber dieser Kaufmann vergeblich bemüht, diese Küste, wohin ihn ein ungefährer Zufall geführt hätte, wieder zu finden.

Die Art, wie man dieses Blau zubereitet, ist diese: Man begräbt es in den Sand, der einen halben Schuh hoch im Ofen liegt; hier läst man es vier und zwanzig Stunden lang brennen und zermalmt es alsdann zu einem so feinen Staub, den man fast nicht fühlen kann, und zwar eben so, wie die andern Farben, nicht auf Marmor, sondern in großen porcellanern Mörsern, deren Boden, so wie der Kolben des Stößers, womit man zermalmt, keinen Firniß hat.

Die rothe Farbe wird mit Vitriol gemacht. Vielleicht haben die Sineser hierin etwas Eigenes und Besonderes, und deswegen will ich ihre Methode beschreiben. Man thut ein Pfund Vitriol in einen Schmelztiegel, den man mit einem zweyten Schmelztiegel wohl verkittet. An letzterm ist oben eine kleine Oefnung, die so bedeckt ist, daß man sie leicht wieder öfnen kann, wenn es nöthig ist. Rings herum legt man glüende Kohlen, und

um ein stärkeres Reverberierfeuer zu bekommen, macht man rings umher eine Einfassung von Backsteinen. So lange der Rauch sehr schwarz in die Höhe steigt, ist die Materie noch nicht in gehörigem Zustande; welches aber sobald geschieht, als eine Art von feinem und durchsichtigen Wölkgen empor steigt. Hierauf nimmt man ein wenig von dieser Materie, läßt sie in Wasser zergehen, und macht damit die Probe auf Fichtenholz. Wenn ein schönes Roth davon zum Vorschein kömmt, so nimmt man die glüenden Kohlen, die rings umher liegen, weg und bedeckt einen Theil des Schmelztiegels. Wenn alles wieder erkaltet ist, findet man ein kleines Scheibgen von diesem Roth, welches sich unten im Tiegel gesetzt hat. Das feinste Roth aber hängt oben am Tiegel. Ein Pfund Vitriol giebt vier Unzen der rothen Farbe, womit man das Porcellan malt.

Ungeachtet das Porcellan von Natur weiß ist, und das Oel, das man ihm giebt, noch beyträgt seine Weiße zu erhöhen, so giebt es doch Figuren, denen zu Gefallen man noch ein besonderes Weiß auf das mit verschiedenen Farben bemalte Porcellan trägt. Diese weiße Farbe wird aus dem Staube eines durchsichtigen Kiesels verfertiget, der im Ofen, eben so wie die Lasurfarbe, calcinirt wird. Zu einer halben Unze dieses Pulvers setzt man eine Unze pulverisirten Bleyweißes; dieses ist es auch, welches zur Mischung der Farben genommen wird. Um, z. B. eine grüne Farbe zu machen, thut man zu einer Unze Bleyweiß

und einer halben Unze Kieselstaub, drey Unzen von dem, was man Tom-hoa-pien nennt. Nach den Merkmalen die ich habe, sollte ich glauben, daß dasselbe aus den reinsten Schlacken geschlagenen Kupfers besteht.

Das zubereitete Grün wird die Grundfarbe des Violets, welches entsteht, wenn man eine Dose Weiß hinzuthut; man setzt mehr zubereitetes Grün zu je nachdem man das Violet dunkler haben will. Gelb entsteht, wenn man sieben Drachmen Weiß, welches so wie ich gemeldet habe präparirt ist, nimmt, und drey Drachmen Vitriolroth hinzumischt. Alle diese Farben, sehen, wenn sie auf das schon gebrannte und mit Oel bestrichene Porcellan aufgetragen werden, nicht eher grün, violet, gelb oder roth aus, als wenn das Porcellan zum zweytenmal gebrannt worden. Diese verschiedenen Farben, sagt das sinesische Buch, werden mit Bleyweiß, Salpeter und Vitriol angemacht. Die Christen, welche mit in Porcellan arbeiten, haben mir nur vom Bleyweiß gesagt, das sich mit der Farbe, wenn man sie in Gummiwasser auflößt, vermischt.

Die rothe Oelfarbe wird gemacht, indem man das Roth Tom-lu-hum, oder selbst das Roth, wovon ich eben geredet habe, mit dem gewöhnlichen Porcellanöl, und mit einem andern, aus weißen Kieseln gemachten und eben so wie die erstere Oelart zubereiteten, Oele vermischt. Man hat mir weder die Quantität des einen und andern, noch wie viel Roth man in dieser Vermi-

schung von Oelen zergehen lasse, zu sagen gewußt. Einige Versuche können das Geheimniß entdecken. Man läßt sodann das Porcellan trocken werden, und brennet es in dem gewöhnlichen Ofen. Wenn nach der Brennung das Roth sich rein und glänzend zeigt, ohne den geringsten Flecken zu haben, so hat man die Vollkommenheit der Kunst erreicht. Diese Porcellansachen klingen nicht, wenn man daran klopft. Man macht auch noch eine Art von geblasener Farbe: Man hat nemlich ganz völlig zubereitetes Roth, nimmt ein Röhrchen dessen eine Oefnung mit einem Stücke seidnen Zeugs, dessen Fäden ganz nahe an einander liegen, bedeckt ist; den untern Theil des Rohrs tunkt man in die Farbe, womit sich die Seide tränkt, und dann bläßt man durch das Röhrchen auf das Porcellan, welches dadurch mit lauter kleinen rothen Pünktchen bestreuet wird. Diese Sorte von Porcellan ist noch theurer und seltner als die vorherige, weil die Verfertigung derselben, wenn alle erforderlichen Verhältnisse beobachtet werden sollen, viel schwerer ist.

Auch das schwarze Porcellan hat seinen Werth und seine Schönheit; man nennt es umien: Dieses Schwarz ist bleyfarbig und der Farbe unserer Brennspiegel ähnlich. Das Gold, das darauf getragen wird, giebt ihm eine neue Zierde. Man giebt dem Porcellan die schwarze Farbe erst, wenn es trocken ist, und vermischt hierzu drey Unzen Lasurblau mit sieben Unzen gewöhnlichen Steinöl. Die Versuche lehren genau,

wie man die Vermischung machen soll, je nachdem man die Schwärze höher oder tiefer haben will. Wenn diese Farbe trocken ist, so brennt man das Porcellan; hierauf wird das Gold aufgetragen, und dann brennt man es von neuem in einem besondern Ofen.

Hier wird noch eine andere Sorte von Porcellan gemacht, die ich noch nie gesehen hatte. Es ist ganz durchbrochen und durchsichtig, wie ein ausgezacktes Papier: in der Mitte ist eine Schale, worin man das Getränk thut. Diese Schale macht mit dem Ausgezackten nur einen Körper aus. Ich habe noch andere Porcellansachen gesehen, worauf sinesische und tatarische Damen nach dem Leben abgemalt waren. Die Traperie, die Gesichtsfarbe und Gesichtszüge, alles war vollkommen ausgemalt. Von weitem hat man diese Arbeiten für Email gehalten.

Es ist zu bemerken, daß, wenn man dem Porcellan kein anderes als nur dasjenige Oel giebt, welches von weißen Kieseln gemacht wird, dergleichen Porcellan eine eigene Gattung alsdann ausmacht, die man tsui-ki nennet. Es ist ganz marmorirt und auf mancherlei Weise mit unzähligen Adern durchschnitten: von weitem würde man es für gebrochenes Porcellan halten, an welchem die gebrochenen Stücke an ihrer Stelle geblieben sind; fast wie eine Art mosaischer Arbeit. Die Farbe, die dieses Oel giebt, ist von einer etwas aschenfarbigen Weiße. Ist das Porcellan ganz lasurblau und man gäbe ihm dieses Oel, so würde

es ebenfalls gebrochen und marmorirt aussehen, wenn die Farbe abgetrocknet wäre.

Wenn man Gold auftragen will, so zerreibt man es, und löst es so lange in einer porcellanern Schale auf, bis man unterm Wasser einen kleinen höchst zarten Bodensatz von Gold sieht. Man läßt denselben abtrocknen, und wenn man ihn brauchen will, so löst man ihn zum Theil in einer hinreichenden Quantität Gummiwasser auf. Mit dreyßig Theilen Gold vermischt man drey Theile Bleyweiß, und trägt es eben so, wie die andern Farben, auf das Porcellan.

Endlich giebt es auch noch eine Art Porcellan, welche folgendergestalt gemacht wird. Man giebt ihm den gewöhnlichen Firniß, läst es brennen, bemalt es dann mit verschiedenen Farben, und brennt es zum zweytenmal. Zuweilen spart man die Malerey mit Vorbedacht, bis nach geschehener ersten Brennung auf; manchmal nimmt man auch zum zweyten Brande nur darum seine Zuflucht, um die Fehler im Porcellan zu verbergen, indem man die fehlerhaften Stellen mit Farben bemalt. Dieses mit Farbe überladne Porcellan, gefällt dem ungeachtet vielen Leuten. Man wird gewöhnlich Unregelmäßigkeiten in diesen Sorten von Porcellan gewahr, es sey nun, daß dieselben von der Ungeschicklichkeit des Künstlers herrühren, oder daß sie nöthig sind, um die Schatten in dem Gemälde zu ergänzen, oder daß man darunter die Fehler der Porcellanmasse hat verbergen wollen. Wenn die Malerey und die Ver-

goldung trocken geworden, so legt man diese Porcellanstücke über einander, indem man die kleinern in die größern steckt, und stellt sie nach der Ordnung in den Ofen.

Diese Arten von Oefen können, wenn sie klein sind, von Eisen seyn: gewöhnlich sind sie aber von Thon. Der, den ich gesehen habe, war Mannshoch und fast eben so breit als unsere größten Weinfässer. Er bestand aus verschiedenen Stücken von eben der Materie, woraus die Porcellankasten gemacht werden; es waren große Quadratstücke, eines Fingers breit dick, einen Schuh hoch und anderthalb Schuh lang. Bevor sie gebrannt wurden, hatte man ihnen eine Figur gegeben, die sie fähig machte, sich zu ründen. Sie waren alle über einander gelegt, und wohl verkittet. Der Boden des Ofens stand eines halben Schuhs hoch von der Erde ab. Er ruhete auf zwey oder drey Reihen dicker aber schmaler Backsteine: rings um den Ofen war eine Einfassung von wohl gemauerten Backsteinen, die unten drey oder vier Luftlöcher, gleich den Zuglöchern bey Feuerheerden, hatte. Diese Einfassung stand von dem Ofen eines halben Schuhes breit ab, außer an drey bis vier Stellen, die ausgefüllt und mit dem Ofen verbunden waren. Ich glaube, daß man den Ofen und die Einfassung zugleich baut, ohne welche der Ofen nicht halten würde. Man füllt den Ofen mit dem Porcellan, das man zum zweytenmal brennen will, indem man, wie ich bereits gesagt habe, die kleinern Stücke in die

größern über einander steckt. Wenn dieses geschehen ist, bedeckt man das Obere des Ofens mit irdenen Stücken, die denen an der Seite des Ofens ähnlich sind: diese Stücke, die je eines über das andere hinwegragen, vereinigen sich fest mit dem Mörtel oder der angefeuchteten Erde. Man läßt nur in der Mitte eine Oefnung, um beobachten zu können, wenn das Porcellan gebrannt ist. Alsdann zündet man eine Menge Kohlen unter dem Ofen an, und eben so über der Bedeckung, von welcher man die Aschenhaufen in den leeren Raum zwischen der backsteinernen Einfassung und dem Ofen herabwirft. Die Oefnung oben am Ofen wird mit einem Stück eines zerbrochenen Topfs bedeckt. Wenn das Feuer glüend ist, so sieht man von Zeit zu Zeit durch diese Oefnung, und wenn das Porcellan glänzend und hell und mit lebhaften, muntern Farben bemalt erscheint, räumt man die Kohlen auf die Seite und nimmt das Porcellan heraus.

Diese Farben, die sich mit einem schon gebrannten und mittelst des Bleyweißes, (mit welchem man, nach den Annalen von Feu-leam, vor diesem Salpeter und Vitriol verband) gefirnißten Porcellan verkörpern, bringen mich auf einen Einfall. Wie nemlich, wenn man auf ähnliche Art zu den Farben, womit man die Glasscheiben malt, Bleyweiß nähme, und ihnen dann eine Art von zweytem Brand gäbe? würde uns nicht dieses so angewendete Bleyweiß das Geheimniß der Alten vielleicht wieder schaffen, das Glas zu ma-

len, ohne ihm seine Durchsichtigkeit dadurch zu benehmen? Dieses ließe sich aus einer Probe leicht beurtheilen.

Dieses Geheimniß, welches wir verlohren haben, erinnert mich an ein anderes Geheimniß, über dessen Verlust die Sineser sich beklagen. Sie haben nemlich vor diesem die Kunst besessen, an die Seiten der Porcellangeräthe Fische und andere Thiere zu malen, die man nicht eher gewahr wurde, als bis ein solches Gefäß mit dem Getränke, oder sonst einer Feuchtigkeit gefüllet war. Sie nennen dieses Porcellan Kai = tsim, das ist, gepreßtes Lasurblau von der Art wie diese Farbe ins Porcellan gebracht ist, so benennt. Von diesem Geheimniß hat man noch folgendes aufbehalten; vielleicht sinnt jemand in Europa das noch dazu aus, was die Sineser nicht mehr wissen. Das Porcellan, das so gemalt werden soll, muß sehr zart und dünn seyn. Wenn es trocken ist, so trägt man die Farbe etwas stark auf, und zwar, nicht wie gewöhnlich auswendig, sondern inwendig an den Seiten; gemeiniglich werden Fische gemalt, als die man am schicklichsten dazu hält, sich zu erzeugen, wenn die Tasse mit Wasser gefüllt wird. Wenn die Farbe trocken ist, überzieht man sie ganz leicht mit einer Art sehr zarten, aus Porcellanerde selbst gemachten, Leim. Diese Ueberlage schließt also das Lasurblau zwischen diese beyden Arten von irdenen Platten ein. Ist die Ueberlage trocken, so gießet man Oel oder Firniß in das Porcellan, und bringt nach einiger Zeit das Ge-

fäß auf die Form oder die Drehscheibe. So wie dasselbe inwendig Stärke und Dichtigkeit erhalten hat, macht man es auswendig so dünne als möglich, ohne jedoch bis auf die Farbe einzudringen, und taucht darauf das Auswendige des Porcellangefäßes in den Firniß. Wenn alles trocken geworden, so brennt man es in dem gewöhnlichen Ofen. Diese Arbeit will außerordentlich fein behandelt seyn, und erfodert eine Geschicklichkeit, die die Sineser, dem Ansehn nach, nicht mehr besitzen. Nichts desto weniger versuchen sie es von Zeit zu Zeit, die Kunst dieser magischen Malerey wieder zu entdecken, aber vergeblich. Einer von ihnen hat mich vor kurzem versichert, daß er einen neuen Versuch gemacht habe, der ihm beynahe gelungen sey.

Dem sey wie ihm wolle, so kann man doch sagen, daß noch jetzt, das schöne Blau auf dem Porcellan erst dann entstehe, nachdem es darauf erst verschwunden. Seine Farbe ist, nachdem sie aufgetragen worden, von einer bleichen Schwärze; wenn sie trocken ist, und man ihr den Firniß gegeben hat, so verschwindet sie gänzlich und das Porcellan sieht ganz weiß aus, die Farben sind alsdann unter dem Firniß begraben; das Feuer bringt sie erst mit allen ihren Schönheiten wieder zum Vorschein, beynahe eben so, wie die natürliche Wärme die schönsten Schmetterlinge mit allen ihren Farbenmischungen aus ihrer Puppe hervorgehen läßt. Ich muß noch einen Umstand, der nicht zu übergehen ist, berühren. Ehe man nem-

lich dem Porcellan den Firniß giebt, muß es völlig auspoliert und ihm die kleinsten Ungleichheiten benommen seyn. Hierzu bedienet man sich eines von kleinen sehr zarten Federchen gemachten Pinsels, den man mit ein wenig Wasser anfeuchtet und damit ganz leicht über das Porcellan hinfährt.

Uebrigens erfodert die Art und Weise wie dem Porcellan der Firniß gegeben wird, viel Kunst, um theils nicht mehr als nöthig ist aufzutragen, theils dasselbe auf allen Stellen gleich zu vertheilen. Dem sehr dünnen und zarten Porcellan giebt man auf zweymal ganz leichte Aufstriche von Oel; wenn sie zu dick wären, so würden die schwachen Wände der Schale sie nicht tragen können, und sie würden sich auf der Stelle biegen. Diese beyden Aufstriche leisten eben so viel als ein einziger gewöhnlicher Oelanstrich, wie man ihn dem feinen Porcellan giebt, das stärker ist. Der erste Aufstrich wird durch Ansprengen, der zweyte durch Eintauchen bewerkstelliget. Alsdann faßt man mit der einen Hand die Tasse auswendig an, und hält sie schräg über den Topf, worin der Firniß ist, mit der andern Hand aber schüttet oder spritzt man so viel Firniß hinein als nöthig ist, um sie allenthalben anzufeuchten. Dieses wird in einer Reihe fort mit einer großen Menge Tassen gethan; wenn die erstern inwendig trocken sind, giebt man ihnen auswendig das Oel oder den Firniß, auf folgende Art. Man thut eine Hand in die Tasse und hält sie unten in der

Mitte des Fußes mit einem kleinen Stäbchen, taucht sie in das mit Firniß angefüllte Gefäß und zieht sie alsbald wieder heraus.

Ich habe weiter oben gesagt, daß der Fuß des Porcellans ganz oder maßiv bliebe; und würklich bringt man es erst alsdann, wenn es den Firniß bekommen hat und trocken geworden, auf die Drehscheibe um den Fuß auszuhöhlen; worauf man einen kleinen Zirkel und oft einen sinesischen Buchstaben darauf malt. Wenn diese Malerei trocken ist, so bestreicht man die im Fuß der Tasse gemachte Höhlung mit Firniß, und dies ist das Letzte, woran man die Hand legt, denn so bald als dieses geschehen ist, kömmt sie aus der Werkstatt in den Ofen, um darin gebrannt zu werden.

Ich erstaunte, zu sehen, daß ein Mann auf seinen Achseln zwey lange und gerade Breter, auf welchen das Porcellan nach der Reihe hingestellt war, im Gleichgewicht trägt, und so durch mehrere volkreiche Gassen, ohne seine Waaren zu zerbrechen, fortgeht. Würklich hüten sich die Leute sehr sorgfältig, ihn nur im geringsten zu stoßen, denn sie würden angehalten werden, den Schaden, den man ihm zugefügt hätte, zu ersetzen. Aber es ist erstaunlich, wie der Träger selbst seine Schritte und alle Bewegungen seines Körpers so geschickt einzurichten weiß, um sein Gleichgewicht nicht zu verlieren.

Der Ort, wo sich die Oefen befinden, stellet einen andern Auftritt dar. In einer Art von Vor-

platz, der vor dem Ofen ist, sieht man Haufen von Kasten und Futteralen, die aus Erde gemacht und bestimmt sind, das Porcellan einzuschließen. Jedes Porcellanstück, so unbeträchtlich es auch ist, hat sein Futteral; und die Porcellanstücke, welche Deckel haben so gut als die, welche ohne Deckel sind. Diese Deckel, die sich während des Brennens nur sehr schwach an den untern Theil anhängen, können durch einen kleinen Schlag, den man ihnen giebt, leicht wieder losgemacht werden. Was die kleinen Porcellansachen betrift, als Thee- oder Schokolatetassen, so haben ihrer mehrere eine gemeinschaftliche Kiste. Der Künstler ahmt hier die Natur nach, welche die Früchte, um sie auszukochen und zur vollkommnen Reife zu bringen, in eine Kapsel hüllt, damit sie die Sonne nur allmählich durchdringen und ihre innere Würkungskraft, durch die während der Kühle der Nacht auf sie eindringende Luft, nicht zu sehr unterbrochen werden möge.

Diese Kisten oder Kapseln haben inwendig auf dem Boden eine Art von sandigem Ueberzug; man bedeckt ihn mit Staub von Kao-lin, damit der Sand sich nicht allzusehr an dem Fuß des Geschirres, welches auf diesen Sandüberzug gesetzt wird, anhänge, indem man die Figur des Bodens des Porcellans, das die Wände seiner Kiste oder Kapsel nicht berühren darf, in den Staub eindrückt. Das Obere dieser Kiste hat keinen Deckel; sondern eine zweyte Kiste von der Figur der ersten, die ebenfalls mit Porcellan besetzt ist, wird in diese

dergestalt eingepaßt, daß sie dieselbe ganz bedeckt, ohne das unten befindliche Porcellan zu berühren; und auf diese Art wird der Ofen mit großen Aufsätzen von irdenen Kisten, die alle mit Porcellan besetzt sind, angefüllt. Diese dicken Schleyer schützen die Schönheit oder, wenn ich mich so ausdrücken darf, den Teint des Porcellans vor der Glut des Feuers.

Was die kleinern Porcellanstücke, die in großen runden Futterälen eingeschlossen sind, betrift, so steht jedes derselben auf einer irdenen Unterschale die zweyer französischer Thaler dick und so breit als der Boden oder Fuß seines Porcellangefäßes ist; diese Unterlagen sind ebenfalls mit Stauberde von Kao-lin bestreut. Wenn diese Futterale etwas weit sind, so setzt man in die Mitte kein Porcellan, weil es sonst zu weit von den Seiten würde entfernt seyn, als wodurch ihm die Kraft entzogen werde, es Risse bekommen, zu Grunde gehen und die ganze Colonne zerstöret werden würde. Es ist zu wissen, daß diese Futterale einen Drittel eines Schuhs hoch und zum Theil eben so wenig als das Porcellan gebrannt sind. Dem ungeachtet füllet man diejenigen, die schon gebrannt sind, und noch gebraucht werden können, ganz mit Porcellan.

Ich darf die Art, wie das Porcellan in diese Futterale gesetzt wird, nicht übergehen. Der Arbeiter berühret es nicht unmittelbar mit der Hand; denn er könnte es entweder zerbrechen, denn nichts ist zerbrechlicher als diese Sachen, oder umstürzen,

oder Ungleichheiten hineinbringen. Sondern er hebt es mit Hülfe eines kleinen Bandes von dem Brete auf. Dieses Band hängt auf der einen Seite an zwey ein wenig gekrümmten Zinken einer hölzernen Gabel, die er mit der einen Hand faßt, indem er mit der andern die beyden kreuzweiß über einander geschlagenen und je nach der Dicke des Porcellans geöfneten Enden hält, und auf diese Art schlägt er das Band um das Porcellan, hebt es damit sanft empor und setzt es in das Futteral auf die kleine darin befindliche Unterlage; und das geschieht alles mit unglaublicher Geschwindigkeit.

Ich habe gesagt, daß auf dem Boden des Ofens grober Sand eines halben Schuhes hoch liege; dieser Sand dienet dazu, die Porcellancolonnen, deren Mitten im Ofen befindliche Reihen wenigstens sieben Schuh hoch sind, sicherer nieder zu setzen. Die beyden untersten Futterale oder Kisten jeder Colonne sind leer, weil das Feuer unterher nicht Kraft genug hat, und der Sand sie auch zum Theil bedeckt. Aus dem erstern Grunde bleibt auch die oberste Kiste der Colonne leer. Auf diese Art füllet man den ganzen Ofen, und läßt davon weiter nichts unbesetzt als den Ort der unmittelbar unter dem Zugloch ist.

Man sorgt dafür allemal die Colonnen des feinsten Porcellans in die Mitte des Ofens zu setzen, in den Hintergrund die geringern und vorn an diejenigen, welche in der Farbe etwas stark

sind,

sind, aus einer Materie bestehen, zu welcher eben so viel Pe=tun=tse als Kao-lin genommen wird, und denen man ein Oel oder Firniß, gegeben hat, das aus einem etwas schwarze oder rothbraune Flecken habenden Stein gemacht ist, weil dieser Firniß mehr Masse und Dichtigkeit hat als der andere. Alle diese Colonnen werden nahe an einander gestellt, und oben, in der Mitte und unten mittelst einiger Stücken Thon, befestiget, jedoch dergestallt, daß die Flamme freyen Durchgang behält um auf allen Seiten gleich stark eindringen zu können; und hierbey müssen vielleicht das Auge und die Fertigkeit des Künstlers das Beste thun, um das Werk glücklich zu Stande zu bringen, und gewisse Zufälle zu vermeiden, die ungefähr denen ähnlich sind, welche von Verstopfungen in den thierischen Körpern herrühren.

Zu den Kisten, in welche das Porcellan gethan wird, ist nicht jede Erde tauglich. Man hat zu diesem Gebrauch dreyerley Gattungen: die eine ist gelb und sehr gemein. Wegen ihrer Menge wird sie viel gebraucht, und macht die Basis; die andere heist Lao=tu, welche eine starke Erdart ist; die dritte, die ölig ist, wird Yeu=tu genannt. Die beyden letztern Erden werden im Winter in gewissen sehr tiefen Brüchen, wo es im Sommer nicht möglich ist zu arbeiten, gegraben. Wenn man diese beyden Erden zu gleichen Theilen vermischte, welches freylich etwas mehr kosten würde, so würden die Kisten länger dauern. Man bringt

sie schon ganz zubereitet aus einem großen Dorfe, das unten am Flusse eine Lieue von Kim-te-tschim liegt. Ehe diese Erden gebrannt werden, sind sie gelblich; nach dem Brennen haben sie ein sehr dunkles Roth. Um sparsam zu Werke zu gehen nimmt man dazu am meisten die gelbe Erde, welches macht, daß die Kisten nicht mehr als zwey bis drey Ofenfeuer aushalten, worauf sie dann auf einmal bersten. Wenn sie nur leicht gespalten sind, so umflicht man sie mit Weidenruthen, diese verbrennen, und die Kiste ist diesesmal noch brauchbar, ohne daß das Porcellan dabey Schaden leidet. Man muß sich hüten, einen Ofen nicht mit lauter neuen Kisten, die noch nie gebraucht worden sind, anzufüllen, sondern die Hälfte davon muß aus schon ausgebrannten bestehen. Diese werden unten und oben hingesetzt, in die Mitte der Colonne aber die neu verfertigten. Vor Zeiten wurden, nach der Geschichte von Feu-leam alle Kisten in einem Ofen besonders gebrannt, ehe man sich ihrer zum Brennen des Porcellans bediente; vermuthlich deswegen, weil man damal noch nicht so viel Bedacht auf Ersparniß, als auf die Vollkommenheit des Werks nahm. Gegenwärtig ist es nicht mehr ganz so, und dieses kömmt augenscheinlich daher, daß die Zahl der Porcellanarbeiter sich so unendlich vermehrt hat.

Wir kommen nunmehr auf die Erbauung der Oefen. Man setzt sie in den Hintergrund eines ziemlich langen Vorplatzes, welcher statt der Blasbälge dient, und wo der Unrath auf die Seite

geschaft werden kann; der Gebrauch desselben ist eben so wie bey den Glashütten. Gegenwärtig sind die Oefen größer als ehedem. Damals waren sie, nach einem sinesischen Buche ur sechs Fuß hoch und breit; jetzt sind sie zwey Klaftern hoch und nahe an vier Klaftern tief. Die Wölbung sowohl als die Masse des Ofens sind dick genug, um auf demselben gehen zu können, ohne von dem Feuer belästiget zu werden. Jene Wölbung ist inwendig weder platt, noch in eine Spitze auslaufend, sondern sie verlängert sich und wird schmäler so wie sie sich dem großen Zugloch, das sich am äußersten Ende befindet, und durch welches die Flammen und Rauchwirbel empor steigen, nähert. Außer dieser Kehle hat der Ofen an seinem Obertheile fünf kleine Oefnungen, die gleichsam seine Augen ausmachen. Man bedeckt sie mit Scherben, jedoch so, daß dadurch die Luft und das Feuer des Ofens in ihren Würkungen nicht gestöret werden. Durch diese Augen sieht man, ob das Porcellan genug gebrannt ist, man öfnet dasjenige Auge, welches ein wenig vor dem großen Zugloch ist, und öfnet eine von den Kisten mit einer eisernen Feuerzange. Das Porcellan ist gebrannt, wenn man ein helles Feuer im Ofen sieht, wenn die Kisten alle in Gluth stehen und vornehmlich, wenn die Farben in ihrem vollen Glanz erscheinen. Alsbald unterläßt man das Feuer zu unterhalten, und vermauert vollends die Thüre des Ofens. Ein solcher Ofen hat in seiner ganzen Breite einen Rost oder Feuerzug, der einen oder

zwey Schuh hoch und breit ist, man gehet über eine Diele hin um in den Raum des Ofens zu kommen, und darin das Porcellan in Ordnung zu stellen. Wenn man das Feuer auf dem Heerde über dem Roste angezündet hat, so vermauert man sogleich die Thür, und läßt nur darin so viel Oefnung als nöthig ist, um Stücke groben Holzes, die einen Schuh lang, aber dünn genug sind, hinein werfen zu können. Nun heitzt man den Ofen einen Tag und eine Nacht hindurch, und zwey Männer, die mit einander abwechseln, werfen ohne Unterlaß Holz hinein. Gemeiniglich gehen in einem Brande auf hundert und achtzig Trachten (charges) Holz auf. Nach dem, was das sinesische Buch hiervon sagt, zu urtheilen, würde diese Quantität hierzu nicht hinreichen: es versichert, daß in alten Zeiten zwey hundert und vierzig, und bey regnichtem Wetter, noch zwanzig Trachten mehr verbrannt worden wären, ungeachtet damal die Oefen nicht halb so groß waren, als die jetzigen. Man unterhielte darin sieben Tage und Nächte lang ein kleines Feuer, am achten Tag machte man sehr heftiges Feuer: und es ist zu bemerken, daß die Kisten des kleinen Porcellans schon einmal besonders gebrannt waren, ehe sie in den Ofen kamen; auch muß man gestehen, daß das alte Porcellan weit dicker als das heutige gewesen ist. Man beobachtete damal auch noch eine Sache, die heut zu Tage sehr vernachläßiget wird: wenn nemlich kein Feuer mehr im Ofen war, so machte man die zugemauerte Thür

erst nach zehn Tagen beym großen Porcellan und nach fünf Tagen beym kleinen, wieder auf: gegenwärtig wartet man zwar etliche Tage, den Ofen zu öfnen und die großen Porcellanstücke heraus zu nehmen, denn sie würden ohne diese Vorsicht zerspringen: was aber die kleinern Porcellanstücke betrift, so nimmt man solche schon, wenn das Feuer mit dem Eintritt der Nacht ausgegangen ist, den andern Tag heraus. Sichtbarlich hat man dabey die Absicht, das Holz für eine zweyte Heitzung zu sparen. Da das Porcellan glüend ist, so bedienet sich der Arbeiter, um es herauszuhohlen, langer Binden oder Gurte, die von seinem Halse herabhängen.

Ich wunderte mich zu hören, daß, nachdem in einem Tage, im Eingange des Ofens hundert und achtzig Trachten Holz waren verbrannt worden, man dennoch den Tag darauf keine Asche auf dem Heerd finde. Diejenigen die diese Oefen bedienen, müssen das Feuer sehr vertragen können: man sagt, daß sie Salz in ihren Thee würfen, um so viel sie wollten davon trinken zu können, ohne davon beschwert zu werden. Ich kann es kaum begreifen, wie dieses gesalzene Getränk ihnen den Durst benehmen kann.

Nach dem was ich angeführet habe, wird man sich nicht wundern, daß das Porcellan in Europa so theuer ist; noch weniger aber, wenn man weiß, daß, außer dem großen Profit der europäischen Kaufleute, und dem, den ihre sinesischen Commißionairs davon nehmen, es etwas sehr selt-

nes ist, wenn ein Brand vollkommen gelingt, daß er oft ganz zu Grunde geht, und daß, wenn der Ofen geöfnet wird, man die Porcellansachen und die Kisten in eine felsenharte Masse verwandelt findet; daß ein zu starkes Feuer, oder übel beschaffne Kisten alles zernichten können; daß es gar nicht leicht ist, dem Feuer den gehörigen Grad zu geben; daß die Beschaffenheit der Witterung in einem einzigen Augenblicke die Würkung des Feuers, die Beschaffenheit des Gegenstandes, worauf es würken soll, und die Beschaffenheit des Holzes, das dasselbe unterhält, verändert. Statt eines einzigen Künstlers also, der reich wird, giebt es hundert andere die sich zu Grunde richten und solche, welche fortfahren ihr Glück zu versuchen, in der Hofnung, womit sie sich schmeicheln, noch so viel zusammen bringen zu können, und dereinst einen Kaufmannsladen zu errichten.

Außerdem wird das Porcellan, welches nach Europa kömmt, fast immer nach neuen Modellen gemacht, die öfters bisarr sind, und schwer gelingen; wenn es nur den geringsten Fehler hat, wird es von den Europäern, die nichts als vollkommne Sachen haben wollen, verworfen, es bleibt also in den Händen der Künstler, die es nicht an Sineser verkaufen können, weil es nicht nach ihrem Geschmack ist. Folglich müssen die Stücke, die genommen werden, die Kosten der zurückgesetzten mit übertragen.

Nach der Geschichte von Kim-te-tschin war der Gewinst, den man sonst machte, weit be-

trächtlicher als gegenwärtig; welches man kaum glauben kann, weil man damal sicher nicht so viel Porcellan in Europa abgesetzt hat. Was mich betrift, so glaube ich, die Ursach liege darin, daß gegenwärtig die Lebensmittel viel theurer sind und daß, da man das Holz nicht mehr aus den benachbarten Waldungen, welche erschöpft sind, erhält, man genöthiget ist, es sehr weit her mit großen Kosten kommen zu lassen; ferner, daß der Gewinst jezt unter zu viel Personen vertheilt wird; und daß endlich die heutigen Arbeiter nicht mehr so geschickt sind als jene in den vergangenen Zeiten, und mithin auch weniger geroiß sind, daß ihre Werke wohl gerathen werden. Die Ursache kann auch mit in dem Geiz der Mandarinen liegen, die die Arbeiter mit mancherley Dingen, womit sie ihre Gönner bey Hofe beschenken, zu viel beschäftigen, aber wenig dafür bezahlen; welches eine Vertheuerung der Waaren und Armuth der Kaufleute verursacht.

Ich habe gesagt, daß die Schwierigkeit, gewisse aus Europa kommende Modelle auszuarbeiten, eine der Ursachen mit sey, die den Preiß des Porcellans erhöhen; denn man muß nicht glauben, daß die Künstler nach allen Modellen, die sie aus fremden Ländern erhalten, arbeiten können. Es giebt solche Modelle, die in Sina ganz unausführbar sind, so gut, als Werke daselbst verfertiget werden, die den Fremden in Erstaunen setzen, und deren Ausführung sie für unmöglich halten. Hier sind einige Beyspiele. Ich habe hier

eine große porcellanene Laterne gesehn, die aus einem einzigen Stücke bestand, durch welche ein großes Wachslicht ein ganzes Zimmer erleuchtete: dieses Werk wurde vor sieben bis acht Jahren von dem Kronprinzen bestellt. Eben derselbe ließ auch verschiedene musikalische Instrumente, und unter andern eine Art kleiner Orgel, die Tseng genannt wird, bestellen; sie ist einen Schuh hoch und aus vierzehn Pfeifen, deren Harmonie ganz angenehm ist, zusammen gesetzt. Aber man arbeitete vergeblich daran. Besser gelangen die Flötusen, Flascholets und ein anderes Instrument, das man Yun-lo nennet, und aus verschiedenen kleinen runden ein wenig concaven Platten, deren jede einen besondern Ton giebt, zusammen gesetzt ist. Von diesen kleinen Schalen hängt man neune in einen Rahmen in verschiedene Reihen, und schlägt sie dann mit Klöpfeln, wie das Hackebret; es wird ein kleines Glockenspiel, das mit dem Tone anderer Instrumente und der Stimme der Musiker zusammen stimmt. Man hat, wie man sagt, viele Proben machen müssen, ehe man die zu Hervorbringung aller zu einem Accord gehörigen Töne, erforderliche Dicke und Grad der Brennung hat finden können. Ich bildete mir ein, daß man das Geheimniß besäße, ein wenig Metall in die Masse dieser Porcellanschälchen zu bringen, um die Töne zu verändern; man hat mir aber diesen Irthum benommen. Das Metall ist so wenig fähig sich mit dem Porcellan zu verbinden, daß, wenn man einen Kupferpfennig oben auf eine in

dem Brennofen über einander gesetzte Reihe von Porcellan legte, dieser Pfennig, wenn er geschmolzen wäre, durch alle Kisten und alles befindliche Porcellan dergestalt dringen und von oben bis unten hinaus in der Mitte ein Loch machen würde. Hieraus läst sich am besten sehen, welche Bewegung das Feuer allen Dingen giebt, die in dem Ofen eingeschlossen sind; man versichert auch, daß alles darin wie flüßig und schwimmend sey.

Um wieder auf die etwas seltnern Werke der Sinesen zu kommen, so sind sie vornemlich in Grotesken und den Abbildungen von Thieren glücklich: die Künstler machen Enten und Schildkröten, die auf dem Wasser schwimmen. Ich habe eine nach dem Leben gemachte Katze gesehen, in deren Kopf man eine kleine Lampe eingeschlossen hatte, deren Flamme die beyden Augen bildete, und man versicherte mich, daß sich die Ratten des Nachts davor fürchteten. Hier werden auch viele Statüen von der Kuan-in (einer in ganz Sina verehrten Göttin) verfertiget; man stellt sie, ein Kind in ihren Armen haltend, vor; sie wird von unfruchtbaren Weibern, die Kinder haben wollen, angerufen. Sie kann mit den antiken Bildsäulen, die wir von der Venus und Diana haben, verglichen werden, doch mit dem Unterschiede, daß die Bildsäulen der Kuan-in sehr züchtig und ehrbar gebildet sind.

Es giebt noch eine Sorte von Porcellan, deren Verfertigung sehr schwer ist, und die deswegen sehr selten wird. Der Körper dieses Porcel-

lans ist äußerst dünne, und die äußere und innere Oberfläche ist glatt und eben: gleichwohl sieht man doch darauf allerley eingegrabene Randverzierungen, z. E. eine Einfassung von Blumen und andere dergleichen Zierrathen. Die Art, wie man dieselben verfertiget, ist diese: wenn das Porcellanstück von der Drehscheibe abgenommen wird, so bringt man es auf eine Form, in welche solche Zierrathen eingegraben sind, die sich dann in das Porcellan eindrücken: auswendig macht man dasselbe so zart und dünn als möglich ist, indem man es auf der Drehscheibe mit dem Meisel abarbeitet; giebt ihm darauf den Firniß, und brennt es sodann in dem gewöhnlichen Ofen.

Die europäischen Kaufleute verlangen zuweilen von den sinesischen Künstlern Porcellanplatten zu Tischen und Stuhlsitzen, oder Rahmen zu Gemälden. Dergleichen Werke sind nicht möglich zu machen. Die breitesten und längsten Platten sind von einem Schuh; über dieses Maaß hinaus werfen sie sich, wenn man sie auch noch so dick macht. Sogar die Dicke würde die Ausführung solcher Art Arbeiten nicht leichter machen, und deswegen macht man, statt so dicker Platten, lieber zwey Blätter, die man mit einander verbindet, indem man das Inwendige hohl läßt: man versieht sie nur mit einer Queerleiste (traverse) und macht auf zwey Seiten zwey Oefnungen oder Einschnitte, um sie in die Tischlerarbeiten, oder in eine Stuhllehne einpassen zu können, welches sehr bequem ist.

Die Geschichte von Kim = te = schim redet von verschiedenen Werken, welche die Könige zu verfertigen befohlen hatten, bey denen aber alle Mühe vergeblich war. Der Vater des regierenden Kayfers bestellte Urnen, fast von der Figur derjenigen Kasten, worein wir Orangebäume setzen; wahrscheinlich um darin gewisse kleine rothe, gold = und silberschuppigte Fische, die eine Zierrath in den Häusern sind, aufzubewahren; vielleicht wollte er sich ihrer auch zum Baden bedienen, denn sie musten vierthalb Fuß im Diameter enthalten, dritthalb Fuß hoch, der Boden einen halben und die Wände den dritten Theil eines Fußes dick seyn. Man arbeitete drey Jahre hinter einander an diesen Werken, und verfertigte an zweyhundert Urnen, von welchen aber nicht eine einzige glückte. Eben dieser Kayser gab auch Platten, zu Vordertheilen an offnen Galerien, zu verfertigen auf; jede Platte sollte drey Schuh hoch, dritthalb Schuh breit, und einen halben Schuh dick seyn: alles dieses aber, sagen alte Leute zu Kim = te = schim konnte nicht bewerkstilliget werden, und die Mandarinen dieser Provinz überreichten dem Kayser ein Schreiben, worin sie ihn baten, diese Arbeit einstellen zu lassen.

Unterdessen haben mich die Mandarinen, welche das erfinderische Genie der Europäer kennen, zuweilen ersucht, ihnen neue und besondere Zeichnungen und Muster aus Europa zu verschreiben, um den Kayser etwas Sonderbares überreichen zu können. Auf der andern Seite hingegen

lagen mir die Christen sehr an, dergleichen Modelle nicht herbey zu schaffen; denn die Mandarinen sind bey weitem nicht so nachgiebig als unsere Kaufleute, wenn ihnen die Arbeiter sagen, daß ein Werk nicht zu machen sey; und es setzt öfters viel Bastonnaden, ehe der Mandarin ein Vorhaben aufgiebt, von welchem er sich große Vortheile versprach.

Da jede Profeßion ihren eigenen Götzen hat und die Gottheit hier zu Lande eben so leicht zu erlangen ist, als in gewissen europäischen Ländern der Titel eines Grafen und Marquis, so darf man sich auch nicht wundern, daß es hier auch einen Gott des Porcellans giebt. Der Pu-sa (dies ist der Name dieses Götzen,) hat seinen Ursprung, diesen Arten von Modellen, die den Arbeitern auszuführen unmöglich sind, zu verdanken. Man erzählt, daß einsmal ein Kayser schlechterdings darauf bestanden habe, ihm Porcellan nach einem gegebenen Modell zu verfertigen; man machte ihm mehrmal Vorstellungen, daß es eine unmögliche Sache sey; aber alle diese Vorstellungen dienten zu nichts als sein Verlangen nur noch mehr zu reizen. Die Kayser sind, so lange sie leben, die furchtbarsten Gottheiten in Sina, und sie glauben oft, daß sich ihren Wünschen nichts widersetzen dürfe. Die Vorsteher verdoppelten also ihre Sorgfalt und bedienten sich aller Arten von Strenge gegen die Arbeiter. Diese Unglücklichen verschwendeten ihr Geld, gaben sich die ersinnlichste Mühe, und erhielten dafür nichts als Schläge. Einer

von ihnen stürzte sich in einen Anfall von Verzweifelung in den brennenden Ofen und wurde im Augenblick verzehrt. Das Porcellan, das darin gebrannt wurde, sey, sagt man, davon vollkommen schön und zur Zufriedenheit des Kayfers ausgefallen, der aber davon nichts mehr verlangt hätte. Von dieser Zeit an betrachtete man jenen Unglücklichen als einen Helden, und in der Folge machte man ihn zum Gotte, der den Porcellanarbeiten vorstehet. Ich weiß nicht, ob seine Erhebung auch andere Sinesen gereitzt hat, denselben Weg einzuschlagen und gleiche Ehre zu erlangen.

Da das Porcellan seit so vielen Jahrhunderten in so großem Rufe gestanden hat, so wird man vielleicht gern wissen wollen, worin das Porcellan in den ersten Zeiten von dem gegenwärtigen verschieden sey und was die Sineser hierüber für ein Urtheil fällen. Es ist nicht zu zweifeln, daß Sina seine Alterthumsforscher auch habe, die für die alten Werke eingenommen sind. Der Sinese ist überhaupt geneigt, das Alterthum zu verehren: inzwischen findet man doch auch Vertheidiger der neuen Arbeiten. Bey dem Porcellan ist es aber nicht so, wie mit den antiken Münzen, durch welche man Kenntniß der alten Zeiten erlangen kann. Das alte Porcellan kann mit einigen sinesischen Charakteren geziert seyn, die aber keinen Punkt in der Geschichte erläutern; Wißbegierige können also daran weiter nichts finden, als einen Geschmack und Farben, worin sie es dem neuern Porcellan vorzögen. Als ich in Europa war, glaube ich ge-

hört zu haben, daß das Porcellan, um ganz vollkommen zu seyn, lange in der Erde müsse begraben gewesen seyn. Es ist dieses eine falsche Meinung, über welche sich die Sinesen aufhalten. Die Geschichte von Kim-te-tschim sagt, indem sie von dem schönsten Porcellan der vorigen Zeiten redet, dasselbe sey so sehr gesucht worden, daß, sobald nur der Ofen sey geöfnet worden, die Kaufleute schon mit einander gestritten hätten, wer zuerst davon bekommen sollte. Demnach läst sich nun nicht behaupten, daß es habe unter die Erde begraben werden müssen.

Wahr ist es, daß, wenn man unter den Ruinen alter Gebäude wühlt, und besonders alte verschüttete Brunnen rein macht, man öfters schöne Porcellanstücke finde, die zu Zeiten innerlicher Unruhen darin versteckt worden sind. Dieses Porcellan ist schön, weil man damal nur das kostbarste Porcellan in Sicherheit zu bringen suchte, um es dereinst nach geendigten Unruhen wieder zu finden. Wenn dieses Porcellan geschätzt wird, so geschieht solches nicht deswegen, als ob es im Schoos der Erde einen neuen Grad der Schönheit bekommen hätte, sondern weil sich seine alte Schönheit darin erhalten hat, und nur dieses hat seinen Werth in Sina, wo man groſse Summen auch für das kleinste irdene Geräthe giebt, dessen sich die Kayser Yao und Schun bedient haben, die mehrere Jahrhunderte vor der Dynastie der Tang regierten, zu welcher Zeit die Kayser sich

des Porcellans zu bedienen anfingen. Alles was das Porcellan erhält, wenn es in der Erde alt wird, besteht in einiger Veränderung seines Colorits, oder, wenn man will, seines Teints, woraus man erkennt, daß es alt ist. Eben dieses geschieht beym Marmor und Elfenbein, wiewohl weit schneller, weil wegen des Firnisses die Feuchtigkeit nicht so leicht in das Porcellan eindringen kann. Was ich davon sagen kann, ist dieses, daß ich in alten Gemäuern Porcellanstücke gefunden habe, die wahrscheinlich sehr alt waren, ich habe aber nichts besonders daran bemerkt. Nimmt man als wahr an, daß sie erst durch Veraltung vollkommner geworden wären, so müßten sie, sogleich als sie aus den Händen des Arbeiters kamen, nichts Aehnliches mit dem Porcellan gehabt haben, das heutiges Tages gemacht wird. Ich glaube aber, daß man damal, so wie jetzt, Porcellan von verschiedenem Werthe gehabt habe. Nach den Annalen von Kim-te-tschim, gab es vor diesem Urnen, deren jede bis auf 58 und 59 Taels, d. i. über 80 französische Thaler, verkauft wurden. Wie hoch würden diese vollends in Europa verkauft worden seyn! Eben dieses Buch meldet auch, daß man für jede Urne von diesem Werthe einen eigenen Ofen gebaut und keine Kosten dabey gesparet habe.

Der Mandarin zu Kim-te-tschim, der mich mit seiner Freundschaft beehrt, macht seinen Gönnern am Hofe Geschenke von altem Porcellan, das er selbst zu verfertigen weiß. Er hat nemlich die

Kunst erfunden, das alte Porcellan, oder zum wenigsten das von geringerm Alter, nachzuahmen. Er stellt in dieser Absicht eine Menge von Arbeitern an. Die Materie dieser falschen Kutong, d. i. dieser nachgemachten Alterthümer, ist eine gelbliche Erde, die aus einem Orte, nahe bey Kun-te-tschim, der Mangan-schan heist, geholt wird. Diese Nachbildungen sind sehr dick. Der Mandarin hat mir einen Teller von seiner Arbeit gegeben, welcher so schwer, als zehn der gewöhnlichen Teller, wiegt. Bey der Arbeit dieser Sorten von Porcellan ist nichts Besonderes und Eigenthümliches, es müste denn dieses seyn, daß man ihnen ein aus gelbem Stein gemachtes Oel giebt, welches mit dem gewöhnlichen Oele dergestalt vermischt wird, daß das Letztere prädominirt. Diese Mischung giebt dem Porcellan eine meergrüne Farbe. Wenn das Porcellan gebrannt ist, wirft man es in eine sehr fette Capaunen- und andere Fleischbrühe: hier wird es zum zweytenmal ausgekocht; hierauf legt man es in eine Gosse oder Abzucht, so schlammig, als man sie nur finden kann, und läst es einen Monat und länger darin liegen. Wenn es herausgenommen wird, sollte man glauben, es sey drey bis vierhundert Jahre alt, oder wenigstens aus der vorigen Dynastie der Ming, wo das Porcellan von dieser Farbe und Dicke am Hofe sehr beliebt war. Diese Afterantiken sind auch noch darin den wahren ähnlich, daß, wenn man daran klopft, sie keinen Klang

von

von sich geben, und wenn man sie ans Ohr hält, kein Sumsen erregen.

Man hat mir unter andern Ueberresten aus einem großen Kaufmannsladen einen kleinen Teller gebracht, den ich weit höher schätze als das feinste vor tausend Jahren gemachte Porcellan. Auf dem Boden sieht man ein Crucifix zwischen der heiligen Jungfrau und dem heiligen Johannes gemalt. Man erzählte mir, daß man vor diesem solches Porcellan nach Japon geführet habe, daß man aber seit sechzehn bis siebenzehn Jahre dergleichen nicht mehr mache. Wahrscheinlich haben sich die japonesischen Christen während der Verfolgung dieser Waaren bedient, um Abbildungen von unsern Religionsgeheimnissen zu haben. Diese Porcellansachen vermischte man in den Kisten mit andern, und auf diese Weise entgiengen sie den Nachforschungen der Feinde der Religion. Diese frommen Kunstwerke werden in der Folge entdeckt und durch genauere Nachforschungen unnütz gemacht worden seyn, und dieses ist ohne Zweifel die Ursach, warum man die Verfertigung dieser Art Arbeiten zu Kim=te=tschim eingestellt hat.

In Sina trachtet man nach Gläsern und Crystallen, die aus Europa kommen, fast eben so begierig als in Europa nach sinesischem Porcellan. So sehr inzwischen die Sinesen diese Dinge schätzen, so sind sie doch noch nicht so weit gekommen, daß sie Meere durchfahren sollten, um Glas in Europa zu hohlen; sie finden, daß ihr Porcellan

besser gebraucht werden kann; es verträgt heiße Flüßigkeiten, man kann eine Tasse mit kochendem Thee halten ohne sich zu verbrennen, wenn man es auf sinesische Art zu halten weiß, welches man sogar mit einer silbernen Tasse, von eben der Dicke und Figur nicht thun kann; das Porcellan hat auch so gut seinen Glanz als das Glas, und wenn jenes nicht so durchsichtig ist, so ist es doch weniger zerbrechlich; was dem ganz frisch verfertigten Glaße wiederfährt, begegnet auch dem Porcellan, und nichts macht eine fast gleiche Beschaffenheit der Theile in beyden kennbarer; das gute Porcellan hat einen hellen Klang wie das Glas; wenn das Glas mit dem Diamant geschnitten wird, so bedienet man sich auch des Diamants um die Stücken eines zerbrochenen Porcellans wieder zu vereinigen und auf gewisse Weise zusammen zu heften. Dieses ist sogar ein eigenes Metier in Sina; man sieht hier Werkleute, die einzig damit beschäftiget sind, die zerbrochnen Stücke wieder an ihre Stelle zu setzen: sie bedienen sich des Diamants wie einer Nadel, um kleine Löcher in den Körper des Porcellans zu machen, durch welche sie einen sehr dünnen meßingenen Faden flechten und auf diese Art setzen sie das Porcellan wieder in den Stand zu dienen, ohne daß man beynahe die Stelle, wo es zerbrochen war, gewahr wird.

Ich muß, ehe ich diesen Brief schließe, einen Zweifel aus dem Wege räumen, den ich ohnfehlbar veranlaßt habe. Ich habe gesagt, es kämen

ohne Unterlaß zu Kim=te=tschim Barken an, welche mit Pe=tun=tse und Kao=lin beladen wären, und nachdem man diese gereiniget hätte, würden die übrig gebliebenen Schlacken nach und nach hingeschüttet und große Haufen davon gemacht. Ich fügte hinzu, daß es zu Kim=te=tschim drey tausend Oefen gäbe; daß diese Oefen mit Porcellankasten angefüllet würden; daß diese Kasten nicht mehr als drey bis vier Oefen aushalten könnten, und daß öfters ein ganzer Brand zu Grunde gienge. Nach alle diesem ist die Frage, die man an mich thun kann, ganz natürlich: was ist das für ein Abgrund, in welchen man seit 1300 Jahren diese Ueberbleibsel von Porcellan und Oefen aufschüttet, ohne daß er noch davon angefüllet worden ist?

Die Lage von Kim=te=tschim selbst, und die Art, wie man die Stadt erbauet hat, werden die verlangte Aufklärung hierüber geben. Kim=te=tschim, welches bey seiner Entstehung nicht sehr groß war, ist durch die große Anzahl der Gebäude, die man daselbst errichtet hat, und noch alle Tage errichtet werden, außerordentlich angewachsen: jedes Haus ist mit Mauern umgeben: die Backsteine woraus diese Mauern erbauet sind, liegen nicht platt eine über der andern, sind auch nicht so verkittet wie das Mauerwerk in Europa: die sinesischen Mauern haben mehr gefälliges Ansehn, aber weniger Dauerhaftigkeit. Nach der Länge und Breite gelegte Backsteine überziehen gleichsam die Mauer. Jeder dieser Backsteine hat

einen andern zu beyden Seiten, es fällt davon weiter nichts als die Extremität, die mit dem mittlern Backstein eben ist, ins Auge, und beyde sind gleichsam die Verzahnung dieses Backsteins. Eine dünne Lage von Kalch, die rings um den mittlern Backstein gelegt wird, verbindet diese Backsteine mit einander. Die Backsteine auf der Rückseite sind auf eben diese Art gelegt; diese Mauern werden so wie sie höher empor steigen, immer schmaler, dergestalt, daß sie oben nicht mehr als die Länge und Breite eines Backsteins haben; die auf der Breite liegenden Backsteine sind so mit einander verbunden, daß keine Fuge auf die andere trift. Dadurch wird der Körper der Mauer gleichsam eine Art von leerem Kasten. Wenn man zwey bis drey Reihen Backsteine, die auf einem nur sehr wenig verticftem Grunde ruhen, gelegt hat, so füllet man die innere Höhlung der Mauer mit Scherben, auf welche angefeuchte Erde, in Form eines etwas flüßigen Mörtels gegossen wird. Dieser Mörtel verbindet das Ganze und macht es zu einer einzigen Masse, die von allen Seiten die queer in die Dicke der Mauer einweichenden Backsteine zusammen hält, so wie diese die Mittelbacksteine zusammen halten, welche nur auf der Dicke der unter ihnen liegenden Backsteine ruhen. Von weitem schienen mir diese Mauern von schönen grauen Steinen gemacht und abgeschliffene und polirte Quaderstücke zu seyn. Das Sonderbarste ist, daß, wenn man sie oben sorgfältig mit guten Ziegeln bedeckt, sie auf hundert

Jahre lang dauern; freylich tragen sie keine Last von Bauhölzern, welche auf Säulen von dickem Holz ruhen; sie dienen nur die Gebäude und Gärten einzufassen. Wenn man in Europa die Probe mit dergleichen sinesischen Mauern machte, so würde vielleicht in manchen Gegenden, eine große Ersparniß gemacht werden können.

Man sieht schon hieraus, wo ein Theil jener Ueberreste von Porcellan und Oefen hinkömmt. Man setze noch hinzu, daß sie gewöhnlich über das Ufer des, unten bey Kim-te-tschim vorbeyfließenden Flußes hinabgeworfen werden. Hierdurch gewinnt man mit der Zeit dem Fluße Erdreich ab: dieser Schutt, der von dem Regen angefeuchtet, und von den Vorübergehenden betreten wird, verwandelt sich bald dadurch in Plätze, worauf Markt gehalten werden kann, und in der Folge macht man Gassen daraus. Außer diesem führet der Fluß, wenn er hoch anschwillt, viel zerbrochenes Porcellan mit fort; man könnte sagen, daß sein Bett ganz damit bepflastert ist, welches einen angenehmen Anblick gewähret. Nach alle dem was ich so eben gesagt habe, kann man leicht urtheilen, was das für ein Abgrund sey, wohin man seit so vielen Jahrhunderten alle diese Trümmern von Oefen und Porcellan hingeworfen hat.

II.

Zweytes Schreiben des Pater d'Entrecolles.

So viel Mühe ich mir auch gegeben habe, mich in der Art und Weise zu unterrichten, wie unsere sinesischen Arbeiter das Porcellan verfertigen, so wird mir es doch nicht in den Sinn kommen zu glauben, daß ich diese Materie ganz erschöpft hätte. Aus den neuen Bemerkungen, die ich Ihnen überschicke, werden sie sehen, was mir neue Untersuchungen für neue Kenntnisse hierüber gegeben haben. Diese Bemerkungen will ich Ihnen vortragen, ohne Ordnung und so, wie ich sie sogleich in dem Augenblick als ich sie zu machen Gelegenheit hatte, zu Papier brachte, es sey nun, daß ich die Werkstätte der Künstler besuchte, um mich durch meine eigene Augen zu unterrichten, oder verschiedene Fragen an Sineser that, die sich mit dieser Arbeit beschäftigen.

Da ich übrigens von dem nichts sage, was ich weitläuftig in dem vorigen Briefe, erkläret habe, so wird man wohl thun, diesen Brief noch einmal mit Aufmerksamkeit durchzulesen, weil man außerdem vielleicht Mühe haben würde, vieles nicht zu verstehen, dessen Kenntniß ich mit Grund voraussetze.

I. Da mit der Zeit das auf das Porcellan getragene Gold verlöscht, und viel von seinem Glanze verliert, so verschaft man ihm sein Ansehn wieder, wenn man das Porcellan sogleich mit rei-

nem Wasser benetzt und die Vergoldung mit einem Agatstein frottirt. Man muß darauf bedacht seyn, das Gefäß immer nach einerley Richtung, z. B. von der Rechten zur Linken, zu frottiren.

II. Die Ränder des Porcellans sind es hauptsächlich, die dem Abschuppen unterworfen sind; um diesen Schaden zu verhüten, befestiget man sie mit einer gewissen Quantität zerriebener Bambusrohr-Kohlen, die man mit dem Firniß, der dem Porcellan gegeben wird, vermischt; welches dem Firniß eine aschgraue Farbe giebt. Hierauf bringt man das schon trocken gewordne Porcellan auf die Drehscheibe, und macht mittelst eines Pinsels von dieser Mischung eine Einfassung um den Rand her. Wenn es Zeit ist, trägt man den Firniß auf diese Einfassung, so wie auf den übrigen Theil des Porcellans, und wenn es gebrannt ist, sind die Ränder desselben dem ungeachtet von außerordentlicher Weiße. Da es in Europa kein Bambusrohr giebt, so glaube ich, daß man statt dessen sich der Kohlen von Weidenholz, oder noch besser von Hollunder, der etwas Aehnliches mit dem Bambusrohr hat, bedienen könne.

Es ist zu bemerken, erstlich, daß, ehe man das Bambus in Kohle verwandelt, die grüne Haut davon abgezogen werden müsse, weil versichert wird, daß von der Asche dieser Haut das Porcellan im Ofen berste; zweytens, daß der Arbeiter sich ja wohl in Acht nehmen müsse, das Porcellan nicht mit Fett oder Oel besudelten Hän-

den zu berühren, die berührte Stelle würde davon unfehlbar während der Brennung zerspringen.

III. Als ich von den Farben, die man auf das Porcellan trägt, redete, sagte ich, daß es darunter auch eine von einem geblasenen Roth gäbe und ich habe auch die Art, wie diese Farbe aufgetragen wird, erklärt; ich erinnere mich aber nicht gesagt zu haben, daß man auch eine geblasene blaue Farbe habe, und daß dieselbe viel leichter gelinge. Ohne Zweifel wird man dergleichen in Europa gesehen haben. Unsere Künstler gestehen, daß, wenn man die Kosten nicht scheuete, sie ebenfalls Gold und Silber auf Porcellan, dessen Grund schwarz oder blau wäre, blasen, d. i. eine Art von goldnem oder silbernem Regen allenthalben gleich darüber verbreiten könnten. Diese Sorte von Porcellan, die von einem neuen Geschmack seyn würde, müste gewiß gefallen.

Man bläst den Firniß eben so wohl als das Roth auf. Ohnlängst wurden für den Kayser so feine und zarte Werke verfertiget, daß man sie auf Baumwolle legen muste, weil man so zarte Stücke, ohne Gefahr sie zu zerbrechen, nicht mit Händen angreifen konnte; und da es nicht möglich war, sie in den Firniß einzutauchen, weil man sie sonst mit der Hand hätte angreifen müssen, so blies man den Firniß auf und überzog so damit das ganze Porcellan.

Ich habe bemerkt, daß die Arbeiter, wenn sie blau aufblasen, eine Vorsicht gebrauchen, um die Farbe, die nicht auf das Porcellan fällt, zu

erhalten und so wenig als möglich ist, davon zu verlieren. Sie stellen nemlich das Gefäß auf ein Fußgestell und breiten unter dem letzern einen groſsen Bogen Papier aus, welcher eine Zeitlang zu diesem Behuf gebraucht wird. Wenn die blaue Farbe trocken ist, so machen sie solche ab, indem sie das Papier mit einer kleinen Bürste abreiben.

IV. Man hat vor kurzem eine neue Materie, die geschickt ist in die Composition des Porcellans einzugehen, gefunden. Sie besteht in einem Stein oder einer Art von Kreide, Hoa-sche genannt, aus welcher die sinesischen Aerzte eine Art Ptisane verfertigen, der sie eine die Schärfe im Blut abführende, eröfnende und kühlende Kraft zuschreiben. Sie nehmen sechs Theile dieses Steins und einen Theil Süßholz, und pulverisiren es; einen halben Löffel dieses Pulvers thun sie in eine groſse Tasse mit frischem Wasser, und geben es dem Kranken zu trinken; sie behaupten, daß diese Ptisane das Blut erfrische und die innerliche Hitze mäßige. Die Porcellanarbeiter nahmen sich vor, eben diesen Stein statt des Kaolin, wovon ich in meinem ersten Schreiben geredet habe, zu gebrauchen. Vielleicht findet man an irgend einem Orte in Europa, wo man kein Kao-lin fände, den Hoa-schestein. Er heist Hoa, weil er klebrig und gewissermaßen der Seife ähnlich ist.

Das von Hoa-sche gemachte Porcellan, ist rar, und theurer als das andere, es hat ein ausserordentlich feines Korn; und was die Malerey

darauf betrift, so ist dieselbe, wenn man sie mit der auf dem gewöhnlichen Porcellan vergleicht, beynahe das, was das Pergament gegen das Papier ist. Noch mehr, dieses Porcellan ist von einer Leichtigkeit, die eine an die Manipulation anderer Porcellansachen gewöhnte Hand hintergeht; es ist auch weit zerbrechlicher als das gemeine, und es ist sehr schwer, den wahren Grad seiner Brennung zu ertappen. Es giebt Arbeiter, die sich des Hoa-sche, zur Verfertigung der Körper des Werks selbst nicht bedienen, sie begnügen sich nur, davon einen sehr dünnen und zarten Leim oder Kütt zu machen, in welchen sie das Porcellan, wenn es hart ist, tauchen, um demselben einen Ueberzug zu geben, ehe ihm Farben und Firniß gegeben werden. Dadurch erhält es einige Grade von Schönheit mehr.

Das Hoa-sche wird auf folgende Art zubereitet: 1. wenn es aus der Mine gekommen ist, wäscht man es in Fluß- oder Regenwasser, um es von einem Ueberbleibsel einer gelblichen Erde zu scheiden, die noch daran hängt; 2. man zerstößt es, und thut es in einen Kübel mit Wasser um es zergehen zu lassen und präparirt es, indem man ihm die nemlichen Formen, wie dem Kao-lin, giebt. Man behauptet, blos aus dem einzigen Hoa-sche, auf diese Art zubereitet, und ohne den geringsten andern Zusatz, Porcellan machen zu können; unterdessen hat mir einer meiner neubekehrten Christen, der ähnliches Porcellan verfertiget hat, gesagt, daß er zu acht Theilen Hoa-sche,

zwey Theile Pe-tun-tse nähme, und übrigens nach der Methode verführe, die man bey Verfertigung des gewöhnlichen Porcellans von Pe-tun-tse und Kao-lin beobachte. Bey dieser neuen Art von Porcellan vertritt das Hoa-sche die Stelle des Kao-lin; aber jenes ist weit theurer als dieses. Die Tracht Kao-lin kostet nur 20 Sols, da hingegen eine Tracht Hoa-sche auf einen französischen Thaler zu stehen kömmt. Es ist also nicht zu verwundern, daß diese Porcellansorte theurer verkauft wird als das gemeine.

Ich muß noch eine Bemerkung über das Hoa-sche machen. Wenn man es zubereitet und in kleine Quadrate, so wie die des Pe-tun-tse, gelegt hat, so läst man eine gewisse Quantität davon in Wasser zergehen und macht davon einen recht hellen Leim; dann tunkt man mit dem Pinsel hinein und trägt damit auf das Porcellan verschiedne Zeichnungen und Malereyen, worauf man ihm, wenn es trocken geworden, den Firniß giebt. Wenn das Porcellan gebrannt ist, werden diese Zeichnungen sichtbar, sie haben aber eine ganz andere Weiße als diejenige ist, welche sich auf dem Körper des Porcellans befindet; es scheinet als ob es ein zarter auf der Oberfläche verbreiteter Dunst wäre. Das Weiß des Hoa-sche heißt auch Elfenbeinweiß, Siam-ya-pe.

V. Man malt auch mit Schekao, (einem dem Alaun ähnlichen Mineral) eben so wie mit Hoa-sche, Figuren auf das Porcellan, wovon es eine andere Art weißer Farbe erhält; aber das

Schekao hat das Eigene, daß, ehe man es wie das Hoa-sche zubereitet, es auf dem Heerde geröstet werden muß, worauf es zerstoßen wird, und eben die Formen bekömmt, wie das Hoa-sche. Man wirft es in ein mit Wasser gefülltes Gefäß, rührt es darin um, schöpft das was oben aufschwimmt verschiednemal ab, und wenn alles dieses geschehen ist, findet man eine reine Masse, die man eben so, wie das gereinigte Hoa-sche, anwendet. Das Schekao ist zur Bildung ganzer Porcellankörper nicht tauglich; man hat bis jetzt außer dem Hoa-sche nichts gefunden, das die Stelle des Kao-lin ersetzen und dem Porcellan Festigkeit geben könnte. Wenn man, nach dem, was man mir gesagt hat, zu acht Theilen Hoasche zwey Theile Pe-tun-tse nähme, so würde das Porcellan im Brennen sich senken, weil ihm genugsame Festigkeit fehlte, oder vielmehr weil seine Theile nicht hinlänglich mit einander verbunden wären.

VI. Ich habe noch nichts von einer Art Firniß gesagt, welches tse-kinveu d. i. brunirter oder geglätteter Goldfirniß genannt wird. Ich würde ihn lieber Firniß von Bronze, Caffee oder dunkelgelber Farbe, wie die am dürren Laube, nennen. Dieser Firniß ist eine neue Erfindung: um ihn zu machen, nimmt man gemeine gelbe Erde, giebt ihr die nemliche Formen, wie dem Pe-tun-tse, und wenn diese Erde zubereitet worden, nimmt man davon nur die zarteste Materie, die man ins Wasser thut, und macht davon eine Art Leim, der

eben so flüßig ist, als der gewöhnliche Firniß, der Pe=yeu (Firniß aus Felsstücken gemacht) genannt wird. Diese beyden Firnisse, der Tse=kin und Pe=yeu, werden zusammen vermischt und müssen deswegen beyde gleich flüßig seyn; um die Probe davon zu machen, wirft man ein Stück Pe=tun=tse in beyde Arten von Firniß; wenn jeder Firniß sein Pe=tun=tsestück durchdringt, so urtheilet man, daß sie beyde einerley Grad der Flüßigkeit haben, und geschickt sind, sich mit einander zu vermischen. Man vermischt auch mit dem Tse=kin Firniß, oder Oel von Kalchstein und Farrenkrautasche, so präparirt, wie ich anderswo gesagt habe, und eben so flüßig wie der Pe=yeu; aber man mischt von diesen beyden Firnissen mehr oder wenig zum Tsekin, je nachdem man den Tsekin dunkler oder heller haben will; welches sich aus verschiedenen Versuchen erkennen läßt: z. B. man vermischt zwey Tassen vom flüßigen Tsekin mit acht Tassen Pe=yeu, hierauf nimmt man zu vier Tassen von dieser Mixtur von Tsekin und Pe=yeu, eine Tasse von dem aus Kalch und Farrenkrautasche gemachten Firniß.

Das Geheimniß das Porcellan mit Tsui oder Violet zu malen und zu vergolden, soll, wie man sagt, erst vor zwanzig Jahren, oder ungefähr so lange, seyn erfunden worden. Man versuchte es eine Mischung von Blättergold, Firniß und Kieselstaub zu machen, die man eben so, wie die rothe Oelfarbe, auftrug. Dieser Versuch ist aber nicht gelungen und man fand, daß der Fir=

niß Tsekin mehr gefälliges Ansehn und Glanz hatte.

Es war eine Zeit, wo man Tassen machte, denen man auswendig den Goldfirniß, inwendig aber blos den reinen weißen Firniß gab. In der Folge hat man dieses geändert, und man legte auf eine Tasse oder ein Vase, die man mit Tsekin firnissen wollte, an einer oder ein Paar Stellen eine runde Scheibe oder ein Quadrat von angefeuchtetem Papier, und nachdem man ihnen den Firniß gegeben hatte, nahm man das Papier wieder ab, und bemalte diese nicht mit Firniß überzogene Stelle mit dem Pinsel roth oder blau. Wenn das Porcellan trocken war, gab man ihm den gewöhnlichen Firniß, entweder durch Aufblasen oder auf eine andere Art. Einige füllen diese leeren Stellen mit einem ganz blauen oder ganz schwarzen Grunde, um nach der ersten Brennung die Vergoldung darauf zu tragen; eine Sache wozu sich verschiedene Combinationen aussinnen lassen.

VII. Man hat mir in diesem Jahre zum erstenmal eine Art von Porcellan gezeigt, das gegenwärtig Mode ist. Seine Farbe fällt ins Olive; man nennt es Long-tsivem; ich habe welches davon gesehen, das man Tsim-ko nannte; dieses ist der Name einer Frucht, die viel Aehnliches mit den Oliven hat. Man giebt dem Porcellan diese Farbe, wenn man sieben Tassen Tsekin-Firniß, vier Tassen Pe-yeu, zwey Tassen, oder ungefähr so viel Oel von Kalch und Farrenkrautasche, und

eine Tasse Tsui-yeu, welches ein aus Kieselstein verfertigtes Oel ist, zusammenmischt. Das Tsui-yeu macht eine Menge kleiner Aederchen auf dem Porcellane sichtbar; wenn man es ganz allein aufträgt, ist das Porcellan zerbrechlich und hat keinen Klang, wenn man daran klopft; vermischt man es aber mit den andern Firnissen, so ist es von Adern durchschnitten, es klingt und ist nicht zerbrechlicher als das gemeine Porcellan.

Ich muß noch eine Eigenheit hinzufügen, von der ich noch nicht geredet, und die ich ganz kürzlich erst bemerkt habe. Sie bestehet darin, daß ehe man den Firniß auf das Porcellan trägt, man ihm die völlige Politur giebt, und die kleinsten Ungleichheiten wegnimmt; dieses geschieht mittelst eines Pinsels von kleinen sehr feinen Federchen; man benetzt diesen Pinsel blos mit Wasser und führet ihn mit leichter Hand über die ganze Oberfläche hin. Diese Mühe giebt man sich aber hauptsächlich nur bey dem feinen Porcellan.

VIII. Das glänzende oder Spiegelschwarz, **U-kim** genannt, wird auf das Porcellan getragen, indem man dasselbe in eine flüßige Mischung, die aus präparirtem Blau besteht, eintaucht; es ist nicht nöthig, hierzu das schöne Blau anzuwenden, sondern es muß nur etwas dicklich und mit Peyeu und Tsekin-Firniß, worunter man ein wenig Kalch- und Farrenkautaschen-Oel thut, vermischt seyn: z. B. zu zehn Unzen im Mörsel zerriebenes Blau, mischt man eine Tasse Tsekin, sieben Tassen

Pe : yeu und zwey Tassen Oel von Farrenkrautasche, die mit Kalch gebrannt ist. Diese Mischung führt ihren Firniß mit sich, und es ist nicht nöthig, denselben noch einmal zu geben. Wenn diese Sorte von schwarzem Porcellan gebrannt wird, muß man sie gegen die Mitte des Ofens, und nicht an das Gewölbe setzen, wo das Feuer am heftigsten würkt.

IX. Ich habe mich geirrt, als ich in meinem vorigen Briefe sagte, daß die rothe Oelfarbe, Yeu=lihuin genannt, aus Vitriolroth, so wie man dasselbe gebraucht um das noch einmal gebrannte Porcellan roth zu malen, gemacht würde. Diese rothe Oelfarbe wird vielmehr aus den rothen Kupferkörnchen und dem Pulver eines gewissen Steins oder Kiesels, der ein wenig ins Rothe fällt, verfertiget. Ein christlicher Arzt sagte mir, daß dieser Stein eine Art Alaun sey, die man in der Medicin brauche. Man zerreibt alles in einem Mörser, indem man Urin von einem jungen Menschen und Pe : yeu : Oel hinzuthut; ich habe aber die Quantität dieser Ingredienzen nicht entdecken können; die, die das Geheimniß besitzen, nehmen sich sehr in acht, es nicht zu verrathen. Diese Mischung wird auf das Porcellan gebracht, wenn Letzteres noch nicht gebrannt ist, und man giebt demselben auch keinen andern Firniß, sondern man muß sich nur hüten, daß während des Brennens die rothe Farbe nicht an dem Gefäß herabfließe. Man hat mich versichert, daß, wenn

man

dem Porcellan diese rothe Farbe geben wolle, man sich, um jenes zu bilden, des Pe=tun=tsi nicht bediene, sondern an dessen Statt, nebst dem Kao=lin die gelbe, eben so wie die Pe=tun=tse's prä=parirte, Erde gebrauche. Es ist zu vermuthen, daß eine dergleichen Erde sich besser dazu schickt, diese Art Farbe anzunehmen.

Vielleicht wird es manchem angenehm seyn zu hören, wie dieses Kupferkorn zubereitet wird. Es ist bekannt, daß es in Sina kein gemünztes Geld gebe; man bedienet sich statt dessen im Han=del und Wandel des Silbers in Masse, und man findet viel Stücken, die von schlechter Probe sind. Inzwischen giebt es Fälle, wo man es auf feines Silber reduciren muß; z. B. wenn Steuern oder ähnliche öffentliche Abgaben entrichtet werden müs=sen. Alsdann nimmt man seine Zuflucht zu den Arbeitern, die sich einzig und allein damit beschäf=tigen, in eigends dazu verfertigten Oefen das Sil=ber abzutreiben, und das Kupfer und Bley davon zu scheiden. Sie granuliren dieses Kupfer, wel=ches wahrscheinlich noch einige unmerkliche Silber= oder Bleytheilchen in sich behält. Ehe das flüßig=gemachte Kupfer hart wird, nimmt man einen klei=nen Besen, den man ganz leicht ins Wasser taucht, und besprengt damit, indem man auf den Stiel des Besens schlägt, das geschmolzene Kupfer: auf der Oberfläche bildet sich dann ein Häutchen, das man mit kleinen eisernen Zängelchen abhebt und in kaltes Wasser wirft, worin sich das Körnchen

formirt, und so vielmal vervielfältiget, als die Operation wiederholt wird. Ich glaube, daß dieses Kupferpulver zur Verfertigung der rothen Farbe viel geschickter werden würde, wenn man sich zur Auflösung des Kupfers, des Scheidewassers bediente. Allein die Sineser haben das Geheimniß des Scheidewassers nicht; ihre Erfindungen sind alle höchst einfach.

X. Man hat in diesem Jahre Desseins von Werken zu Stande gebracht, deren Ausführung man für unmöglich hielt. Es sind Urnen, die in der Höhe drey Fuß und drüber halten, ohne die Deckel, die sich in Form einer einen Fuß hohen Pyramide, erheben. Diese Urnen bestehen aus drey Stücken ausgelegter Arbeit, die mit so viel Kunst und Sauberkeit an einander gesetzt sind, daß sie nur aus einem einzigen Körper zu bestehen scheinen, ohne daß man nur das geringste von ihren Fugen gewahr wird. Man sagte mir, als ich sie zu sehen bekam, daß von achtzig Urnen, die man gemacht habe, nur achte gelungen, und alle übrigen verdorben wären. Diese Werke waren von Kaufleuten aus Canton, die mit den Europäern handeln, bestellt worden: denn in Sina selbst wird Porcellan von so hohem Preiße eben nicht gesucht.

XI. Man hat mir ein Stück von dem Porcellan gebracht, das Yao = pien oder die Verwandlung genannt wird. Diese Verwandlung geschieht im Ofen, und wird entweder durch den Mangel oder durch die Uebermaaße der Hitze,

oder vielleicht durch andere Ursachen, die nicht leicht auszusinnen sind, verursacht. Dieses Stück, das nach der Meinung des Arbeiters nicht gelungen und die Würkung eines blosen Zufalls war, ist deswegen nicht minder schön und schätzbar. Der Arbeiter hatte die Absicht Gefäße mit geblasenem Roth zu machen; hundert Stücke giengen gänzlich zu Grunde; dasjenige, wovon ich rede, kam, einer Art von Agath ähnlich, aus dem Ofen. Wenn man den Verlust und die Kosten verschiedner Proben wagen wolite, so würde man endlich die Kunst finden, dasjenige mit Sicherheit zu verfertigen, was der Zufall ein einzigesmal hervorgebracht hat. Eben auf solche Art nahm man sich vor, Porcellan von einer glänzenden Schwärze zu machen, das man U-kim nennt. Der Eigensinn des Ofens gab die Veranlassung zu diesem Versuch, und er glückte.

XII. Wenn man dem Porcellan einen Firniß geben will, der es ausnehmend weiß macht, so nimmt man zu dreyzehn Tassen Pe-yeu eine Tasse Oel von Farrenkautasche, das eben so flüßig als der Pe-yeu. Dieser Firniß ist stark, und darf dem Porcellan, das man blau malen will, nicht gegeben werden, weil die Farbe, nach der Brennung, nicht durch den Firniß hindurch scheinen würde. Das Porcellan, dem man den starken Firniß gegeben hat, kann ohne Gefahr der Glut des Ofens ausgesetzt werden. Man brennt es so ganz weiß, entweder um es bey dieser Farbe zu erhalten, oder um es zu vergolden, oder um

es mit verschiedenen Farben zu bemalen und es dann noch einmal zu brennen. Will man aber das Porcellan blau malen, und die Farbe soll nach der Brennung durchscheinen, so dürfen nicht mehr als sieben Tassen Pe-yeu mit einer Tasse Firniß oder Mischung aus Kalch und Farrenkrautasche vermischt werden.

Ueberhaupt ist wohl zu bemerken, daß das Porcellan, dessen Firniß viel Farrenkrautasche enthält, auf einer gemäßigten Stelle im Ofen gebrannt werden muß; d. i. entweder nach den drey ersten Reihen, oder unten in der Höhe eines oder anderthalb Fußes; in der Höhe des Ofens gebrannt, würde die Asche mit Heftigkeit schmelzen und am Porcellan herabfließen. Mit der rothen Oelfarbe, dem geblasenen Roth und dem Long-tsi-ven ist es, wegen des Kupferkörnchens, das in die Zusammensetzung dieser Firnisse eingeht, eben so beschaffen. Im Gegentheil aber muß das Porcellan, dem man den blosen Tsui-yeu, d. i. denjenigen Firniß, der viele Aederchen hervorbringt, so, daß das Porcellan aus vielen an einander passenden Stücken zusammen gesetzt scheint, hoch im Ofen gebrannt werden.

XIII. Ich muß hier etwas, das ich in Betreff der Farben, die man dem Porcellan giebt, das zum zweytenmal gebrannt wird, in meinem vorigen Schreiben gesagt habe, verbessern. Bevor ich mich aber in das Umständliche einlasse, muß ich erstlich das Verhältniß und die Vergleichung der sinesischen Gewichte erklären.

Der Kin oder das sinesische Pfund hält sechzehn Unzen, welche Leams oder Taels genannt werden.

Der Leam oder Tael ist eine sinesische Unze.

Der Tsien oder der Mas ist der zehnte Theil eines Leam oder Tael.

Der Fuen ist der zehnte Theil des Tsien oder des Mas.

Der Ly ist der zehnte Theil des Fuen.

Der Hao ist der zehnte Theil des Ly.

Das Vitriolroth, das man auf das zum zweytenmal gebrannte Porcellan bringt, wird auf die Weise, wie ich es erklärt habe, aus dem Vitriol, welcher Tsao-fan genannt wird, verfertiget. Wie aber diese Farbe zusammen gesetzt wird, darüber muß ich noch Auskunft geben.

Zu einem Tael oder Leam Bleyweiß thut man zwey Mas dieses Roths; man siebt das Bleyweiß und das Roth durch einen Haarsieb und mischt beydes trocken unter einander. Hierauf verbindet man eines mit dem andern durch Wasser, welches mit ein wenig Kuhleim, der die Consistenz der Hausenblase hat und so verkauft wird, angemacht ist. Dieser Leim macht, daß, wenn man das Porcellan malt, das Roth daran haftet und nicht abfließt. Da die Farben, wenn man sie zu dick auftrüge, Ungleichheiten auf dem Porcellan verursachen würden, so taucht man von Zeit zu Zeit mit leichter Hand den Pinsel in das Wasser und damit sofort in die Farbe, womit man malen will.

Um die weiße Farbe zu machen, setzt man zu einem Leam Bleyweiß drey Mas und drey Fuen Pulver von den durchsichtigsten Kieseln, die man calciniret hat, nachdem sie vorher in einem vor der Heitzung in den Sand des Ofens verscharrten, Porcellankasten verlutiret worden. Dieses Pulver muß so zart seyn, daß man es nicht zwischen den Fingern fühlt. Man bedienet sich des bloßen Wassers, ohne Leim dazu zu mischen, um dieses Pulver mit dem Bleyweiß zu verbinden.

Dunkelgrün wird gemacht, indem man zu einem Tael Bleyweiß drey Mas und drey Fuen Kieselpulver, mit acht Fuen oder beynahe einem Mas Tom-hoa-pien (welches nichts anders als der Schaum ist, der sich bey der Schmelzung des Kupfers absondert) mischt. Wenn man das Tom-hoa-pien zur Verfertigung des Grüns anwenden will, muß man es erst waschen und die Kupferkörner, die sich darin befinden und zum Grün nicht schicken, sorgfältig absondern: man braucht hierzu weiter nichts als die Schuppen, d. i. diejenigen Theile des Metalls, die sie davon trennen, wenn man es verarbeitet.

Was die gelbe Farbe betrift, so wird dieselbe gemacht, wenn man zu einem Tael Bleyweiß drey Mas und drey Fuen Kieselpulver und ein Fuen acht Ly bloses nicht mit Bleyweiß vermischtes Roth thut. Ein anderer Künstler sagte mir, daß er, um ein schönes Gelb zu machen, dritthalb Fuen dieses Grundroths dazu nähme.

Ein Tael Bleyweiß, drey Mas und drey Fuen Kieselpulver, nebst zwey Ly Lasurstein, geben ein Dunkelblau, das ins Violet spielt. Einer der Arbeiter, den ich darüber befragte, meinte, daß acht Ly Lasurstein hierzu erfordert würden.

Die Mischung aus Grün und Weiß, z. B. ein Theil Grün zu zwey Theilen Weiß, giebt ein sehr helles Meergrün.

Grün und Gelb, z. B. zwey Tassen Dunkelgrün mit einer Tasse Gelb, vermischt, giebt das Grün Culu, welches der Farbe eines etwas verwelkten Blattes ähnlich ist.

Zu Schwarz läßt man Lasurblau im Wasser zergehen; es muß nur sehr wenig dicklich seyn: man vermischt damit ein wenig Kuhleim, der in Kalch durchbeitzt und bis zur Consistenz der Hausenblase gekocht worden. Wenn man das Porcellan, das man von neuem brennen will, mit dieser schwarzen Farbe gemalt hat, so bedeckt man die schwarzen Stellen mit Weiß. Während des Brennens vermischt sich dieses Weiß mit dem Schwarzen, so wie sich der gewöhnliche Firniß mit der blauen Farbe des gemeinen Porcellans verbindet.

Es giebt noch eine Farbe, welche Tsiu genannt wird. Sie besteht aus einem Stein oder Mineral, das dem römischen Vitriol sehr ähnlich ist. Den Antworten nach, die man mir auf meine Fragen gegeben hat, sollte man glauben, daß dieses Mineral aus einer Bleymine gewonnen werde, und daß es, da es Geister, oder vielmehr un-

merkliche Theilchen von Bley in sich enthält, von selbst in das Porcellan eindringt, ohne daß man hierzu der Beyhülfe des Bleyweißes nöthig hätte, welches das Vehikel der andern Farben ist, die man dem abermal gebrannten Porcellan giebt.

Von diesem Tsiu macht man das dunkle Violet. Man findet dergleichen in Canton, es kömmt auch von Peking. Letzteres ist aber weit besser.

Das Pfund wird für einen Tael acht Mas, d. i. für 9 Livres verkauft. Das Tsiu wird geschmolzen, und wenn es geschmolzen oder erweicht worden, so bringen es die Goldschmiede in Form eines Emails auf Silberwerke. Sie setzen z. B. einen kleinen Zirkel von Tsiu in den Reif eines Ringes; oder füllen damit den Kopf einer Schmucknadel aus und setzen es in Form eines Edelsteins hinein. Da diese Art Email nach und nach losgeht, so sucht man dieser Ungelegenheit dadurch vorzubeugen, daß man es mittelst einer ganz dünnen Lage von Fisch- oder Kuhleim befestiget.

Das Tsiu kann, so wie die andern Farben, von welchen ich geredet habe, nur bey Porcellan, das zum zweytenmal gebrannt wird, gebraucht werden. Die Zubereitung des Tsiu ist diese: Man röstet oder brennt es nicht wie den Lasurstein, aber man zerstößt es und zermalmt es zu einem höchst feinen Staub; diesen thut man in ein Gefäß voll Wasser, rührt ihn darin ein wenig um, und schüttet dann dieß Wasser, worin sich einige Unreinig-

keiten befinden, ab, und hebt den Cristall, der in dem Gefäß zu Boden gesunken ist, auf. Diese solchergestalt im Wasser aufgelöste Masse verliert ihre schöne Farbe, und erscheinet von außen etwas aschfarbig. Aber das Tsiu entdeckt seine Violetfarbe, so bald das Porcellan gebrannt ist. Man kann es, so lange man will, aufbewahren. Will man ein Porcellan-Gefäß mit dieser Farbe malen, so braucht man es nur in Wasser zergehen zu lassen, und wenn man will, ein wenig Kuhleim hinzuzuthun; welches jedoch einige nicht einmal für nöthig halten. Man kann sich durch einen Versuch hierüber selbst belehren.

Um das Porcellan zu vergolden oder zu versilbern, setzt man zwey Fuen Bleyweiß zu zwey Mas Blattgold oder Blattsilber, das man Sorge tragen muß gehörig aufzulösen. Silber auf Sekinfirniß hat viel Glanz. Wenn man einige mit Gold, und andere mit Silber malt, so dürfen die versilberten Stücke nicht so lange im kleinen Ofen bleiben, als die vergoldeten; denn sonst würde das Silber schon verschwunden seyn, ehe noch das Gold den Grad der Brennung, der ihm seinen Glanz giebt, erreicht hätte.

XIV. Es giebt hier eine Gattung farbigen Porcellans, das wohlfeiler verkauft wird, als dasjenige, das mit den Farben bemalt ist, von denen ich geredet habe. Vielleicht können die Kenntnisse, die ich davon mittheilen will, in Europa, in Rücksicht auf das Fayance, von Nutzen seyn, vorausgesetzt daß man auch damit nicht bis zur

Vollkommenheit des sinesischen Porcellans gelangen könnte. Um solche Sachen zu verfertigen, ist es nicht nöthig, daß die Materie, die dazu angewendet werden soll, so fein sey. Man nimmt Tassen, die in dem großen Ofen schon gebrannt, aber nicht mit Firniß überzogen worden, die also ganz weiß sind und gar keinen Glanz haben. Man färbt sie, wenn man sie in das Gefäß wirft, in welchem sich die präparirte Farbe befindet, wenn man sie von einerley Farbe haben will. Sollen sie aber verschiedene Farben bekommen, so wie diejenigen Werke, welche Hoamtlu-hyan genennet werden, und in lauter Fächer eingetheilet sind, wovon eines grün, das andere gelb u. s. w. ist, so trägt man diese Farben mit einem starken Pinsel auf. Dieses ist die ganze Façon die man diesem Porcellan nach der Brennung giebt; man bringt ein wenig Zinnober auf gewisse Stellen, z. B. auf den Schnabel gewisser Thiere; aber diese Farbe darf nicht gebrannt werden, weil sie im Feuer verschwinden würde; sie ist auch von wenig Dauer. Wenn man die andern Farben aufgetragen hat, so brennt man das Porcellan noch einmal, nebst andern Porcellan, das noch gar nicht gebrannt worden, in dem großen Ofen; man muß aber Sorge tragen, daß es auf den Boden des Ofens und unter das Zugloch, wo das Feuer nicht so würksam ist, gesetzt werde, weil ein zu heftiges Feuer die Farben vernichten würde.

Die Farben, die dieser Sorte von Porcellan eigen sind, werden folgendermaßen zubereitet: Zu

Verfertigung der grünen Farbe, nimmt man Tomhoa-pien, Salpeter und Kieselstaub; die Quantität eines jeden dieser Ingredienzen konnte man mir nicht sagen. Wenn man sie alle einzeln in einen höchst zarten zwischen den Fingern fast unfühlbaren Staub verwandelt hat, so läst man sie im Wasser zergehen und sich darin zusammen verbinden.

Das gemeinste Blau mit Salpeter und Kieselstaub, giebt Violet.

Gelb erhält man, wenn man z. B. drey Mas Vitriolroth zu drey Unzen Kieselstaub und drey Unzen Bleyweiß nimmt.

Zur Verfertigung der weißen Farbe setzt man ein Tael Bleyweiß zu vier Mas Kieselstaub. Alle diese Ingredienzen werden im Wasser zerlassen. Das ist alles was ich von den Farben dieser Porcellansorte habe erfahren können, da ich unter meinen zum Christenthum Bekehrten, keinen habe, der dabey arbeitet.

XV. Als ich in meinem vorigen Briefe von den Oefen redete, worin das gemalte Porcellan noch einmal gebrannt wird, sagte ich, daß man Reihen von Porcellan senkrecht errichtete, die kleinern Kästen immer in die größern einsetzte, und so in dem Ofen in Ordnung stellte. Zu diesem muß ich noch hinzu fügen, daß man sich in acht nehmen muß, daß die Porcellanstücke sich einander an den bemalten Stellen nicht berühren, weil dergleichen Stücke sodann untauglich seyn würden. Man kann zwar das untere Theil einer Tasse auf

den Boden einer andern Tasse stellen, ob sie gleich gemalt ist, weil die Ränder des Bodens der im Futteral befindlichen Tasse, nicht bemalt sind; aber es darf die Wand der einen Tasse die Wand der andern nicht berühren. Hat man also Porcellanstücke, die nicht bequem eines in das andere gesteckt werden können, wie z. B. die langen Schokolatetassen, so ordnen sie unsere Arbeiter folgendermaßen. Auf eine Porcellanlage, die auf dem Boden des Ofens steht, legt man eine Bedeckung von Platten, die aus der Erde, wovon die Oefen oder die Porcellankasten selbst verfertiget werden, gemacht sind. Denn in Sina wird alles genutzt. Ueber diese Bedeckung bringt man eine andere Lage von Porcellansachen und fährt damit wechselsweise immer fort, bis der Ofen bis oben hinauf voll ist.

XVI. Ich war nicht genau genug unterrichtet, als ich sagte, daß man daraus erkenne, ob das gemalte oder vergoldete Porcellan genug gebrannt sey, wenn man sähe, daß das Gold und die Farben in ihrem ganzen Glanz hervorstächen. Ich bin durch sicherere Kenntnisse eines andern überzeugt worden. Die Farben können nicht eher unterschieden werden, als bis das gebrannte Porcellan kalt geworden. Daß es Zeit ist, das Porcellan, welches man in einem kleinen Ofen hat brennen lassen, herauszunehmen, beurtheilt man daraus, wenn man durch die obere Oefnung sieht, und bemerkt, daß bis auf den Boden hinab alles Porcellan durch das Feuer, das sie umglüht, roth

aussieht, wenn man die Säulenweise gestellten Porcellanstücke eines von dem andern unterscheiden kann, wenn das bemalte Porcellan die Ungleichheiten nicht mehr hat, die die Farben bildeten, und wenn sich diese Farben mit der Porcellanmasse eben so innig vermischt haben, als sich der Firniß, womit das schöne Blau überzogen ist, durch die Hitze der großen Oefen, mit diesem verbindet.

Was das Porcellan betrift, welches in den großen Oefen zum zweytenmal gebrannt wird, so urtheilt man, daß ein Brand vollkommen ist, 1. wenn die emporsteigende Flamme nicht mehr so roth, sondern etwas weißlich ist; 2. wenn man, indem man durch eine der Oefnungen sieht, bemerkt, daß alle Kasten roth sind; 3. wenn man, nachdem man einen oben auf stehenden Kasten geöfnet und ein Stück Porcellan herausgenommen hat, an demselben, nach erfolgter Kaltwerdung, wahrnimmt, daß der Firniß und die Farben, die Beschaffenheit haben, die man wünschte; 4. endlich, wenn man, indem man von oben hinab in den Ofen schaut, gewahr wird, daß der Sand auf dem Boden schimmernd ist. Aus allen diesen Merkmalen urtheilet der Arbeiter, ob sein Porcellan zur vollkommenen Brennung gediehen ist.

XVII. Wenn man will, daß das ganze Gefäß mit Blau überzogen werden soll, so bedient man sich hierzu des Leao oder des präparirten und bis zu einer gehörigen Consistenz in Wasser erweichten Lasurs, worein man das Gefäß taucht. Zur Verfertigung des geblasenen Blaus, Tsui-

tsim genannt, bedienet man sich des schönsten Kasurs, das auf die bereits beschriebene Weise zubereitet wird. Man bläst es auf das Gefäß, und wenn es trocken ist, giebt man ihm den gewöhnlichen Firniß, entweder allein, oder mit Tsui-yeu vermischt, wenn man will, daß das Porcellan Adern haben soll.

Es giebt Arbeiter, welche auf dieses Kasurblau, es sey nun geblasen oder nicht, mit der Spitze einer langen Nadel Figuren zeichnen: die Nadel nimmt von dem trocknen Kasurblau so viel kleine Pünktchen weg, als zur Darstellung der Figuren nöthig ist; hierauf geben sie ihnen den Firniß. Wenn das Porcellan gebrannt ist, scheinen die Figuren wie in Mignatur gemalt zu seyn.

XVIII. Man hat mit dem Porcellan auf welchem man erhaben gearbeitete Blumen, Drachen, Schlangen und ähnliche Figuren sieht, so viel Arbeit nicht, als man sich einbilden mag. Man zeichnet sie sogleich mit dem Grabstichel auf den Körper des Gefäßes; hierauf macht man rings um ihren Umriß her leichte Einschnitte, die ihnen das Erhabene geben, und bringt sodann den Firniß darauf.

XIX. Als ich in meinem vorigen Briefe von der Art und Weise redete, wie das Leao oder Kasurblau zubereitet wird, habe ich zwey bis drey Umstände vergessen, die erwogen zu werden verdienen. 1. Ehe es in den Sand des Ofens, worin es gebrannt werden soll, vergraben wird, muß man es wohl waschen, um die daran hängende Erde davon zu trennen. 2. Es muß in einem

wohl verkütteten Kasten eingeschlossen werden. 3. Wenn es gebrannt ist, zerreibt man es, rüttelt es durch den Sieb, thut es in ein glasurtes Gefäß und schüttet kochendes Wasser darüber; nachdem man es hierauf ein wenig umgerührt hat, schöpft man den oben auf schwimmenden Schaum ab, und schüttet das Wasser sodann allmählich davon ab. Dieses Verfahren mit dem kochenden Wasser muß darauf noch zweymal wiederholt werden. Dann nimmt man das solchergestalt angefeuchtete Lasurblau und bildet es zu einer Art von sehr dünnem Teig, um ihn in einen Mörser zu thun, und ihn darin eine ziemliche Zeit lang zu reiben.

Man hat mich versichert, daß sich der Lasurstein in den Steinkohlengruben, oder in den neben solchen Gruben befindlichen rothen Erden, fände. Man sieht dieselben schon auf der Oberfläche der Erde, und dieses ist ein genugsam sicheres Kennzeichen, daß, wenn man etwas tiefer an einer solchen Stelle eingräbt, man dergleichen unfehlbar finden werde. In den Gruben zeigt er sich durch kleine Daumensdicke Stücken, die aber platt und nicht rund sind. Der grobe Lasurstein ist sehr gemein, aber der feine sehr rar, es ist auch nicht leicht, ihn mit dem Auge zu unterscheiden. Man muß damit erst eine Probe machen, wenn man nicht betrogen seyn will. Diese Probe besteht darin, daß man ein Stück Porcellan damit malt und solches sodann brennt. Wenn Europa schönen Leao oder Lasurstein und schönen Tsiu, der eine Art von Violet ist, lieferte, so würden diese

Dinge für Kim=te=tschim eine Waare von Werth seyn, die dabey wenig Transportkosten verursachte, da sie nur einen kleinen Raum einnehmen würde; man könnte dafür das schönste Porcellan eintauschen. Ich habe schon gesagt, daß ein Pfund Tsiu für ein Tael acht Mas verkauft wird; dies beträgt so viel als neun Franken. Man verkauft eine Schachtel voll schönen Leao für zwey Tael, welches nur zehn Unzen, die Unze zu zwanzig Sols gerechnet, beträgt.

XX. Man hat den Versuch gemacht einige Porcellangefäße mit der feinsten sinesischen Tusche schwarz zu malen; dieser Versuch ist aber mislungen. Als das Porcellan gebrannt war, sah es ganz weiß aus. Da die Theile dieses Schwarzes nicht Körper genug haben, so wurden sie durch die Würkung des Feuers zerstreut, oder vielmehr, sie hatten nicht Kraft genug die Firnißlage zu durchdringen und eine von dem bloßen Firniß verschiedne Farbe hervorzubringen.

12.

Verfertigung der künstlichen Blumen der Sineser.

Die künstlichen Blumen, welche die Sineser verfertigen, sind weder von Papier, noch Seide, noch einem andern Zeuge gemacht. Es ist eine Gattung Schilf oder Rohr, was den Stoff dazu liefert.

fert. Dieses Gewächse heißt Tong-tsao, oder auch Tong-to-mon. Der Tong-tsao, sagt ein sinesisches Kräuterbuch, wächst in schattigen und sehr bedeckten Gründen; man hat ihm den Namen Tong-to gegeben, weil er nach der Meynung der sinesischen Aerzte, eröfnend abführend, und sehr gut ist, um die Schweißlöcher zu öfnen, und Verstopfungen abzutreiben. Nach einem andern citirten Schriftsteller, (denn es ist der Gebrauch der sinesischen Autoren, was sie sagen, durch häufige Citaten zu unterstützen) wächst dieses Gewächs an den Seiten der Gebirge; sein Laub gleicht dem Pi-ma, oder der Palma Christi. Die Mitte seines Stengels ist mit einem weißen, ungemein leichten Marke, angefüllt, das gut aussieht. Es wird daraus verschiedener Putz für Damen verfertigt. Ein andrer Autor sagt, daß es in der Provinz Kiang-nan wachse. Dies kann vor Zeiten wahr gewesen seyn, als die Ländereyen dieser Provinz weniger angebaut waren, aber jetzt wird es aus der Provinz Se-tschuen, und von einigen Oertern der Provinz Hu-quang, nach Kiang-nan gebracht, wo man die Kunst versteht, es zu bearbeiten.

„Diese Pflanze, fährt der Sineser fort, „wächst über eine Klafter hoch. Seine Blätter „gleichen dem Nenuphar, aber sie sind fetter. „Man findet in der Mitte des Stamms, unter einem Holze, das dem Holze des Rohres ähnelt, „eine Substanz, die sehr weiß ist."

Dem Mißionar kam sie minder dichter als das Fleisch einer Melone, aber eben so gleich, und weniger schwammig als andres Mark vor, sonderlich als Hollunder-Mark. Er glaubt, daß dieser leichte Körper, ein Mittelding zwischen Holz und Mark ausmacht.

„Jetzt, sagt der sinesische Autor weiter, „pflanzt und baut man den Tong-tsao in solchem „Erdreich das ihm am besten behagt; wenn er „noch jung ist, kocht man ihn zu einem Saft. „Dieser, zur Consistenz einer Latwerge verdickte, „Sirup, ist süß und angenehm. Wenn man ihn „mit Früchten vermischt, so erhöht er ihren Ge„schmack, und macht sie besser."

„Ein andrer Autor sagt, der Tong-tsao „wächst häufig in Bergen und Gehölzen; der Um„fang seines Stammes beträgt verschiedene Zolle."

Ein Arbeiter mit dem sich der Mißionar, von dem diese Beschreibung genommen ist, unterhielt, und der dergleichen künstliche Blumen verfertigte, versicherte ihm, dürre Tong-tsao's gesehn zu haben, die Faustdick waren.

„Sein Stengel ist wie der Bambus, durch „verschiedene Knoten abgetheilt; von einem Kno„ten zum andern befinden sich Röhre von andert„halb Schuhe Länge, die am Fuß der Pflanze di„cker werden. Man schneidet dieses Gewächs alle „Jahre ab, und das folgende Jahr treibt es wie„der von neuen. Man beladet ganze Barken mit

„diesen Röhren, und verführt sie in die Provinz „Kiang-nan. Hier wird das Mark herausge„nommen, und zubereitet. Um es vor der Feuchtigkeit zu bewahren, die ihm, wenn es nicht mehr „im Rohre steckt, sehr schädlich ist, muß man es „an einem sehr trocknen Orte aufheben, man würde es sonst nicht mehr verarbeiten können.“

Die erste Verrichtung, die darin besteht, diese Stangen, Mark, in dünne Blättchen zu schneiden, ist nicht das Werk der Blumen-Arbeiter. Diese erhalten sie so zubereitet aus Kiang-nan. Als man dem Mißionar das erstemal ein solches Paket vorzeigte, hielt er es anfangs für wirkliche Blätter Papier, die man zu irgend einem besondern Gebrauch, auf diese Art zerschnitten habe. Er kam von seiner Verwunderung nicht eher zurück, als bis man ihm eine von den Mark Stangen wieß, woraus diese Blätter genommen werden; welches folgendermaßen geschieht.

Die Stange Mark, die dicker oder länger ist, je nachdem man die Blätter mehr oder weniger breit haben will, wird auf eine kupferne Platte, zwischen zwey andre sehr dünne Platten gelegt, und indem man die Stange mit der einen Hand zwischen diesen beyden Platten, sanft hin und her gleiten läßt, schneidet man mit der andern Hand, mit einem Messer das dem Schuster Kneif gleicht, womit sie ihr Leder zuschneiden pflegen, einen dünnen Spahn ab, der sich von einander rollt, ohngefehr wie man mit einem Hobel feine

Spähne von einem recht gut polirten Holze wegnimmt. Diese Abschnitzel von Mark gleichen langen Streifen Papiers oder feinen Pergaments; man macht Päcktchen davon, die man nach Peking verkauft, und die Arbeiter brauchen sie zu den schönen, künstlichen Blumen, von welchen hier die Rede ist. Damit diese Mark-Streifen oder Häutchen nicht zerreißen, wenn man sie malen oder fasonniren will, so benetzt man sie mit Wasser, indem man sie leicht hineintaucht, und sogleich wieder herauszieht. Man braucht sie auch bloß vorher an einen nassen und feuchten Ort zu legen. Beobachtet man diese Vorsicht, so hat man nicht zu fürchten, daß sie brechen oder zerreißen.

In Ansehung der Farben gilt eine andre Bemerkung. Die sinesischen Arbeiter bedienen sich bloß sanfter Farben, wo weder Gummi, noch Merkur, noch Bleyweiß, Alaun, oder Vitriol dazu kommt. Sie sind bloß mit Wasser angemacht, und nicht stark. Der Mißionar sah in der Werkstätte der Arbeiter, viele kleine Blätter, denen man einen Anstrich von Grün, Roth und Gelb gegeben hatte. Dieses war gleichsam die Vorbereitung auf die andern Farben, womit andre Maler sie nach der Natur malen sollten. Diese Arbeit, wenn man viel darauf wenden will, ist fein und gesucht.

Der Mißionar bekennt unterdessen, daß er sich über den geringen Preiß gewundert habe, wofür man sie verkauft. Denn man kann in einem

Tage nicht viele von diesen kleinen Blumen, mit ihren Stielen und Blättern, fertigen. Die verschiedenen Gestalten, die sie haben sollen, giebt man ihnen, indem man sie gegen den Ballen der Hand, mit dazu eigen bestimmten Instrumenten, drückt. Sie fassen sie mit dünnen Zängelchen an, und verbinden sie durch einen Leim oder Kleister von Nomi, welches eine Art wohleingekochteten, dicken Reißes ist. Das Herz der Blume, z. B. der Rosen, wird aus sehr dünnen und gefärbten Hanfen Fäden gemacht; die Knöpfchen an den Staubfäden sind von eben der Materie.

Der Mißionar bemerkte Blätter von Pflanzen, die, so wie gewisse andre Blätter, welche den Körper der Blumen formirten, nur auf einer Seite geglänzt und gefirnißt waren. Er erkundigte sich nach der Art, wie sie diesen Glanz gäben? und bekam zur Antwort, daß dieses geschähe, indem sie, die schon gemalten Häutchen des Tong-tsao, auf geschmolzenes Wachs applicirten. Allein hierzu wird eben so viele Geschicklichkeit, als große Aufmerksamkeit erfodert, daß das Wachs weder zu heiß, noch zu sehr kalt geworden sey, denn beydes ist vermögend, das ganze Werk zu verderben. Ferner muß man einen heitern Tag zu dieser Arbeit wählen, weil sich regnichtes Wetter nicht gut dazu schickt. Sie bedienen sich noch eines andern, und weit leichtern, Mittels, nemlich, den Pinsel in geschmolzenes Wachs zu tauchen, und damit fein sauber über das Blatt hinzufahren, und es mit einem leinenen Tuche zu reiben:

Aus eben diesem Marke, machen sie auch Früchte, Insekten, die sich daran hängen, und sonderlich Schmetterlinge, auf das vollkommenste nach. Das Verfahren dabey ist folgendes. Zum Beyspiel, um eine Pfirsich so natürlich nachzumachen, daß man sie mit einer wirklichen verwechsele, verfertigen sie erstlich, aus dünnen, fein gespaltenem Rohr, das Gerippe der Frucht in der Größe, die sie haben soll. Sie füllen es hierauf innewendig mit Sägespänen von dem wohlriechenden Holze an, woraus man die Parfüm Stäbe bereitet, und mischen Sägespäne von einem alten Pfirsichbaum darunter, welches der Frucht den Pfirsich-Geruch giebt. Hierauf überziehen sie das Ganze mit der Haut, die in ein oder zwey Lagen von Tong-tsao-Blättern besteht, welche die Haut einer Pfirsiche weit natürlicher vorstellen, als die Seide, oder das Wachs, wenn es auch noch so gut zubereitet worden; den Beschluß machen die gehörigen Farben.

Gewöhnlicher pflegen sie Stangen oder Stücken Mark von ordinärem Schilf oder Rohr zu nehmen, solche mit starkem Leim an einander zu kleistern, und daraus den Körper der Frucht zu bilden, die sie mit der Scheere zurecht schneiden. Alsdenn breiten sie eine Lage Teig von einem wohlriechenden Pulver darüber, und sobald diese getrocknet ist, wird ein Blatt Papier darauf geklebt, und dieses mit den Tong-tsao Blättern überzogen. Ist dieses alles geschehn, so malt man die

Frucht, wächsenet sie, und reibt sie mit dem leinenen Tuche, damit sie den Glanz bekommt.

Die Flügel der Schmetterlinge, die so künstlich gearbeitet sind, daß man sie für wirkliche lebendige Schmetterlinge halten sollte, erhalten eben die Zubereitung. Man nennt diese Schmetterlinge in Sina Ye-Fei, „fliegende Blätter!" aber der Mißionar setzt hinzu, daß ihre Farben so glänzend und manchfaltig sind, daß sie eher den Namen, „fliegende Blumen!" verdienen. Auch sind die blumenreichsten Beete ihr Vaterland.

Es giebt in Sina eine Art Citrone, die in Europa wenig bekannt ist, in Sina aber wegen ihrer Schönheit und ihres Geruchs sehr hoch geschäzt wird, der sehr angenehm ist, und sich lange erhält. Man macht diese Citrone ganz in Zucker ein, und sie ist ein herrliches Konfekt. Ihrer auserordentlichen Gestalt wegen, nennen sie die Sineser Fo-Scheu, „Hand des Fohi," und in der That glaubt man die Finger einer geballten Hand zu sehn. Auch diese Citrone wird mit Tongtsao's-Blättern nachgemacht, aber alsdenn bringen die Arbeiter verschiedene eiserne Dräthe unter der Masse an, welche die Finger vorstellen, und ihm die Gestalt geben. Diese Frucht ist selten; und man trift einige von der Größe der größesten Citronen an.

13.

Künstliche Perlen — Art wie die Sinesen Perlen wieder aufputzen — Art Porcellan zu verkitten — Behandlung der Röhre — musikalische Instrumente — Herstellung alter Gemälde und Kupfer ꝛc. — andre Kunststücke — und sinesische Geheimnisse; aus sinesischen Schriften gezogen. — Stein der Weisen. — lächerliche Anekdote davon.

Die Sinesen behaupten die Kunst zu verstehen, Perlen zu machen die den natürlichen nahe kommen. Die vornehmen Damen in Sina halten sehr viel auf echte Perlen, die immer einen Theil ihres Putzes ausmachen: die Flüsse der östlichen Tartarey liefern sie ihnen, doch sind diese minder schön, als diejenigen, welche aus Indien kommen. Die künstlichen haben doch auch ihren Werth, nach dem sie sich den natürlichen nähern.

Die Sineser achten die in Europa nachgemachten Perlen sehr wenig, sie müßen also die ihrigen für besser halten. Sie haben den Vortheil, daß diese Perlen unter ihren Augen entstehen, wachsen und vollkommen werden, und daß sie sie selbst aus dem Innern des Seethieres ziehen, wo dieses Sonderbare auf gleiche Art wie in einer wahren Perlenmutter bewürkt wird. Ihr Geheimniß ist folgendes:

Man nehme eine der größten Austern, die man im frischen Wasser findet: thue sie in ein Gefäß das halb voll reines Wasser ist, und setze es an einen einsamen Ort, doch so, daß der Thau

darauf fallen kann, dabey muß man Sorge tragen, daß keine Weibsperson hinzu komme, noch das Bellen der Hunde oder Krähen der Hähne oder Pipen der jungen Hüner dabey gehört werde; man nehme hierauf von dem Perlen-Saamen (Yo-Tschu) dessen man sich zur Arzney bedienet, mache ihn zu einen zarten Pulver, ingleichen die Blätter von einem gewissen Palmenartigen Gewächse Sche-ta-kong-lao, mit deren Saft man das Pulver anfeuchtet, hierauf macht man kleine Kugeln von der Größe einer Erbse, und überziehet sie ganz mit einem feinen Pulver, welches von der innern glänzenden Schaale der Perlenmutter gemacht wird. Endlich um dieser Mischung die vollkommene Rundung zu geben, rollet man sie auf einem lackirten Brete, bis keine Ungleichheit mehr daran ist, und sie so weit drocken seyn, daß sie nicht mehr an der Hand kleben; hierauf läßt man sie an einer mäßigen Sonnen Wärme völlig ausdrocknen. Wenn diese Masse also zubereitet, so öfnet eine Auster, und thut eine von diesen verfertigten Perlen hinein; die Auster wird hundert Tage lang genähret, und zwar auf folgende Art; doch muß sie ihr Futter jeden Tag zu einer Zeit richtig, weder früher noch später, erhalten.

Man findet auch die Zubereitung dieses Futters, und man giebt besonders den Gin-seng, die China, die Peki, eine Wurzel die noch klebrichter als Fisch-Leim ist, und den Pe-cho, eine Wurzel an, die man auch zur Arzney braucht Man nimmt von jedem dieser Stücke die Schwere eines

Drachma's, macht sie zu einem feinen Pulver, woraus man mit gereinigten Honig kleine Kügelchen in der Länge eines Reißkorns bildet, hernach theilet man das Ganze in hundert Theile, für die bestimmten hundert Tage.

In diesem Verfahren kommen verschiedene Schwürigkeiten vor, die einiger Aufklärung bedürften, z. B. wie eine Auster zu öfnen sey, ohne daß sie beschädigt werde, oder müsse man abwarten bis sie sich von selbst aufthue? u. a. m.

So viel ist gewiß, daß diejenigen Leute in Sina, die sich mit Verfertigung dieser Perlen abgeben, gewiß nicht den in der Arzney so theuern Perlen-Staub dazu anwenden würden, wann sie nicht sicher wüsten einen beträchtlichen Vortheil zu gewinnen. Vielleicht haben auch die Sinesen gefunden, daß sich durch die Nahrung, welche sie der Auster geben, mehrere kleine Perlen bilden, welche sie wegen des Aufwandes für die große Perle entschädigen.

Doch scheint es, daß die Sinesen Kenntnisse von dem Entstehen und Wachsen der echten Perlen müssen gehabt haben. Ihre Sorgfalt bey der Wahl der Perlenmutter, eines abgelegnen, und vor großen Geräusch und scharfen durchdringenden Tönen bewahrten Ortes, die freye Luft, der Thau, die lange zur Bildung der Perle erforderliche Zeit, die Nahrung, wodurch sie den Pflanzensaft ersetzen, welche die Regen, wenn sie die Flüsse angeschwollen haben, in die Perlen-Fischereyen führen, und sie, wie man sagt, fruchtbar machen,

alle diese Umstände zeigen, daß sie die Würkungen der Natur durch Hülfe der Kunst nachahmen.

Außer diesem besitzen sie noch dies Geheimniß, den Perlen, wenn sie ihre erste Schönheit verloren, solche wieder zu geben.

Man läßt sie eine Nacht in Frauen-Milch liegen, hierauf brennet man das Kraut Y-moutsao zu Asche, woraus man eine Lauge macht, die man durch ein leinen Tuch in ein Gefäß laufen läßt; hierzu thut man etwas feines Weitzenmehl; thut hierauf die Perlen in ein Säckchen von dichter Seide, und wenn ihr einigemal in dieses Wasser getauchet, so reibet die Perlen gelinde mit der Hand.

Sind die Perlen mit etwas fettigen befleckt oder gar verdorben, so nehme man an der Sonne getrockneten Gänse- und Enten-Koth, den man zu Asche brennt, hierauf läßt man ihn kochen, und wenn das Wasser gesättiget ist, thut man die Perlen in ein seidenes Säckchen, und wäscht sie wie wir bereits gesagt.

Durch nahes Feuer und einige andere Umstände werden sie manchmal röthlich: alsdenn nehme man die Haut vom Hoan-nan tse (eine Frucht woraus die Bonzen ihre Rosenkränze machen) lasse sie in Wasser sieden und wasche die Perlen damit. Oder man stampfe Rüben, und nachdem man den Saft ausgedruckt, lasse man sie eine Nacht darinne liegen, so wird man sie sehr schön weiß wieder heraus erhalten.

Wenn sie beynahe ganz roth geworden, so wasche man sie in den Saft, den man aus der Wurzel des indischen Bananas gepreßt, und lasse sie eine Nacht darin liegen.

Die Perlen werden manchmal beschädiget, wenn man sie aus Unachtsamkeit zu nahe an einen todten Körper gebracht: man stellet sie wieder her, wenn man sie in der Lauche des Y-moutsao, wo von wir oben gesagt, wascht, wozu man etwas Mehl und Kalch mischet.

Man behauptet, daß man die Perlen nicht an Oertern lassen müsse, wo ein starker Geruch von Merkur ist, indem sie ihren Glanz und also auch von ihrem Werth dadurch verlieren.

Die Sinesen wissen auch zerbrochenes Porcellan vollkommen wieder herzustellen, ohne daß man es gewahr werde. Sie bedienen sich einer Art Kütt, aus der Wurzel Peki, wovon wir oben gesagt, die sie zu einen feinen Pulver reiben, welches sie mit frischem Eyweiß anmachen. Wenn alles wohl gemischt ist, bestreichen sie die zerbrochenen Scherben damit, setzen sie zusammen, umwinden das Gefäß vielmal mit einem Faden, und stellen es an ein mäßiges Feuer. Wenn es trocken, machen sie den Faden ab, und das Gefäß ist wieder so brauchbar als wäre es nie zerbrochen gewesen, nur darf man keine heiße Fleisch- oder andre Brühe hinein thun, weil dieses den Kitt zerstöhren oder auflösen würde.

Man behauptet, daß man mit einer gewissen Mischung auf gebranntes Porcellan malen kön-

ne, daß es so fest und unauslöschlich bliebe, als wenn es im Ofen gebrennt wäre.

Man nimmt dazu fünf Drachmen Nao-cha, (Salmiak) zwey Drachmen Lou-van (guten römischen, englischen oder teutschen Vitriol) drey Drachmen Tan-vau (cyprischen Vitriol) und fünf Drachmen Kalch; stoßet und reibet es und lasset es in einer Lauche von Asche zergehen. Hiermit zeichnet man auf das Porcellan, und läßt es trocknen, hierauf kann man das Gefäß abwischen und abreiben. Diese Mischung würket auf gleiche Art auf das Bambus, und folglich auch wohl auf die Röhre oder Stöcke deren man sich in Europa zum gehen bedienet.

Es ist bekannt, daß das Rohr an den geflochtenen Stühlen die jetzt sehr im Gebrauch sind, endlich alt wird und seine Farbe verlieret; um es wieder aufzufrischen, darf man nur papierne Düten mit gepülverten Schwefel nehmen, ein langsames Feuer darunter, so daß der Rauch daran ziehen kann. Das älteste Rohr wird hierdurch so hergestellt, als wenn es erst verarbeitet wäre.

Unter den Zierrathen der innern Zimmer der Sineser findet man auch musikalische Instrumente, gewisse Arten von Harfen, Lauthen oder Zittern, welche auch auf diese Art gespielt werden, indem man den Saiten mit den Fingern eine sanfte Schwingung giebt. Die sinesischen Gelehrten und Damen halten es zu einer guten Lebensart nöthig sie spielen zu können. Wenn die Nägel desjenigen, der eins von diesen Instrumenten spielt,

weich und schwach sind, so wird der Ton weder rein, noch voll, oder rund. Man soll also die Nägel stärken können, wenn man sie mit getrockneten Seidenwürmern räuchert, die in ihren Cocons gestorben sind.

Die Zimmer der Sineser sind entweder mit kleinen Schildern, Füllungen; (Kartuschen) die Denksprüche enthalten, oder mit gemalten oder gedruckten Landschaften, bekleidet. Ob man zwar in Europa alte Gemälde wieder herzustellen weiß, so geschiehet es vielleicht doch nicht auf eine so kurze und leichte Art. Das einzige Kalkwasser ist hinreichend hierzu. Man streicht es mit einem Pinsel auf das Gemälde, und wenn dieses ohngefehr dreymal geschehen, so erhält es seinen Glanz und Lebhaftigkeit wieder.

Um ein altes Kupfer wieder zu reinigen und neu zu machen, so breiten sie es auf eine ebene Tafel, befestigen es auf den vier Ecken, und benetzen es sehr gleich, wie mit einem kleinen Regen; *) hierauf bestreuen sie es durch ein feines Haar-Sieb mit dem Pulver des Hon-choui-che, ein Stein aus den mittägigen Gegenden, ohngefehr in der Dicke einer Linie. Denn wird es wieder angefeuchtet und eine zweyte gleich dicke Lage von der Asche von Uhiu-kia-hoei, einer Art Muschel, darauf gesiebt. So lassen sie es eine

*) Dieses geschiebt mit einer angefeuchteten Bürste, wo man mit der Hand über die Borsten streichet, und sie so richtet, daß das Wasser auf das Kupfer spritzen kann. d. Uebers.

Stunde stehen, nach diesem stellen sie die Tafel etwas schief, giesen mit Gewalt laulich Wasser darauf, und finden ihr Kupfer wieder im guten Stande.

Unter den Zimmergeräthschaften, halten die Sineser besonders viel auf Caßolatten oder Gefäße, woraus man durch untergesetztes Feuer Wohlgerüche dampfen läßt. Man würde es für einen großen Fehler in der Auszierung des Zimmers halten, wenn es fehlte, oder wenigstens nicht so beschaffen wäre, daß es die Aufmerksamkeit der Gäste auf sich zög. Sie geben ihm sonderbare Gestalten, doch am meisten suchen sie es im alten Geschmack zu arbeiten. Ofters ist es von Kupfer, das sie aber durch einen gewissen Anstrich, dem sie noch mit Feuer zu Hülfe kommen, sehr wohl zu verbergen wissen, indem sie ihm jede Farbe geben können.

Das Verfahren beschreiben sie also: Man nehme zwey Drachmen Grünspan, so viel Salmiak, fünf Drachmen Ye-Youi Tan-van, ein Mineral aus Tibet, vielleicht der armenische Stein, so viel Tehu-cha, Zinober, machet dieses zu einen feinen Pulver, und mit Weineßig an; aber ehe man dieses auf das Kupfer aufträgt, muß man es abreiben, und mit der Asche eines festen Holzes poliren, damit die Oberfläche recht eben werde, und keine Fettigkeit daran bleibe. Waschet hierauf das Gefäß mit reinem Wasser und lasset es trocknen. Traget alsdann eine Lage von dieser Mischung mit einem Pinsel auf, und thut

kurz nachher glühende Kohlen in das Gefäß, so wird es durch die schnelle Hitze bald seine Farbe ändern. Wenn die Kohlen ausgebrennt sind und das Gefäß erkaltet, so wäscht man es wieder ab, damit das überflüßige von der Farbe, welches vom Feuer nicht durchdrungen worden, weg komme, und es die neue Farbe besser annehmen könne; denn man muß dieses Verfahren wohl auf zehenmal wiederholen. Hierdurch erhält man ein Stück à l'antique. Finden sich kleine schwarze Flecken daran, so ist es desto schätzbarer.

Um das Kupfer Kastanienbraun zu machen, so setze man der Mischung eine Drachme Cyprischen Vitriol zu, und verfahre übrigens auf gleiche Art. Die Orangenfarbe erhält es durch einen Zusatz von Pong-cha (Borax) allein man muß sich hüten das Gefäß zu waschen, wenn er aufgetragen ist.

Wenn ein so zugerichtetes Gefäß durch vieles angreifen, oder auf andere Art beschmutzt oder fleckig worden, so lasse man es eine Nacht in Schneewasser liegen.

Um eine schöne grüne Farbe zu erhalten, nehme man das erste Wasser so des Morgens aus dem Brunnen geschöpft worden, hierzu thue man cyprischen und römischen Vitriol, und gelbe Erde, so daß sich die Masse verdicke und ein Teig werde, welches man Ni-fan neunt; man lasse eine Stunde lang das Gefäß darinnen liegen, und erhitze es sodann auf die beschriebene Art: man überziehe

es

es zu dreymalen, und wenn es trocken, nehme man in Wasser aufgelösten Salmiak, und überziehet es zwey- bis dreymal mit diesem dicken Safte, nach Verlauf eines Tages oder etwas mehr waschet es ab und lasset es trocken werden, und dieses muß vier bis fünfmal wiederholt werden. Man muß, wenn dieses gut ausfallen soll, vorzüglich auf die Stärke der Farbe die man auftragen will, sehen, und sodann das Abwaschen sehr behutsam behandeln. Thäte man das Gefäß einige Zeit in die Erde, so würden sich kleine zinnoberrothe Flecken darauf zeigen, will man diese etwas dunkler haben, so darf man das Gefäß über angebrennte Bambus-Blätter halten, und damit räuchern.

Die Worte Ni-fang erklären sie auf folgende Art; um einem Gefäße eine gewisse Farbe zu geben, nehme man drey Drachmen Salmiak, sechs Drachmen cyprischen Vitriol und eine Drachme Grünspan; wenn alles sehr zart verrieben, und jedes besonders durch ein sehr feines Haarsieb gestäubet ist, so zerlasse man es in einen kleinen Gefäß das halb voll Wasser ist; nachdem das kupfern Gefäß wohl abgerieben und gereiniget, so befeuchte man Baumwolle mit diesem Wasser und überreibe es ganz leicht, weil der Salmiak es sehr durchdringend macht und leicht das Kupfer angreifen könnte, deshalb man, sobald das Gefäß gerieben worden, es ins Wasser tauchen muß um den Anstrich wieder herunter zu bringen, hierauf halte man die Oefnung des Gefäßes über ein gelindes

Feuer, damit, wenn die Hitze es durchdringet, sie der äußern Oberfläche die erlangte Farbe gebe. Man kann dieses vielmal wiederholen, ehe man die verlangte Wirkung dieses Verfahrens erhält. Vielleicht ist diese Art sicherer als die vorhergehende, der Erfolg hängt sehr oft von einem kleinen Umstand oder Handgriff ab, und nur wiederholte Versuche gewähren uns Fertigkeit und Sicherheit in Bearbeitung dieser Art Vorschriften.

Die Sineser lieben das Räucherwerk sehr, sie haben verschiedene Gattungen, einfach und zusammen gesetzt, einheimische und solche, die sie aus andern Ländern als aus Arabien und Indien kommen lassen; theils in Räucherkerzen, theils in Stangen, die aus wohlriechenden Pulvern bestehen, und die sie in ein Becken mit glühender Asche stellen; wenn sich das eine Ende einer solchen Stange entzündet hat, so duftet sie einen angenehmen feinen Dampf aus, und die Asche davon fällt in das Becken zusammen, ohne sich außerhalb zu zerstreuen. Ihr anderes Räucherwerk, als Räucherpulver, Weyrauch u. a. m. werfen sie wie wir auf Kohlenbecken.

Ihre Behandlung des Räucherwerks und alle kleinen Spielereyen ausführlicher anzuführen, würde die Gedult unserer Leser ermüden.

Nachfolgende Geheimnisse bringen uns beynahe, wenn nicht etwa eine sinesische Uebertreibung dabey ist, auf eine Spur der unauslöschlichen Begräbnißlampen die zu den Zeiten der ersten römischen Kayser im Gebrauch waren, und des grie-

chischen Feuers wovon uns nur die Benennung übrig geblieben. Sie verfertigen Kugeln, die wenn sie angezündet auf dem Wasser schwimmen ohne zu verlöschen. Sie bestehen aus Thang-nao, das ist sinesischer Kampher, welcher, wenn er gereiniget und wieder crystallisirt ist, einen dem borneischen an Güte gleichen Kampher, obgleich in geringerer Menge giebt. Hiervon nehme man eine Drachme Fichtenharz, und verbinde dieses mit guten Weingeist: man zünde es hierauf an, setze es unmittelbar aufs Wasser, so wird es langsam verbrennen und nicht verlöschen bis es gänzlich verzehret.

Um eine Lampe zu verfertigen, die einen ganzen Monat dauert und leuchtet, man sammle im Heumonat eine Unze von dem Kraute Feu-ping (es wächset auf der Oberfläche des Wassers in Teichen oder an den Ufern nicht allzureissender Flüsse), hiezu thue man eine Unze Ua-sung (oder semper vivum) ferner so viel Yuen-tchi (eine Art kleiner Wurzeln) Ko-fuen (eine Gattung Muscheln) und Hoang-tan; mache es zu einen feinen Pulver, und streue auf eine Unze Oel eine Drachme von dieser Zubereitung.

Ein sinesischer Schriftsteller lehret eine Kerze machen, die die ganze Nacht dauert, und von ihrer Länge nicht mehr als einen Zoll oder zwey Queer-finger breit verzehret. Sie bestehet aus einer Mischung von gelben Wachs, Fichtenharz und Akazia Blumen, von jedem eine Unze und sechs Drachmen. Hierzu thut man eine Drachme Feu-che

(ein leichter löcherichter Stein); man läßt anfänglich das Wachs schmelzen, thut hierauf die Blumen und den Stein Feu-che dazu, man vermische dieses zusammen, überziehe das Dacht damit und bilde auf diese Art die Kerze. Ingleichen

Wenn man trocknen Firniß, Harz, gereinigten Salpeter, Schwefel und Weyrauch zu Pulver machte, aus diesem Kügelchen von der Größe einer Erbse bildete, und auf einem Eisenblech eins von diesen zu Anfang der Nacht anzündete, so würde es bis an den Morgen in freyer Luft und selbst bey dem stärksten Wind anhalten.

Folgendes Geheimniß ist auffallend, und verdiente wohl, da eben keine große Schwürigkeiten dabey sind, eine nähere Untersuchung, nehmlich Queckſilber aus dem wilden Portulack zu ziehen. Man nimmt dazu die kleinen Blätter, stößt sie in einem Mörser, mit einer Keule von Akazienholz und setzet sie ohngefähr drey Tage an die Sonne. Wenn sie trocken, so verbrennet sie, jedoch ohne sie zu zerstöhren. Hierauf verschließet man sie in ein glasurtes irdenes Gefäß, verstopfe es sorgfältig und vergrabe es in die Erde, lasse es neun und vierzig Tage darinnen, hierauf eröfne man es und man wird das Queckſilber völlig gediegen darinnen finden. Das Zeugniß sinesischer Aerzte und Chymisten stimmet damit überein, und man verkauft würklich zweyerley Queckſilber, nemlich gegrabenes, welches sie Chan-chuin-in, und solches das aus Pflanzen gezogen worden, das sie Tsao-chüin nennen.

Wenn man geschmolzen Bley in den Saft von Erdrauch, mit gelben Blumen gießt, soll es sich in Si-la, das feine sinesische Zinn, welches das Europäische weit übertrift, verwandeln. Ein zinnernes Gefäß soll die Festigkeit des Eisens, und den Glanz des Silbers erhalten, wenn man es in Kang-cha (Feilspäne von Stahl,) und Pe-ni (Arsenick) und Salz über Feuer hält. Sonderbar ist es, wie sie ihre Magnetnadeln behandeln. Ob es gleich in Sina häufig Magneten giebt, und man auch die Eigenschaften desselben kennt, in dem er Hi-thie-che d. i. ein Stein der Eisen anziehet heißt, so bedienen sie sich doch nicht desselben ihre Nadeln damit zu streichen. Sie nehmen, um sie magnetisch zu machen, zuförderst Tchu-cha (echten natürlichen Zinnober) ferner Hiun-ho-ang (Operment). Eine Gattung heißt Tse-hoang-tse der Weibliche, welcher auch am theuersten ist, eine andere Hiung-hoang-hiung oder der männliche, dieses könnte vielleicht der rothe Arsenik (risagallum) oder gelbe Sandrak seyn. Hierzu thut man Stahlspäne, nimmt von jedem gleich schwer und machet es zu einen feinen Pulver, welches man mit Blut von weißen Hahnenkämmen unter einander mischt. Hierauf nimmt man 20 oder 30 feine Nadeln, überziehet sie mit dieser Mischung, packet sie in Papier ein, und legt sie sieben Tage und Nächte in einen kleinen Ofen, darunter man ein helles Kohlenfeuer hält. Nach diesem wickelt man sie wieder ein, und trägt sie drey Tage auf der bloßen Haut. Man wird sie

nach diesem Verfahren sehr richtig und brauchbar finden.

Auch der Wahn vom Stein der Weisen, findet sich bey den Sinesern weit stärker als in Europa. Sie führen eben den mystisch hochtrabenden Ton als unsere Adepten, und finden in ihren Schmelztiegeln nicht allein Gold, sondern auch ein untrüglich Mittel immerwährende Jugend und Unsterblichkeit zu erhalten. Die Benennung der Alchymie ist Lien-tang. Die reichsten Leute auch Kayser haben ihre Güter vergebens verschwendet diese Schätze der Einbildung zu erhalten.

Sie behaupten, daß die Besitzer dieser großen Geheimnisse Leute von einer erhabenen Tugend seyn müssen, die ihnen den besondern Seegen des Himmels zuziehn, ohne welchen, so geschickt man auch sey, alle Versuche scheitern.

Einer dieser Adepten voll von diesem Gedanken, glaubte, in der christlichen Religion den sichersten Weg zu einer solchen Tugend zu finden, er wendete sich also an die Kirche zu King-tetchin, und bath den Mißionär um Unterricht. Aber kaum hatte er die Lehren der christlichen Religion gefasset, als er von seinem irrigen Wahn zurück kam, und seine Bücher verbrannte.

Ob man gleich sehr viele findet, die sehr ernsthaft an diese große Kunst glauben, so giebt es doch auch Betrüger, welche die Leichtgläubigkeit der erstern zu nutzen wissen.

Von mehrern wollen wir unsern Lesern nur eine Geschichte vorlegen. Ein solcher Betrüger

der sich vor einen der größten Meister dieser Kunst ausgab, und besonders die Rolle des rechtschaffenen und uneigennützigen Mannes gut zu spielen wuste, machte die Bekanntschaft eines sehr reichen Herrns, der, nachdem er die ersten Stellen des Reichs bekleidet, sich auf seine Landgüter begeben hatte. Er machte sich den Zutritt in seinem Hause, und gewann ihn endlich ganz durch sein gefälliges und einnehmendes Betragen. Hie und da ließ er im Gespräch ein Wort von seiner Geschicklichkeit in Verwandlung der Metalle fallen, die Neugierde des Mandarin's ward gereitzt, und endlich entdeckte sich der Betrüger als Besitzer des Steins der Weisen, und erbot sich ihr dieses Geheimniß mitzutheilen, und zwar blos aus Erkenntlichkeit für die ihm bewiesene viele Freundschaft, und besondere Zuneigung.

Der leichtgläubige Mandarin fiel in die Schlinge. „Man würde gewiß nicht Jahrhunderte hindurch von diesem erhabenen Geheimniß „gesprochen haben, schloß er, wenn nicht wenigstens eine kleine Anzahl Lieblinge des Himmels „damit gesegnet wäre, doch ohne sich gemeinen „Seelen entdecken zu dürfen. Vielleicht sendet „mir der Himmel diesen großen Mann, und giebt „ihn ein mich in diese erhabene Geheimnisse einzuweihen, um mich wegen der Rechtschaffenheit, „mit der ich jederzeit die wichtigsten Stellen verwaltet habe, zu belohnen.“ In diesen Gedanken wiegte er sich ein; kaum konnte er den Anfang des Unternehmens erwarten, und die Aus-

sicht in seinem Hause eine ergiebige Goldquelle zu finden, machte, daß er den Aufwand gar nicht achtete, am meisten schmeichelte ihn das untrügliche Mittel sein Leben zu verlängern.

Der Adept ließ sich nicht lange mehr bitten, er wählte in den geräumigen Pallast des reichen Alten, geräumliche und angenehme Zimmer, wo man es an nichts fehlen ließ, ihn, und seine vorgebliche Frau, die aber eigentlich nichts anders als eine Curtisane von außerordentlicher Schönheit war, die er zur Gehülfin seiner Betrügereyen erwählt, und welche die Hauptrolle dabey zu spielen hatte.

Sobald die Arbeit begann, brachte man dem Alchymisten beträchtliche Summen, vor die kostbaren Ingredienzen die er brauchte, die er aber alle unterschlug. Was den guten Alten am meisten verführte, war die große Sorgfalt die er den Goldmacher brauchen sahe, sich des Schutzes des Himmels zu versichern; er warf sich oft zur Erde nieder, räucherte häufig und ermahnte beständig den Mandarin, nicht in das Laboratorium zu kommen, ohne sich vorher gereiniget zu haben, weil die geringste Unreinigkeit, die Arbeit vieler Tage verderben würde. Die Dame ließ sich öfters nur im Blick sehen, und hie und da aus kleiner Unachtsamkeit Reitze sichtbar werden.

Die Arbeit gieng immer ihren Gang, nach einiger Zeit brachte der Goldmacher einige günstige Zeichen einer gelungenen Verwandelung zum Vorschein, die eine baldige Vollendung des großen

Werkes hoffen ließen, ein Gegenstand der Freude vor unsern Mandarin, die aber bald durch die Nachricht von dem Tode der Mutter des Adepten gestöhrt wurde. Er war ein zu guter Sohn und zu genauer Beobachter der Landes-Gesetze, um nicht sogleich hinzueilen seiner Mutter die letzte Pflicht zu erweisen. Er tröstete doch den Mandarin mit einer baldigen Zurückkunft: „überdies „sagte er, wird das Werk nicht unterbrochen, ich „lasse ihnen meine Frau und einige Bedienten, die „schon wissen was vorzunehmen ist." Die Dame schien über die kurze Trennung sehr gerührt, ihre Thränen und Seufzer bewiesen das Verlangen ihren Gemahl zu begleiten, und mit ihm die Beobachtung der letzten kindlichen Pflicht zu theilen.

Während der Abwesenheit des Alchymisten besuchte der reiche Alte oft das Laboratorium; die Dame nahm sich gut dabey, und ließ es an nichts fehlen, die Leidenschaft des Alten zu erregen; es gelang ihr über alle Erwartung, in kurzen war der Alte ganz von ihren Reitzen bezaubert. Die Besuche im Laboratorium wurden häufiger und die Unterhaltungen länger und geheimer. Die Bedienten wurden es gewahr, und dieses war die Absicht der Dame, daß ihnen nichts entwischen sollte, damit man sie in der Folge zu Zeugen brauchen könnte.

Endlich erschien der Alchymist wieder; gewisse Zeichen die ihm die Dame gab, unterrichteten ihn von dem was vorgefallen war. Nach den gewöhnlichen Bewillkommungen und Freudensbe-

zeugungen über seine baldige Zurückkunft, will er das Werk untersuchen: Er findet alles in Unordnung, und darin einen Beweis von Schandthaten, welche das Laboratorium in seiner Abwesenheit verunreiniget haben müßten: in seiner verstellten Wuth zertrümmert er Schmelztiegel und Oefen und will Frau und Bedienten ermorden. Diese wirft sich ihm zu Füßen, bittet mit Thränen um Verzeihung, und gestehet, daß sie verführet worden sey. Die Bedienten verfluchen weinend den Tag, wo sie dieses verwünschte Haus betreten haben. Der Alchymist ausgelassener als jemals, lärmt, schreiet und schwört so gleich bey der Obrigkeit zu klagen und um Gerechtigkeit gegen einen Mandarin zu bitten, der ihn entehrt hat. In Sina wird der Ehebruch nicht nur mit dem Tode bestraft, sondern kann noch über dieses die reichsten Häuser stürzen.

Der unglückliche Alte, in der Bestürzung und der Angst vor der Schande der Bestrafung und den Verlust seines Vermögens, wendet alles an den Goldmacher zu besänftigen, er bietet ihn beträchtliche Gold- und Silbersummen an, und um die Beschimpfung der Dame wieder gut zu machen, beschenkt er sie mit einer Menge Juweelen. Der Alchymist und seine Donna, ließen sich nur mit Mühe erbitten; endlich versprachen sie die Sache nicht weiter zu treiben und zogen lachend ab, so glücklich im Findung des Steins der Weisen gewesen zu seyn.

E — s.

14.

Zur Naturgeschichte. — Art der Sinesen die Rhabarber zuzubereiten — Gin-seng — der Bisam-Bock. — Ngo-kiao.

Man trift in den sinesischen Gärten, weder Borragen, Isop, Salbey, Quendel, Majoran, Fenchel, Petersilie, Kresse noch Lavendel in den Ebenen, noch Mayblumen in den Wäldern an: und unter der großen Anzahl von Blumen, giebt es weder Tulpen, noch Jonkillien, noch Tuberosen. Von diesen Letztern sind einige aus Europa nach Peking gebracht worden, wo sie nicht ausgeartet sind. Der Mißionar Paremin erwähnt in seinem Schreiben an die Akademie der Wissenschaften zu Paris, zweyer kleinen Vasen die er in dem Garten des Kayfers sah; in der einen war etwas Raute, in der andern ein kleiner Lorbeerbaum, den man aus Indien gebracht hatte, aber beyde Gewächse gingen aus. Im Frühjahr sind die Felder mit Veilchen bedeckt, allein sie haben weder Geschmack noch Geruch. Hingegen haben die Sinesen so viele andre Pflanzen, Wurzeln, Bäume, Blumen, daß sie sich sehr leicht über die trösten können, die ihnen mangeln.

Die Art wie die Sinesen die Rhabarber zubereiten, ist folgende: Wenn sie solche ausgerauft und gesäubert haben, so schneiden sie dieselbe in kleine Stücken, von ein oder zwey Zollen, und dürren sie auf großen steinernen Tafeln, unter welchen sie Feuer anmachen. Sie wenden und wen-

den dieſe Stücke ſo oft um, bis ſie recht ausgetrocknet ſind. Da aber dieſes noch nicht hinreichend iſt, alle Feuchtigkeit herauszuziehn, ſo ſchneiden ſie ein Loch in jedes Stück, reihen ſie an eine Schnur an einander, und hängen ſie in die Sonne, wenn ſie am heißeſten ſcheint, bis dieſe Stücken aufbewahrt werden können, ohne daß man befürchten darf, daß ſie verderben. Ueber den Gebrauch der Rhabarber denken die Sineſen wie wir Europäer; unterdeſſen bedienen ſie ſich ihrer ſelten roh oder ganz. Sie zerreißt die Eingeweyde, ſagen ſie, und da die Sineſen überhaupt lieber nicht, als mit großen Schmerzen, geneſen, ſo nehmen ſie die Rhabarber mehr als Dekokt, und mit vielen andern Kräutern vermiſcht. Iſt es ja nöthig ſie in der Subſtanz zu nehmen, ſo präpariren ſie ſolche erſt folgendermaßen. Sie nehmen eine Anzahl Rhabarber-Stücke, ſo viel ſie derſelben nöthig haben, und laſſen ſie einen Tag und eine Nacht in Reiß-Wein ſtehn, (Trauben-Wein würde beſſer ſeyn,) bis ſie recht erweicht ſind, und man ſie in dünne Scheiben ſchneiden kann. Hierauf ſetzen ſie auf einen backſteinern Ofen eine Art Keſſel, deſſen Oefnung ohngefehr zwey Fuß im Durchſchnitt hält, und der ſich nach dem Boden zu verenget. Sie füllen den Keſſel mit Waſſer, und decken ein umgeſtürztes Sieb, von kleinen Zäſerchen der Bambus-Rinde geflochten, und das wohl paßt, auf die Oefnung des Keſſels. Oben auf den Boden des Siebes legen ſie die Rhabarber-Scheiben, und ſetzen ein hölzernes

Sieb darauf, über das sie noch einen Filz werfen, damit der Dampf von dem heißen Wasser nicht durchkann. Sie heitzen hierauf ihren Ofen, und bringen das Wasser im Kessel zum kochen. Der Dampf der durch das Sieb steigt, durchdringt die Rhabarber-Scheiben, und entladet sie von ihrer Schärfe. Dieser Dampf selbst, löst sich, wie im Kolben auf, fällt in den siedenden Kessel zurück, und färbt das Wasser gelb, das die Sinesen für Haupt-Krankheiten aufheben. Diese Scheiben müssen wenigstens acht Stunden, in dieser Dampf-Zirkulirung zubringen, alsdenn nimmt man sie heraus, um sie an der Sonne zu trocknen. Man wiederholt diese Operation zweymal, und dann ist die Rhabarber präparirt, und schwarz. Die Mißionarien rühmen sehr die Güte der, auf diese Art präparirten, Rhabarber, die vortrefliche, Dienste leistet, ohne Schneiden zu verursachen.

Die Mißionarien welche im Jahr 1709 die Karte von der Tartarey für den Kayser aufnahmen, waren Augenzeugen von der Art, wie der Gin-seng eingesammelt wurde. Der Gin-seng wächst ohngefehr zwischen dem 39 und 47 Grad nördlicher Breite, und dem 10 und 20 Grad östlicher Länge, vom Pekingschen Meridian an, gerechnet. Hier erstreckt sich eine Reihe von Gebirgen, welche von dicken Wäldern bedeckt, und gleichsam unzugänglich gemacht werden. An dem Abhange dieser Gebirge und in diesen dicken Wäldern, an dem Rande der Hohlungen und wilden Gräben, oder um Felsen, am Fuß der Bäume,

und mitten im Grase und unter andern Pflanzen, wird die Pflanze Gin=seng gefunden. Man findet sie nicht in den Ebenen, Thälern, Morästen, oder andern zu frey stehenden Plätzen. Wenn die Waldungen in Brand gerathen, und wegbrennen, so erscheint diese Pflanze erst wieder drey oder vier Jahre nach dem Brand, welches beweiset, daß sie eine Feindin von der Wärme ist, auch verbirgt sie sich vor der Sonne, so sehr sie kann. Die Oerter wo der Gin=seng wächst, sind von der Provinz Quan=tong durch eine Umzäumung von hölzernen Pfählen geschieden, welche diese ganze Provinz einschließt, und wo beständig Wachen ein aufmerksames Auge haben, zu verhindern, daß die Sinesen die Provinz verlassen, und auf die Einsammlung dieser Pflanze ausgehn. Aber aller ihrer Sorgfalt ohngeacht wirkt doch der Trieb zum Gewinn so mächtig, daß die Sinesen sich in diese Wüsten, oft zu tausend und zweytausend einschleichen, mit Gefahr, die Freyheit und die Früchte ihrer Bemühungen zu verlieren, wenn sie auf den Hin= oder Herweg ertappt werden. Im Jahr 1709 hatte der Kayser zehntausend Tartarn beordert alles einzusammeln, was sie von Gin=seng finden würden. Jeder von ihnen sollte Sr. Majestät zwey Unzen vom besten abgeben, und der Rest sollte ihnen nach dem Gewicht bezahlt werden. Man rechnete, daß der Kayser auf diese Art, in diesem Jahr, ohngefehr 20000 sinesische Pfunde erhalten würde, die ihm nicht höher als den vierten Theil von ihrem innern

Werth zu stehn kämen. Die Mißionarien tra-
fen diese Tartarn in diesen schrecklichen Einöden
an. Dieses Heer von Gin-seng-Sammlern be-
obachtete folgende Ordnung. Nachdem sie das
Terrain unter sich nach ihren Pannieren *) ver-
theilt hatten, so dehnte sich jeder Trupp, hun-
dert Mann stark, in eine Linie bis zu einem be-
stimmten Ziele aus, indem immer zehn und zehn
eine gewisse Distanz unter sich hielten. Sie mar-
schierten auf diese Art, den Gin-seng sammelnd,
vorwärts, indem sie immer einerley Richtung des
Winds befolgten. Sie durchstrichen sie in einer
bestimmten Anzahl Tage, den ihnen angewiesenen
Bezirk. Ist die Zeit verflossen, so lassen ihre
Mandarine, die ihre Zelte an solchen Oertern
aufschlagen, wo Weyde für die Pferde ist, jeden
Trupp visitiren, um ihm weitere Befehle zu er-
theilen, und zuzusehn ob er vollzählig ist. Sollte
einer von dem Trupp fehlen, wie sehr oft der
Fall ist, indem er sich verirrt hat, oder von wil-
den Thieren zerrissen worden ist, so sucht man
ihn ein oder zwey Tage lang, und fängt alsdenn die vorige Beschäftigung von neuem an.
Diese armen Leute stehn sehr viel auf diesen
Gin-seng's-Zügen aus. Sie führen weder Ge-
zelte noch Betten bey sich, sondern bloß ein we-
nig, im Ofen geröfteten, Hirse, die ihre Speise
auf diese ganze Zeit ausmacht. Sie schlafen un-
ter Bäumen, und decken sich mit Rinden oder

*) Die Tartarn werden in zehn Panniere oder Fahnen eingetheilt.

Aesten zu. Von Zeit zu Zeit schicken ihnen ihre Mandarine einige Stücken Rindfleisch, oder Wildprät, das sie halb roh verzehren. So brachten diese zehntausend Mann, sechs Monate hin. Unterdessen hatten sie doch, Troz der Strapatze, ein starkes und gesundes und kriegerisches Ansehn. Die Tartarn welche den Mißionarien zur Bedeckung dienten, hatten es nicht viel besser; sie bekamen des Tages nicht mehr als die Ueberbleibsel eines Ochsen, von dem sich funfzig Personen zuvor gesättigt hatten. Täglich wurde ein solcher Ochse für das Gefolge geschlachtet. Die Sinesischen Aerzte haben ganze Bücher über die wunderbaren Tugenden der Pflanze Gin-seng geschrieben; man thut sie in alle Arzeneyen, die großen Herrn verordnet werden, denn sie ist zu theuer für den gemeinen Mann. Die Mißionarien rühmen von ihr, daß sie das Blut verdünnt, es in Bewegung sezt und erhizt, daß sie zur Verdauung hilft, und auf eine sehr merkliche Art stärkt. Einer der Mißionarien, nachdem er den ersten Gin-seng, welcher ihm gebracht wurde, sorgfältig abgezeichnet hatte, fühlte sich den Puls, um zu wissen, in welchem Zustand er sey. Er aß hierauf die Hälfte dieser Wurzel ganz roh, ohne weitere Zubereitung, und eine Stunde darauf, fand er den Puls weit voller und lebhafter als zuvor; er bekam Appetit, und empfand in sich eine Stärke, und eine Leichtigkeit zur Arbeit, die er vorher nicht gehabt hatte. Ein an-

dermal, als er so erschöpft war, daß er sich kaum auf dem Pferde halten konnte, gab ihm eine halbe Wurzel, in weniger als eine Stunde, seine vorigen Kräfte wieder. Er trank, nach der Sitte der Tartaren, die Blätter des Gin-seng, als Thee, und befand sich so wohl dabey, daß er, ohne Schwierigkeit, diese Blätter dem besten Thee von Sina vorziehen würde. Die Farbe dieses Thees von Gin-seng-Blättern ist angenehm, und wenn man zwey oder dreymal davon getrunken hat, so findet man ihn von einem sehr lieblichen Geruch und Geschmack. Die Wurzel muß etwas länger als der Thee kochen, damit sich die Geister besser herausziehn. So pflegen es die Sineser zu halten, wenn sie Kranken davon geben, und dann nehmen sie selten mehr als den fünften Theil einer Unze von der gedürrten Wurzel. Man hält es nicht für rathsam, das Gesunde, oder solche Personen, die sich der Wurzel blos aus Vorsicht, oder einer leichten Unpäßlichkeit wegen bedienen, mehr als den zehnten Theil einer Unze, und auch nicht täglich, genießen.

Der Bisam wird in der Blase eines Thiers gefunden, das eine Art Rehbock ist, und von den Sinesen Hiang-tschang-tse, der wohlriechende, oder der Bisam-Rehbock genannt wird. Ein Mißionar überzeugte sich von der Wahrheit dieser Sage mit seinen eigenen Augen. Als er sich einsmal in Mißions-Geschäften, westwärts von Peking, in den Gebirgen aufhielt, wo diese Bö-

cke häufig gefunden werden, giengen einige arme Einwohner des Dorfs auf die Jagd, in der Hofnung, daß der Mißionar ihr Wildprät kaufen, und mit sich nach Peking nehmen würde. Sie tödeten zwey Bisam-Böcke, ein Männchen und ein Weibchen, und brachten sie dem Pater noch ganz warm und blutend. Ehe sie des Handels einig wurden, fragten sie ihn, ob er auch den Bisam mit haben wolle? weil einige Personen sich an dem Fleisch begnügen, und den Bisam den Jägern lassen, welche ihn an die Bisam-Aufkäufer verkaufen. Da dem Mißionar an dem Bisam am mehresten gelegen war, so gab er zur Antwort, daß er das ganze Thier kaufe. Sie nahmen sogleich das Männchen, schnitten ihm die Blase ab, und banden sie oben mit einem Faden zu, damit sich der Bisam nicht verfliegen möge. Man läßt diese Blase austrocknen, wenn man sie als eine Seltenheit aufheben will. Der Mißionar that dieses, und schickte sie so ausgedürrt, nach Europa. Das Thier und sein Bisam, kosteten ihm nicht mehr als einen Thaler.

Der Bisam entsteht im Innern der Blase, und setzt sich ringsherum wie eine Art Salz an. Es giebt zweyerley Arten: der in Körnern ist der kostbarste; er heißt Teu-pan-hiang, der andre der weit dünner und weniger geschätzt ist, heißt Mi-hang. Das Weibchen hat keinen Bisam bey sich, oder vielmehr, dasjenige was sie, diesem ähnlich, bey sich führt, hat keinen Geruch.

Man versicherte dem Mißionar, daß Schlangenfleisch, die gewöhnliche Nahrung dieses Thieres sey. Obgleich die Schlangen von ungeheurer Größe sind, so soll sie doch der Bisam-Bock mit leichter Mühe töden, weil die Schlange, sobald sie in einer gewissen Entfernung vom Bisam-Thier ist, sogleich durch den Geruch des Bisams angehalten und betäubt wird: die Sinne vergehn ihr, und sie kann sich nicht mehr bewegen. Dies ist so allgemein erkannt, daß die Bauern, welche Holz hohlen, oder in den Gebirgen als Köhler arbeiten, kein besseres Verwahrungsmittel wider diese Schlangen wissen, deren Biß sehr gefährlich ist, als etwas Bisam bey sich zu tragen. Alsdenn können sie ruhig nach dem Essen schlafen. Wenn eine Schlange ihnen zu nahe kommt, so betäubt sie der Bisam-Geruch, und sie geht nicht weiter.

Was sich bey der Rückkunft des Mißionars zu Peking ereignete, überzeugte ihm noch mehr, daß Schlangenfleisch wirklich die Haupt-Nahrung dieses Thiers seyn müsse. Des Abends kam ein Stück von dem Bisam-Bock auf den Tisch; einer von den Gästen, welcher einen so unüberwindlichen Abscheu vor Schlangen hat, daß ihm schon übel wird, wenn er sie nur in seiner Gegenwart nennen hört, wußte nicht ein Wort von dem, was vom Bisam Bock und seiner Schlangenspeise erzählt wird; der Mißionar hütete sich auch wohl, ihm etwas davon merken zu lassen, war aber sehr aufmerksam wie er sich dabey betragen würde.

Er nahm von dem Rehbock wie die andern, um davon zu essen, hatte aber kaum ein Stück zum Mund gebracht, als er ein so heftiges Aufsteigen und so starke Uebelkeiten empfand, daß er keinen Bissen mehr anrühren konnte. Alle die andern assen mit größtem Appetit davon, er allein behielt einen Eckel davor.

In der Provinz Schan-tong, ohnweit Ngohien, einer Stadt der dritten Ordnung, ist ein natürlicher Brunnen, oder vielmehr ein Loch, in der Gestalt eines Brunnens, 70 Fuß tief, das nach dem Vorgeben der Sinesen mit einem unterirdischen See oder anderm Wasser, zusammenhängt. Das Wasser daraus ist sehr klar, und schwerer als das gewöhnliche, wenn man es mit trüben Wasser vermischt, so hellt es solches, und stürzt die Unreinigkeiten auf den Boden des Gefäßes, so wie der Aiaun schlammiges Wasser klärt. Mit dem Wasser dieses Brunnens wird der berufene Ngo-kiao verfertigt, der nichts anders als ein Leim von schwarzer Eselshaut ist.

Man nimmt das Fell dieses Thiers, das erst ganz frisch geschlachtet ist, und taucht es fünfmal hintereinander in Wasser aus diesem Brunnen. Hierauf nimmt man es heraus, um es in- und auswendig zu säubern und abzuschaben. Alsdenn schneidet man es in kleine Stücken, und läßt es, an einem kleinen Feuer in Wasser von demselben Brunnen trocknen, bis die Stücken sich in einen Schleim oder Kleister aufgelöset haben. Diesen drückt man noch ganz warm, durch ein Tuch,

um die gröbern, und nicht zergangenen, Theile, davon zu sondern. Zuletzt wird er getrocknet, und jeder giebt diesem Leim die Gestalt die ihm beliebt. Die Sinesen gießen in Forme, mit Karaktern, Siegeln, oder den Zeichen ihrer Kramläden.

Dieser Brunnen ist einzig in Sina; er wird unter dem Siegel des Statthalters des Orts verwahrt und verpettschirt, bis die Zeit kommt, wo man den Leim für den Kayser zu machen pflegt. Dieses geschieht gemeiniglich nach der Herbst-Erndte, und dauret bis in die ersten Tage des März. Während dieser Zeit treten die benachbarten Sinesen mit der Wache des Brunnens, und den Arbeitern welche den Leim für den Kayser verfertigen, in Unterhandlung. Diese machen so viel als sie können, nur mit dem Unterschied, daß der zu diesen Schleichhandel verfertigte Leim nicht so rein und gut ist, und daß sie nicht so pünktlich genau dabey Acht haben, ob der Esel fett und recht schwarz sey. Unterdessen wird dieser Leim zu Peking doch eben so sehr geschätzt, als der, welchen die Mandarine des Orts an Hof und an ihre Freunde senden.

Da dieser Leim in großen Ruf steht, und man zu Ngo-hien nicht so viel verfertigt, daß er für das ganze Land zureichte, so macht man anderwärts sehr vielen falschen, von Maulthier- Pferde- und Kameel-Häuten, und oft von alten Stiefeln. Man giebt diesem falschen dieselbe Form und dasselbe Zeichen, wie dem ächten;

man putzt ihn mit etwas untermischtem gutem Ngo:kiao in großen und schönen Krambuden aus, und weil die Zahl der unwissenden und einfälti=gen Käufer eben so groß ist, als die Zahl der Schelme und Betrüger die ihn verkaufen, so wird ein großer Absatz davon in den Provinzen gemacht. Unterdessen kann man den ächten sehr leicht von dem falschen unterscheiden. Der ächte hat keinen übeln Geruch, und auch keinen übeln Geschmack, wenn man ihn in Mund nimmt. Er ist zerbrechlich und mürbe; es giebt blos welchen von zweyerley Farben, ganz schwarzen, oder röth=lich schwarzen, wie der Peruanische Balsam. Der falsche hingegen hat einen übeln Geruck und Ge=schmack, selbst der, welcher von Schweinshaut ge=macht wird, und dem ächten noch am nächsten kommt. Ueberdies ist er nicht gebrechlich, und gleicht dem wahren niemals vollkommen.

Die Sinesen legen dem Ngo-kiao eine Men=ge Tugenden bey; er soll gut für die Brust, für kurzen Athem, und für die Eingeweyde seyn; er soll das Blut erfrischen, die Hitze zertheilen, ro=the Ruhr stillen ꝛc. Die Mißionarien haben aus eigener Erfahrung gefunden, daß er, nüchtern genommen, vortreflich in Lungenkrankheiten ist. Viele von ihnen, welche an diesen Krankheiten litten, haben den größten von dem Gebrauch des Ngo-kiao gespürt. Dies Mittel wirkt aber lang=sam, und man muß large damit anhalten. Man nimmt es als ein Dekokt, mit Kräutern, oft auch, aber seltener, als Pulver.

15.

Miscellaneen. *) Findlings Spital — Sinesische Bauart — Särge — Vier Volks-Classen — Dürftigkeit — Heerstraßen — Sklaven — Policey — Todesurtheile — See Po-yang — Mährchen vom Yampao — Tortur — Sinesisches Buch von Frankreich — Bücherssammlung — Sprache — Gemälde des Volks — Marsch des Kayfers — weibliche Tapferkeit — Missionarien.

Zu Kanton ist ein Findlings-Spital, Yio-gin-tang, „das Haus der Barmherzigkeit" genannt. In dieses Spital werden verschiedene von den Kindern gebracht, die in Sina so häufig ausgesetzt werden. Sie werden darin auf Kosten des Kayfers ernährt und erhalten. Es ist mit allem Nothdürftigen überflüßig versehn; man findet da Ammen, um sie zu säugen; Aerzte, um ihrer Gesundheit zu pflegen; Aufseher, um über die gute Ordnung zu wachen. Die Jesuiten fanden Mittel, mehr als 300 dieser Kinder jährlich zu taufen, nachdem sie sich den freyen Zutritt zu diesem Spital, unter einem Vorwande, und durch Erlegung einer Summe Geldes, erkauft hatten. Ueberdies wurden viele dieser Kinder in ihre Kirche gebracht, oder von den ausgeschickten Katecheten an den Oertern, wo man sie auszusetzen

*) Unter dieser Rubrik gebe ich einzelne Bruchstücke, aus allen neun Bänden gesammelt, die ich anderswo nicht einschalten konnte, und doch wichtig oder unterhaltend genug fand, um sie nicht übergehn zu können. R.

pflegt, aufgesucht. Die Jesuiten hielten jedem von diesen Kindern eine Amme, der sie monatlich 25 Sols bezahlten; ingleichen sorgten sie für das nöthige leinene Geräthe, und die Arzeney in Krankheiten. Nichts ist gewöhnlicher, als dergleichen, von ihren Eltern verlassene, arme Geschöpfe, auf dem Wasser treiben zu sehn, oder, in frisch umgewühltem Erdreiche, eingescharrt, und oft noch lebend zu finden. Alle Tage fährt zu einer bestimmten Stunde, ein Karren in den Städten herum, auf welchen die ausgesetzten Kinder gebracht, und ins Spital geschaft werden. In den Provinzen sterben viele von diesen Kindern durch den Geitz der Mandarine, die für viele nur eine Amme halten. In Yaotscheu, und in den umliegenden Städten, werden wenige Kinder ausgesetzt. Die Armen tragen sie des Nachts vor die Thüre des Spitals; im Winter ist eine Art von Krippe, voll Baumwolle hingesetzt, worein man das Kind legt, die Glocke zieht, und sich entfernt. Auf das Schellen kommt der Thürsteher herbey, nimmt das Kind, und übergiebt es der Amme. Ein Sineser der wenig Vermögen hat, geht oft ins Spital, und hohlt sich ein kleines Mädchen, um es zu erzichn, und seinem Sohne zur Frau zu geben. Dadurch erspart er die Geldsumme, die ihm oft der Ankauf einer Frau kosten würde. Ueberdies glaubt er, daß ein solches Mädchen, das er auf dirse Art aus dem Spital genommen, mehr Unterwürfigkeit als eine andre haben werde. Selten daß sich etwas vor

dem Hochzeittag ereignet, was wider Zucht und Ehrbarkeit ist. Die Mutter, welche das Haus nie verläßt, hat immer ihre künftige Schwiegertochter in Augen, und außerdem ist auch die Schaamhaftigkeit, welche in Sina unter dem Frauenzimmer herrscht, ein unübersteigliches Hinderniß für alle Angriffe der Verführung. Reiche, kinderlose Sinesen, sprengen oft aus, daß ihre Frau schwanger sey, und nehmen des Nachts ein Kind aus dem Spital, das sie hernach für ihren Sohn ausgeben. Diese Kinder, wenn sie studiren, genießen des Vorrechts, sich examiniren lassen, und die Grade eines Baccalaureus und Doktors erhalten zu können, ein Vorrecht, das man adoptirten Kindern nicht zugesteht. Die Verwandten des vermeintlichen Vaters können sich zwar dagegen setzen, aber sie thun es nicht immer.

In Sina haben die öffentlichen Gebäude an Tiefe, was die europäischen an Höhe haben. Es giebt sehr wenige Häuser zu zwey Stockwerken, und sie haben keine Aussicht auf die Gasse. Man trift viele Zimmer darin an, die durch große Höfe geschieden werden. In allen Häusern, selbst in den Häusern der Privatpersonen, ist ein eigener Saal zum Annehmen der Besuche bestimmt.

Jeder Sinese hat seinen Sarg in seinem Hause, der bereit steht ihn aufzunehmen, sobald der Augenblick des Todes gekommen seyn wird; sie betrachten ihn mit wahrem Wohlgefallen. Diese Särge sind sehr dick, und können lange der Luft und dem Regen widerstehn. Es werden oft vier und acht Personen erfodert, um einen solchen Sarg zu tragen, wenn er gleich leer ist. Einige sind sauber mit Schnitzarbeit geziert, und mit Lack überzogen und vergoldet. Oft verkauft oder verpfändet man den Sohn vom Hause, um dem Vater einen Sarg schaffen zu können. Die Begräbnisse sind hier außer der Stadt, und, so viel möglich, auf Höhen. Oft pflanzt man Fichten und Cypressen umher. Die meisten Gräber sind weiß angestrichen, und von angenehmer Bauart. Man legt nicht mehr als eine Person, selbst Verwandte nicht, in ein Grab. Selbst Leute von Mittelstand scheuen oft keine Kosten, um den Sarg eines Verwandten, aus einer Provinz in die andre schaffen, und ins Familien-Begräbniß beysetzen zu lassen. Man thut oft weite Reisen, um an der Farbe der Knochen zu untersuchen, ob ein Fremder eines natürlichen, oder gewaltthätigen Todes gestorben ist. Der Mandarin ist bey der Oefnung des Sargs zugegen. Wenn ein Fremder stirbt, und kein Sarg vorhanden ist, worein man ihn legen kann, so pflegen reiche Personen, einen Sarg zum Allmosen zu geben. Es würde in Sina was unerhörtes seyn, wenn

man die Gebeine der Toden, wie in unsern europäischen Beinhäusern, aufstellen oder sammeln wollte. Aber folgends, die Eingeweyde und das Herz aus einer Leiche nehmen, und besonders begraben, würde für die entsetzlichste Barbarey gelten. Die Anatomie ist in Sina ein allgemeiner Gegenstand des Abscheus, und nie wird sie da eingeführt werden können. Es giebt Leute welche die Gräber erbrechen, um die Kleinodien und Kostbarkeiten zu stehlen, aber dies Verbrechen wird hart gestraft. Man erzählt in Sina hundert Spuckgeschichten von Verstorbenen, die nach ihrem Tode erschienen sind, und man fürchtet sich dort mehr vor Gespenstern, als vor Zeiten in Europa.

Die vier verschiedene Stände in Sina sind, Se, Num, Kum, und Cham; der Stand der Gelehrten, der Ackersleute, der Handwerker, und Kaufleute. Alle Frühjahr pflügt der Kayser selbst, mit großem Gepränge, einige Furchen, um durch sein Beyspiel zum Landbau aufzumuntern. Die Mandarinen jeder Stadt thun ein Gleiches. Die gewöhnliche Frage die der Kayser an die Abgeordneten der Vicekönige thut, ist die, in welchem Stande sie den Feldbau verlassen haben? Ein zur rechter Zeit gefallener Regen, ist eine Veranlassung um dem Mandarin einen Staatsbesuch zu machen, und ihm deswegen Glück zu wün-

schen. Ein Mandarin, der Criminal-Richter einer Provinz war, verkleidete, um, unerkannt, den Zustand des Feldbaus zu untersuchen. Er fand einen Ackersmann, der vor seinem Pflug seine beyden Kinder gespannt hatte, und erfuhr von ihm, daß ein reicher Mann ihn so weit herabgebracht, und gezwungen habe, seine Ochsen zu verkaufen, um ihn bezahlen zu können. Der Mandarin übte auf der Stelle eine Handlung der Mildthätigkeit und Gerechtigkeit aus, die in Europa bewundert werden würde.

Die Häuser des gemeinen Volks wollen in Sina wenig sagen; aber den Häusern der Mandarine und überhaupt allen öffentlichen Gebäuden, fehlt es nicht an Pracht und Annehmlichkeiten. Die Armen zwingen oft ihre kranken Eltern oder Verwandte, sich in die Spitäler zu begeben. Das Elend muß aber weit bey einem Sinesen gekommen seyn, wenn er sich entschließen soll, im Spital zu leben. Er stirbt lieber Hunger, zumahl wenn er sich vorher im Wohlstand befunden hat. Auch sieht man eine große Menge verhungern. Man sollte nicht glauben, wie groß die Armuth unter dem Volke ist. Manche bringen zwey, drey und mehrere Tage hin, ohne was anders zu sich zu nehmen, als Thee. Die Bewohner gewisser, nicht sehr fruchtbaren, Gegenden, verlassen sie,

sobald sie das Land bestellt haben, um anderswo den Winter durch, von Allmosen zu leben.

In den nördlichen Provinzen macht der Staub die Wege beschwerlich; in den südlichen die Ueberschwemmungen. Die reichen Sinesen führen gern Brücken zum Besten des gemeinen Wesens auf. Man findet deren viele von Stein. Ein Mißionar sah eine, die ganz flach, und über eine Viertelmeile lang war. Die Quadersteine waren von ungeheurer Länge und Breite. Diese Brücke diente um über einen Arm der See, bey hoher Fluth, zu kommen. An den Wegen trift man viele Ruheplätze, oder kleine Behältnisse an, wo ein Reisender einkehren und ausruhen kann. Sie sind sonderlich bey großer Hitze sehr bequem. Die Mandarine, die ihr Amt niedergelegt haben, pflegen sich, vor ihrer Rückkehr in ihr Vaterland, gemeiniglich durch dergleichen Anstalten ein Gedächtniß zu stiften. Man findet um einigen Ortschaften, sonderlich in Horitscheu, große, mit schönen viereckigen Steinen gepflasterte Heerstraßen. Es giebt auch Tempel und Pagoden am Wege, die man am Tage besuchen kann, aber es ist nicht sicher, (setzt der Mißionar, er sagt nicht, aus welchen Gründen? hinzu) darin die Nacht zuzubringen. Im Sommer pflegen mildthätige Personen Leute zu besolden, die an arme Reisende, umsonst, Thee schenken. Den Heerstraßen

mangelt es auch nicht an Wirthshäusern, aber Leute von einem gewissen Stande können nicht da herbergen; wenigstens müssen sie alles bey sich führen, was zu einem Bett-Geräthe erfordert wird.

Nut-sai, Keu-nutsai, „Sklave," „Hund von Sklaven," sind die gröbsten Schimpfwörter. Unterdessen verkauft mancher seinen Sohn, ja sich selbst und seine Frau, um einen sehr mäßigen Preiß. Dies Elend, und die große Volksmenge dieses Reichs, sind Schuld an dieser ungeheuern Anzahl Sklaven. Fast alle Bedienten, und überhaupt alles weibliche Gesinde in einem Hause, sind Sklaven. Oft ist der Groß-Mandarin einer Provinz, der einen Haufen Sklaven in seinen Diensten hat, selbst der Sklave eines Großen am Hofe, für den er das Geld zusammenscharrt. Ein Sinese von Verdiensten, der sich einem Tartarischen Fürsten zu eigen überläßt, kann sich darauf verlassen, bald Groß-Mandarin, ja Vicekönig einer Provinz zu werden. Setzt ihn der Kayser ab, so kehrt er zu seinem alten Herrn zurück, und dient ihm wie vorher, wenigstens eine gewisse, beliebige Zeit. Reiche Leute wenn sie ihre Töchter verheyrathen, geben ihnen eine oder mehrere Familien-Sklaven, nach Maasgabe ihres Vermögens, mit. Oft trägt es sich zu, daß man einem Sklaven die Freyheit schenkt, oder ihm er-

laubt sich frey zu kaufen. Einige genießen einer halben Freyheit, unter der Bedingung, daß sie alle Jahre eine gewisse Summe bezahlen. Andre bereichern sich durch den Handel; ihr Herr läßt ihnen was sie sich erwerben, und begnügt sich, große Geschenke von ihnen zu ziehn; er erlaubt ihnen aber nicht, sich loszukaufen. Ein Herr ist ohne Rettung verlohren, sobald man ihm gerichtlich beweisen kann, daß er die Frau seines Sklaven gemißbraucht hat. Es giebt unter den Sklaven Personen von einer geprüften Treue, und unverbrüchlichen Ergebenheit gegen ihren Herrn. Auch behandelt sie der Herr wie seine Kinder. Ein Großer sagte zu einem Mißionar: „Wich„tige Angelegenheiten müsse man nur Sklaven „anvertrauen, weil man Herr von ihrem Leben „sey."

Wenn in einer Stadt ein großer Diebstahl oder ein Mord verübt wird, und der Mandarin entdeckt die Diebe oder Mörder nicht, so wird er abgesetzt. Ist das Verbrechen zu abscheulich, z. B. hat ein Sohn seinen Vater getödet, so verlieren, sobald die That bey den Hof-Tribunalen einberichtet wird, alle Mandarinen ihre Stellen, zur Strafe, daß sie nicht besser über die guten Sitten gewacht haben. Es giebt auch außerordentliche Fälle, wo man die Eltern des schuldigen Kindes, mit zum Tode verdammt. Die Ver-

wandten können sich, mit Einwilligung des Mandarines, in den Saal ihrer Vorfahren versammeln, und daselbst ein Kind, das sich gar nicht bessern läßt, zum Tod verurtheilen, und das Urtheil auch an ihm vollziehn, wenn sich von ihm eine böse Handlung befürchten läßt, welche die Familie entehren könnte.

Wenn ein Mandarin zu streng ist, so wird er auf der Liste, welche die Vicekönige von drey Jahren zu drey Jahren bey Hofe einschicken, als ein solcher notirt, und eine solche Note ist hinreichend, ihn um sein Amt zu bringen. Stirbt ein Gefangener im Gefängnisse, so muß durch viele Zeugnisse bewiesen werden, daß der Mandarin nicht an seinem Tode Schuld gewesen ist. Viele Personen sterben auf der Folter, die in Sina sehr scharf ist. Diese Folter zermalmt die Knochen des Beins, und drückt sie oft ganz platt. Man hat gewisse Arzeneyen, welche das Gefühl des Schmerzes vermindern, ja ganz betäuben. Der Mandarin giebt wohl Acht, daß der Leidende sich nicht derselben bediene, und erst nach der Folter erlaubt er ihren Gebrauch, um den Patienten zu heilen, der auch wirklich dadurch in wenigen Tagen, den Gebrauch seiner Beine wieder erlangt. Wenn ein Verbrecher zum Tode verdammt werden soll, so giebt man ihm, ehe man das Urtheil

ihm vorlieſt, eine Mahlzeit, die Hi genannt wird. Der arme Sünder, der ſich auf den Punkt ſieht, verurtheilt zu werden, bricht oft in Schimpfreden und Vorwürfen gegen den Mandarin aus. Dieſer hört ſeine Schmähungen geduldig an, ſobald ihm aber ſein Urtheil vorgeleſen iſt, läßt er ihm einen Knebel in Mund ſtecken. Geköpft werden, iſt in Sina ein ſchimpflicher Tod, weil die Theile vom Körper getrennt werden; im Gegentheil gilt das Erdroſſeln an einem Pfahl, für eine ſanfte, und faſt ehrliche Todesart.

Der See Po-yang, oder Jao-tſcheu, entſteht durch den Zuſammenfluß von vier Flüſſen, ſo groß wie die Loire. Er hat dreyßig Stunden im Umkreyß. Man ſteht auf demſelben dieſelben Typhon's, wie auf den ſineſiſchen Meeren, aus. Der Mißionar, der dieſes erzählt, machte ſelbſt die traurige Erfahrung davon. Wenn man auf der gefährlichſten Stelle des Sees iſt, hat man einen Tempel in Geſicht, der auf einer jähen Klippe liegt. Die Matroſen rühren alsdenn eine kupferne Trummel, um den Götzen von ihrer Vorüberfahrt zu benachrichtigen. Sie zünden, ihm zu Ehren, Lichter auf dem Vordertheil der Barke an, verbrennen Weyrauch, und opfern einen

Hahn. An diesem See, so wie an mehrern Orten in Sina, findet man Barken, die eine Stiftung frommer, mildthätiger Personen, und beständig in Bereitschaft sind, Schiffbrüchigen und Nothleidenden zu Hülfe zu eilen. Der Mißionar war einmal selbst Zeuge, mit welchem schnellen Eyfer, und glücklichen Erfolg dieses geschah. Man erzählte ihm aber zugleich, daß oft diejenigen, die in diese Barken, zur Hülfleistung beordert werden, die ersten sind, welche die Kaufleute umkommen lassen, um sich durch ihre Plünderung zu bereichern, zumahl wenn sie hoffen nicht entdeckt zu werden. So weiß die Bosheit der Menschen selbst das Gute in Böses zu verwandeln, aller Wachsamkeit der Obrigkeit ohngeachtet, die in Sina sehr groß ist; denn ein Mandarin sucht seinen Ruhm darin, dem Volk beyzustehn, und ihm zu zeigen, daß er gegen dasselbe wie ein Vater gesinnt ist. Bey einem Sturme begnügte sich ein Mandarin nicht bloß daran, zu verbieten, daß man nicht über den Fluß setzen sollte, sondern er begab sich auch selbst ans Ufer, und blieb daselbst den ganzen Tag, um durch seine Gegenwart zu verhindern, daß nicht irgend ein Wagehals, vom Gewinn gereitzt, sich in Gefahr begäbe, elendiglich umzukommen.

Yam=pao, fand auf seinem Weg, einen Vogel, der mühsam einen Strick nach sich schlepp=te, an welchem er gebunden gewesen war. Yam=pao hatte Mitleid mit dem Vogel, knüpfte den Strick los, und gab ihm die Freyheit. Er wur=de gar bald für diesen Dienst belohnt. Der Vo=gel kam zurück, und hielt in seinem Schnabel ei=nen goldenen Ring, den er seinem Befreyer über=lieferte. Die Geschichte, die uns diesen Zug ei=nes weichen und leicht zu rührenden Herzens auf=behalten hat, setzt hinzu, daß die Familie des Yam=pao in einen blühenden Zustand kam, und dem Staat verschiedene Minister gab. So zie=hen oft kleine Dienste, (fährt der sinesische Erzäh=ler fort) großen Lohn nach sich.

Die Backenstreiche sind in Sina eine sehr ge=wöhnliche Strafe, und zugleich eine empfindliche Tortur, der sonderlich die Mißionarien und die Neubekehrten, in den Zeiten der Verfolgung oft unterworfen waren. Sie werden folgendergestalt gegeben. Der Delinquent liegt auf den Knien; ein Büttel kniet mit dem einen Fuß hinter ihm, faßt seinen Kopf bey den Haaren, und zieht ihn auf sein andres, aufrechtstehendes, Knie, so daß der eine Backen Horizontal zu liegen kommt: ein andrer Büttel hält ein Instrument, das einer

Schuhsohle gleicht, und aus vier, auf einander genähten, Blättern Leder besteht. Mit diesem Instrument theilt er aus vollen Kräften auf den Backen des Delinquenten die Anzahl Streiche aus, die der Mandarin befohlen hat. Ein einziger ist hinreichend, das Bewustseyn verlieren zu machen; oft werden die Zähne davon in Mund geschlagen, und der Kopf läuft gräßlich auf. Wenn die Anzahl der Streiche sehr groß ist, so theilt man sie auf beyde Backen ein. Eine andre, von Japon aus in Sina aufgekommene, Tortur, die man an den Neubekehrten ausübte, bestand darin, ihnen die Hände auf den Rücken, und die Daumen an einander zu binden, und sie daran, so lange an einen Balken aufzuhängen, bis man das Geständniß von ihnen erpreßt hatte. Die Sinesen vom gemeinen Pöbel glauben, daß die Seele eines hingerichteten Verbrechers, sobald sie den Körper verläßt, die anfällt die sie zuerst antrift, ihre Wuth an ihnen ausübt, und tausend Vermaledeyungen gegen sie ausstößt, zumahl wenn sie zu seiner Bestrafung beygetragen haben. Deswegen ergreifen alle Zuschauer die Flucht, sobald sie den Todesstreich geben sehn.

In einem historisch-geographischen Wörterbuche, das unter Cang-hi angefangen, und auf

Befehl des Kayſers herausgegeben wurde, findet ſich folgende Beſchreibung von Frankreich. — „Frankreich liegt Nordoſtwärts von Spanien; es hat 11200 Li (zehn Li ſind eine gemeine franzöſiſche Meile) im Umkreyſe. Es iſt in ſechszehn Provinzen getheilt. Die Hauptſtadt des Königreichs heißt Paris. Dieſe Stadt iſt hauptſächlich eines Collegiums wegen merkwürdig, wo ſich gewöhnlich mehr als vier Uan Studenten aufhalten. (ein Uan iſt zehntauſend) Es giebt daſelbſt noch ſieben andre dergleichen, diejenigen ungerechnet, wo arme Schüler umſonſt erzogen werden. Alle dieſe Collegia ſtehn unter dem Könige. Der König von Frankreich beſitzt die wunderbare Gabe, die Kröpfe, durchs Anrühren mit der Hand, zu heilen. Er kann dieſes Wunderwerk jedes Jahr nur einmal bewirken, nachdem er vorher drey Tage gefaſtet hat. Frankreich hat funfzig Königreiche, die von ihm abhängen ꝛc.“ — Was den Sineſen eine ſo große Meinung von Frankreich beybringt, rührt mit daher, daß die meiſten Maſchinen, Werkzeuge, Koſtbarkeiten und Seltenheiten, die ſich in den Zimmern und Kabinetten des Kayſers befinden, mit dem franzöſiſchen Wappen bezeichnet ſind. „Die Lilien, ſagt ein Mißionar, ſieht man ſo häufig im Pallaſt des Kayſers, als ob man im Louvre oder zu Verſailles wäre.“

Der Kayser Kien-long ist jetzt mit einem großen Entwurf beschäftigt. Er ließ vor einigen Jahren bekannt machen, daß er eine Sammlung von den auserlesensten Büchern und Schriften in sinesischer Sprache, veranstalten wolle; er befahl, daß diejenigen welche Manuscripte von Werth besäßen, solche bey Hof einreichen mögten, und daß man sie ihnen, nach geschehener Wahl, treulich wieder aushändigen würde. Der Kayser erhielt eine ungeheure Menge Bücher. Er beschloß daß die Sammlung aus 600000 Bänden bestehn sollte. Er berief die angesehensten Gelehrten des Reichs und die geschicktesten Drukker nach Peking. Er gab ihnen noch eine Menge Beysitzer zu, und große Palläste zur Wohnung. Er ernannte zu Präsidenten des ganzen Werks, einige Regulos, und sogar seinen sechsten Sohn. Diese mußten für die geringsten Fehler haften. Ein einziger ausgelassener oder unrecht gesetzter Punkt oder Buchstabe, würde bestraft, und mit Einziehung eines Theils ihrer Einkünfte gebüßt werden. Unter diese Sammlung hat auch der Kayser drey Bücher von der christlichen Religion aufgenommen, die von Jesuiten geschrieben wurden, und vielen Beyfall in Sina erhielten. Das erste ist von dem berühmten Pater Ricci und heißt Tien-tschu-sche-y, „wahre Kenntniß Gottes." Das zweyte führt den Titel, Tri-ke; es handelt von der Ueberwindung der sieben herrschenden Leidenschaften des Menschen. Das dritte

hat den Pater Verließ zum Verfasser, der unter Cang = hi lebte; es wird Kia = nao = su = lun genannt; „kurzer Abriß der Grund = Wahrheiten der Religion."

Die sinesische Sprache ist sehr schwer; sie gleicht, sagt ein Mißionar, keiner einzigen, bekannten Sprache. Dasselbe Wort ist Substantivum, Adjectivum, Verbum, Adverbium, Singularis, Pluralis, Femininum, Masculinum ꝛc. Der Zuhörer muß seine Bedeutung aus den Umständen zu errathen suchen. Dazu kommt, daß alle Wörter der Sprache sich auf dreyhundert und noch einige drüber, reduciren, welche aber auf so mancherley Weise ausgesprochen worden, daß sie achtzigtausend verschiedene Dinge bedeuten, die man durch eben so viele Karaktere oder Schriftzüge ausdrückt. Das ist noch nicht Alles. Die Zusammensetzung aller dieser Monosyllaben ist keiner allgemeinen Regel unterworfen, so daß man, wenn man die Sprache wissen will, erstlich die Wörter, und nachher auch noch jede Phrasis besonders lernen muß, weil die geringste Versetzung machen würde, daß drey Viertel von den Zuhörern nicht verstehn, was man sagen will. Schu z. B. heißt, ein Buch; ein Fremder glaubt nun,

daß dieses Wort, Buch, bedeute, so oft es vorkommt; er betrügt sich; es heißt auch, Baum, — große Hitze — erzählen, — Morgenröthe, — Regen — Mildthätigkeit — gewöhnt seyn — eine Wette verlieren ꝛc. Ja, wenn man sich aus dem Lesen der Bücher Raths erholen könnte; aber nein; ihre Sprache ist ganz verschieden von der Sprache im täglichen Umgang. Was für einen Europäer immer eine Klippe bleiben wird, an der er scheitert, ist die Aussprache. Sie ist von einer unüberwindlichen Schwierigkeit. Jedes Wort kann in fünf verschiedenen Tönen ausgesprochen werden; und man muß nicht glauben, als ob jeder Ton so markirt sey, daß ihn das Gehör leicht unterscheiden könne. Diese Monosyllaben gleiten mit unbeschreiblicher Geschwindigkeit über die Zunge eines Sinesen, und aus Furcht, daß man sie doch noch zu leicht im Flug haschen mögte, machen die Sinesen, ich weiß nicht wie viele, Elisionen, die von zwey Monosyllaben fast nichts übrig lassen. Bald muß man durch den Schlund, bald durch den Gaumen, bald, und fast immer, durch die Nase reden. „Ich sage meine Predigt wohl funfzigmal meinem Bedienten her, fährt der Missionar fort, ehe ich sie im Publikum halte. Ich befehle ihm mich zu corrigiren, wo er es nöthig findet, und werde nicht müde, ihm nachzusprechen. Und doch verstehn viele von meinen sinesischen Zuhörern von zehn Theilen, nicht

drey. Ein Glück daß die Sinesen viel Geduld haben, und sich selbst wundern, wie ein armer Fremder zwey Worte von ihrer Sprache lernen könne."

„Die Sinesen, (sagt ein Mißionar, der eben erst aus Europa in ihrem Lande angelangt war) sind ohngefehr so, wie man sie sich in Europa vorstellt. Unterdessen muß man doch von ihnen sagen, was man von gewissen großen Männern sagt, sie verlieren, wenn man sie zu sehr in der Nähe sieht. Man übertreibt in den Gemälden die Kleinheit ihrer Augen, und den Zuschnitt ihrer Figur. Unter hundert könnten immer zwanzig sehr gut als Europäer verkleidet werden; und wie wäre es sonst den Mißionarien möglich, ins innere Land zu kommen, da sie, um zu paßiren, gezwungen sind, vor Zollbedienten zu erscheinen, die einen scharfen Blick haben. Was hier einen Europäer am meisten verräth, sind die blauen Augen. Der Pater Dühalde schmeichelt die Sinesen zu sehr in dem Gemälde, das er von ihnen entwirft. Dieses Volk hat alle Hauptlaster, und sonderlich einen großen Stolz. Ich habe mich gewundert, daß sie nicht grausam sind ..... Sie sind große Nachahmer, aber sie besitzen nicht ein

gewisses Genie. Zu Kanton tragen über drey und ein halb Viertel der Einwohner, statt aller Kleidung nichts als ein paar Unterhosen; man muß aber auch bekennen, daß es daselbst übertrieben heiß ist. Man übertreibt nicht, wenn man die Volksmenge in Sina als Ungeheuer schildert. Zu Kanton und auf dem Fluß zählt man über eine Million Seelen. Eben so viel wohnen zu Fonkar, einem Flecken, fünf oder sechs „Lieues" von Kanton. Um eine große Stadt vorzustellen fehlt ihm nichts, als Mauern . . . . . Zu Peking, unter dem 40 Grad der Breite ohngefehr, ist es im Winter so kalt, daß man auf einem Ofen schlafen muß, der die ganze Nacht geheitzt wird. In Sommer hingegen ist es so heiß, daß in den letztern Jahren (der Brief ist 1767 geschrieben) in weniger denn zwey Monaten über 8000 Menschen von der Sonnenhitze starben.

Der Frater Attiret ein geschickter Maler, welcher den Kayser auf einem von seinen Zügen begleitete, gestand seinen Freunden, daß wenn er ein geschlagenes Heer hätte malen sollen, er kein besseres Muster zu finden gewußt hätte, als das welches er unter Augen hatte. Er vermißte ganz

bey diesem Marsch des zahlreichen Gefolges des Kayſers, die Majeſtät, Oekonomie, und Ordnung, welche ſonſt die ſineſiſchen Ceremonien karakteriſirt. Er ſah bloß einen verwirrten Haufen von Leuten aus allen Ständen, welche hin und her eilten, ſich drängten, ſtießen, liefen; dieſe, um Befehle zu überbringen, jene, um ſie zu vollziehn; die, um ihre Herrn zu ſuchen, die ſie in dem Getümmel nicht unterſcheiden konnten; jene, um ſich in ihr Quartier zu begeben; oder, das Quartier des Kayſers aufzufinden, von dem ſie ſich verirrt hatten. Ueberall herrſchte nichts als Tumult, und überall erblickte man nichts als Gegenſtände, die Mitleiden, oder unangenehme Empfindungen erregten; umgeſtürzte Wagen, die man ſich vergebens aufzurichten bemüht; unter ihre Laſt zu Boden geſunkene, und kläglich ſchreyende, Kameele; zerbrochene Brücken; tode Pferde; tode Menſchen; Krüppel und Sterbende, die von Pferden zertreten, oder von den Wägen die über ſie hinfuhren, gerädert, und zerquetſcht wurden; Reuter die ſich durchs Gedränge einen Weg bahnen.

Auf eben dieſem Zuge kam Attiret bey der großen Mauer vorbey. „Ich wundre mich, ſchrieb er, wie europäiſche Reiſende die dieſes große Werk geſehn haben, uns nicht beſſer von ſeinem ungeheuern und erſtaunlichen Umfang belehren. Dieſe Mauer iſt eins der ſchönſten Wer-

ke die auf der Welt sind, versteht sich, in Rücksicht auf die Zeit, wo sie gebaut wurde, und des Volks, das sie ausdachte, und ausführte."

Bey dem Zuge, den vor wenigen Jahren der jetztregierende Kayser, gegen die Mia-otse's, oder Bewohner der Gebirge, die Sina mit ihren Streifereyen beschwerlich fielen, unternehmen ließ, und worin diese unglückliche Nation, völlig aufgerieben wurde, trug sich folgende Anekdote zu. Ein Theil der sinesischen Armee belagerte schon zwey Monate lang, ein kleines Fort, das auf einen unzugänglichen, steilen Felsen angelegt war, und wendete Alles an, was Muth und Geschicklichkeit vermögen, um es zu erobern. Eines Tages, vernahmen einige Soldaten von der Wache, in der frühsten Morgendämmerung, ein Geräusch, und glaubten an dem einen Abhange des Felsen, etwas zu sehn, das sich bewegte. Zwey oder drey von ihnen, kletterten, vermittelst der, an ihren Stiefeln befestigten Haken, dahin, und fanden eine Weibsperson, welche Wasser schöpfte. Sie bemächtigten sich ihrer. Als sie gefragt wurde, woraus die Besatzung des Forts bestünde? antwortete sie; aus niemand als aus mir: es fehlte mir an Wasser, und ich wollte heute welches schöpfen. Sie führ-

te sie hierauf durch einen verborgenen Pfad in das Fort. In der That war niemand darin gewesen, als diese Weibsperson. Sie hatte von Zeit zu Zeit einige Flintenschüsse gethan, und Stücken Felsen auf die stürmenden Soldaten herabgerollt, die sich vergebens bemühten, die jähe Spitze des Felsens hinan zu klimmen.

Der Zustand der christlichen Religion in Sina verhält sich unter der sanften Regierung des würdigen Kien-long, ruhiger, und vor allen Verfolgungen gesicherter, als unter seinen Vorfahren. Die Mißionarien, die sich als Mathematiker und Künstler am Hof des Kayfers aufhalten, genießen die größte Gnade und Achtung; und das Ansehn in dem sie stehn, hat einen günstigen und mächtigen Einfluß in das Mißionsgeschäfte ihrer, in den verschiedenen Provinzen, zerstreuten Brüder. Als einer von ihnen der Pater Sickelpart, ein Deutscher, den 21sten September, 1777 in sein siebenzigstes Jahr trat, beschenkte ihn der Kayser nicht allein reichlich, sondern fügte diesem auch noch ein, von seiner eigenen Hand geschriebenes, Lob, bey; Alles dieses wurde öffentlich und mit großem Pomp nach der Wohnung der Mißionarien zu Peking, von Yuenmin-yuen aus, dem sinesischen Versailles, ge-

bracht, und von den aus allen Kirchen versammelten Mißionarien mit gleichmäßigem Prunk, und in tiefster Ehrfurcht empfangen. Es befanden sich damals über 20000 Gelehrte zu Peking, um zu einem höhern Grad befördert zu werden: sie waren alle Zeugen von dieser, in den Augen eines Sinesen oder Tartars (nach dem Ausdruck eines kayserlichen Verschnittenen) Millionen-werthem Gnade, und nahmen also sehr günstige Meinungen von den Mißionarien mit in ihre Provinzen zurück.

Inhalt.

Seite

1. Von Sina überhaupt: Schreiben des Paters Laureati; aus dem italienischen: Getrayde — Obst — Manglebaum — Litschi — Zuckerrohr — Bambus — Wachs — Blumenflor — Bethel — Thee — Reißwein — Weinbau — Bergwerke — finesisches Gold — Münzwesen — Geldwaagen — Fabriken — Seide — Tücher — Porcellan — Tabak — lakirte Arbeiten — Reiß — Speisen — einige Gerichte des Landes — Butter — Art zu reisen — Pferde — Tigerart und ihre Jagd — Ungeziefer — der Sinsing — der Bärmensch — das Tigerpferd — der Bisambock — Vögel — schöne Schmetterlinge — Goldfisch — versteinerte Krebse — Fisch Hai-sieng — Fisch Hoahieng — Fischlaich — Pagoden — Pagode zu Emuy — Bonzen. 5

2. Ueber die Inseln welche die Sinesen Lieu-kieu nennen; vom Pater Gaubil. 38

3. Ueber die Juden welche sich in Sina niedergelassen haben. 53

4. Schreiben des Paters Attiret, kayserlichen Malers in Sina, über seine Reise nach Peking, die Sommerhäuser des Kayserś, und das Laternenfest. 93

5. Die sinesische Zeitung. 103

6. Ursachen der öftern Hungersnoth, und der häufigen Feuersbrünste in Sina. 128

7. Beschreibung der Feste welche gegeben wurden, als die Kayserin-Mutter ihr sechszigstes Jahr erreicht hatte. 134

Seite

8. Pater Benoits Beschreibung der innern Gemächer des Kayserś von Sina — einige Umstände bey Verfertigung des Gemäldes des Kayserś — Sinesischer Malerey-Geschmack — Telescop — Luftpumpe und ihr Name auf sinesisch — Tafel des Kayserś — Tafel der Großen — Pater Benoits Tod. 144

9. Von den sinesischen Ehen: Schreiben des Paters B*** an die Gräfin von Forben. Peking, den 9ten Sept. 1765. 169

10. Ueber das sinesische Porcellan: Schreiben des Paters Entrecolles. 198

11. Zweytes Schreiben des Paters Entrecolles. 262

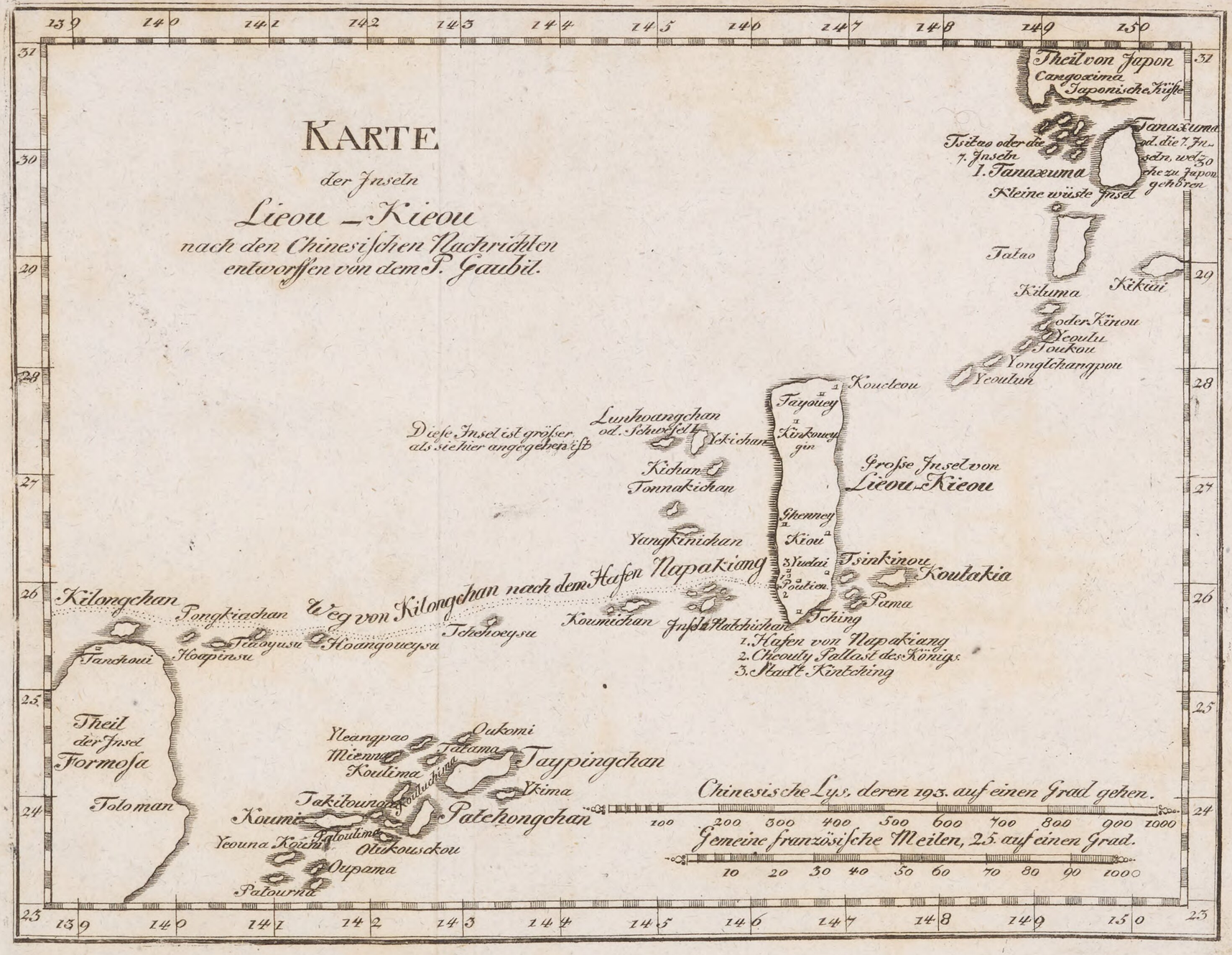
12. Verfertigung der künstlichen Blumen der Sinesen. 288

13. Künstliche Perlen — Art wie die Sinesen Perlen wieder aufputzen — Art Porcellan zu verkitten — Behandlung der Röhre — musikalische Instrumente — Herstellung alter Gemälde, Kupfer ꝛc. — andre Kunststücke und sinesische Geheimnisse, aus sinesischen Büchern gezogen — Stein der Weisen — lächerliche Anekdote davon. 296

14. Zur Naturgeschichte: — Art der Sinesen die Rhabarber zuzubereiten — Gin-seng — der Bisam-Bock — Ngo-kiao. 315

15. Miscellaneen Findlings-Spital — Sinesische Bauart — Särge — Vier Volks-Klassen — Dürftigkeit — Heerstraßen — Sklaven — Policey — Todesurtheile — See-Povang — Mährchen vom Yampao — Tortur — Sinesisches Buch von Frankreich — Büchersammlung — Sprache — Gemälde des Volks — Marsch des Kayserś — weibliche Tapferkeit — Mißionarien. 327

Staatliche Bibliothek Bamberg


KARTE
der Inseln
Lieou – Kieou
nach den Chinesischen Nachrichten
entworfen von dem P. Gaubil.
Theil von Japon
Cangoxima
Japonische Küste
Tsitao oder die
7. Inseln
Tanaxuma
od. die 7. Inseln, welche zu Japon gehören
1. Tanaxuma
Kleine wüste Insel
Tatao
Kikuai
Kiluma
oder Kinou
Veoulu
Toukou
Yonglchangpou
Veoulun
Koucleou
Tayouey
Kirkouey
gin
Lunhoangchan
od. Schwefelt.
Diese Insel ist größer als sie hier angegeben ist
Ykichan
Kichan
Tonnakichan
Grosse Insel von
Lieou-Kieou
Ghennoey
Kiou
Yangkinichan
Yuetai
Tsinkinou
Koulakia
Napakiang
Poutien
Pama
Tching
Kilongchan
Pongkiachan
Weg von Kilongchan nach dem Hafen Napakiang
Tchekoey su
Koumichan
Insel Hatchichan
1. Hafen von Napakiang
2. Chcouty Pallast des Königs.
3. Stadt Kintching
Fanchoui
Hoapinsu
Tsaoyusu
Hoangoueysu
Theil der Insel Formosa
Toloman
Yeangpao
Miennao
Koulima
Oukomi
Tatama
Tayppingchan
Ykima
Takitounon
Koumi
Patchongchan
Yeouna
Koichi
Patoulima
Oukouskou
Oupama
Patourna
Chinesische Lys, deren 193. auf einen Grad gehen.
100 200 300 400 500 600 700 800 900 1000
Gemeine französische Meilen, 25. auf einen Grad.
10 20 30 40 50 60 70 80 90 100
139 140 141 142 143 144 145 146 147 148 149 150
31 30 29 28 27 26 25 24 23

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Reichard, Heinrich August Ottokar,

Zur Kunde fremder Völker und Länder aus französischen Missionsberichten

Bd.: 4

1783

Bamberg, Staatsbibliothek -- AGB Ma 16(4
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11421016-5